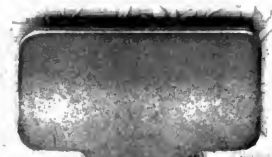
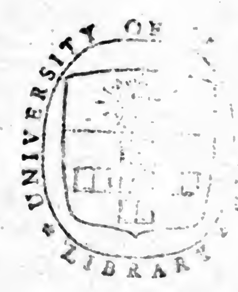

BOOKSELLERS.
CHICAGO.





Peter Rosegger

Nach einer Photogr. v. C. BELLACH, Leipzig. Druck v. GIESECKE & DEVRIENT.

Verlag v. L. STAACKMANN, Leipzig.

image
not
available



Mein Weltleben

oder

wie es dem Waldbauernbuben bei den Stadtleuten erging.

Von

Peter Rosegger.

Mit dem Bildnis des Verfassers.

Sechzehntes Tausend.

Leipzig
Verlag von L. Staackmann
1902

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Vorwort.

Dieses Buch ist keine Dichtung, es ist ein Bekenntnis. Es ist eine Reihe von plaudersamen Beichten, die im Laufe der Jahre abgelegt worden sind, um eine arme Seele zu befreien. Die arme Seele des Verfassers, die nur lebt, indem sie sich giebt. Dieser Verfasser, der bisweilen schon Schlechteres geboten haben mag, lebt in der Einbildung, daß ein Mensch, ob bedeutend oder unbedeutend, überhaupt nichts Besseres zu geben habe, als sich selbst.

Doch ist es schwerer, sein eigenes Leben zu beschreiben, als das anderer. Zwischen artiger Selbstbespiegelung und rücksichtsloser Bloßstellung ist ein sehr schmaler Fußsteig für die schlichte Wahrheit. Und Fehler, die ein Selbstbeschreiber in seinem Buche macht, pflegt man ihm nicht so leicht hingehen zu lassen, als Fehler, die er in seinem beschriebenen Leben begangen hat. Der ersteren sollen — um eine Biographie interessant zu machen — wenige, der letzteren viele sein!

Wir kennen unseren Mann von der „Waldheimat" her. Nach seinen Jugendberichten sind schon dazumal gelegentlich ein paar Gottesgebote überstolpert worden. Auch in diesen seinen neuen Lebensbekenntnissen werden einzelne Bedenklichkeiten nicht ausbleiben, im allgemeinen jedoch

wird man an die lasterhafte Abenteuerlichkeit des Waldbauernbuben keine allzu großen Anforderungen stellen dürfen. Er zog es aus mehrfachen Gründen vor, möglichst bei der erprobten Sitte zu bleiben und lieber einen leidlich zufriedenen Menschen abzugeben, als einen interessanten. Auf der Heeresstraße ist er übrigens nicht geblieben, in einiger Abgelegenheit hat er zur Hälfte sich selbst sein Schicksal geschmiedet, seine Weltanschauung gezimmert — die andere Hälfte hat Gott gethan. Und so ist ein Menschengeschick daraus geworden, wichtig für den, der es durchlebt, unbedeutend vielleicht für den, der es liest.

Das Buch behandelt die Zeit des Mannesalters, knüpft beim Ende der „Waldheimat" an und geht bis in die Gegenwart. Jedes der in sich gerundeten Kapitel deutet eine besondere Lebensseite an, die zusammengenommen ein Ganzes geben sollen.

Möchten nun diese Blätter vom Leser mit jener harmlosen Unbefangenheit aufgenommen werden, in der sie hingeschrieben worden sind, möchte der Beichtvater in dem Maße gütig sein, als das Beichtkind aufrichtig ist.

Krieglach, im Sommer 1897.

R.

Der Erste und der Letzte von der Waldheimat.

Zum Ausgang und zum Eingang.

Wenn man von irgend einem Menschen sagen kann: er taugt nicht für diese Welt, so muß das von dem Manne gesagt werden, dessen Erinnerung diese Zeilen geweiht sind. Er taugte nicht für diese Welt, hat zweiundachtzig Jahre in ihr gelebt, und ist als Fremdling, wie er gekommen, von ihr geschieden. Er war kein Sonderling, der in Einsamkeiten lebte, er war stets unter Menschen, verkehrte mit ihnen immer heiter und mit größtem Wohlwollen, und hat sie anders genommen als sie waren, so wie auch er von ihnen unverstanden blieb. Er lebte auf Erden eine andere Welt, ein Reich Gottes für sich, und das war freilich nur möglich, indem er allem abgekehrt war und blieb, was ihm dieses Reich hätte zerstören können. Er hat nie eine Schulstube gesehen, hat keinen Buchstaben, keine Ziffer gekannt, alles, was Schrift und Buch heißt, lag ihm vollkommen ferne. Von seinen Eltern, den Waldbauersleuten, hatte er in seiner Kindheit mehr durch das Beispiel als durch das Wort die christliche Religion erhalten; in seiner Pfarrkirche und in anderen Kirchen seiner

Gegend hatte er die katholischen Lehren vernommen und die Gebote der Kirche beobachten gelernt. Das war und blieb fortan der Inhalt seines Lebens. Er wurde auf dem alten Bauerngute Nachfolger seiner Väter, aber sein wirtschaftliches Princip war nicht so sehr das Erwerben, als vielmehr das Sparen. Er erwarb wenig und bedurfte für seine Person noch weniger. Er trank nicht, er rauchte nicht, er spielte nicht, er mied alles, was Geld kosten konnte, mit wahrer Ängstlichkeit, weil ihm das bei seiner geringen wirtschaftlichen Fähigkeit sehr bald in die größte Abhängigkeit von seinen Mitmenschen gebracht haben würde. Äußerlich war er von ihnen abhängig genug, aber in seinem Seelenleben bewahrte er sich mit einer milden un-umstößlichen Hartnäckigkeit die Eigenart und Freiheit. Äußerlich unterschied er sich nicht von seinen Standesgenossen; er arbeitete des Werktages wie jeder andere, nur vielleicht mit etwas geringerer Hast, er ging des Sonntags in die Kirche, wie jeder andere, nur daß er der erste im Gotteshaus war, und der letzte im Freien. Er kniete in irgend einem Winkel und unterhielt sich mit Gott, mit der Mutter Gottes, mit den Heiligen. Die Form, in der er mit den Himmlischen verkehrte, war das Vaterunser, das Avemaria, die er stets zu einem Rosenkranze flocht und aufopferte. Das ging sehr einfach zu, und war doch seine Seligkeit. Wäre er ein „Betbruder“ gewesen, so würde ich den Mantel der christlichen Liebe darüber legen, schweigen und mich befleißigen, nicht in seine Fußtapfen zu treten. Als das, was er war, sei er mir das größte Vorbild, weil mit seinem Denken und seinem Vorbilde auch sein Wandel übereinstimmte, soweit das menschenmöglich ist. Ich wollte, es hätte ihn ein

anderer so genau gekannt, um diesen ganz besonderen Menschen schildern zu können. Wenn ich es gethan in meiner „Waldheimat", in dem Bilde des „Heidepeters", in dem Mundartstücke „Mei Voda", so kann man sagen, da spricht der Sohn, da spricht der Poet, der liebende, der idealisierende. Und doch glaube ich in jenen Schriften eher zu wenig als zu viel gesagt zu haben, und ich bin auch heute nur schwer imstande, das Bild zu vervollständigen, schon aus Befangenheit in der Vorstellung, daß der moderne Mensch diesen Charakter nicht begreift.

Er war der weichmütigste Mensch, ich habe ihn oft betrübt gesehen, aber nie weinend wegen Erdenleides. Er begrub Kinder, er begrub sein Weib, er stand oft an Stätten herzzerreißenden Jammers — er kniete nieder auf die Erde und betete. Aber sein Auge wurde naß, wenn er von der Liebe des Herrn Jesus hörte, oder von der Milde und Gnade unserer lieben Frau; die Thräne stand ihm in den Wimpern, wenn ein Lied von den himmlischen Freuden gesungen wurde, wenn in der Kirche ein melodischer Choral erklang. „Ist schon das so schön, wie schön wird's erst im Himmel sein!" — Auf diese Erde, ihre Freuden und ihre Leiden legte er eben kein Gewicht. „Es ist bald vorbei, es ist nur dazu da, daß wir uns in Geduldigsein und mit guten Werken eine glückselige Ewigkeit erwerben." Je mehr Leiden hier, desto mehr Freuden dort; je ärmer und verachteter auf dieser Welt, desto reicher und größer im ewigen Leben. — Demgemäß sah und handelte er. Die größte Angst hatte er vor dem Unrechtthun, in der Liebe stieg er von niedriger Stufe zur höheren. In seiner Jugend, als die Leidenschaft zum Glücklichsein auch in ihm war, that er Gutes aus Furcht vor den ewigen

Höllenstrafen, die ihm auf der Kanzel und im Beichtstuhle so schrecklich geschildert worden waren, daß die arme Seele ächzte und sich aus Angst nicht genugthun konnte. Später that er Gutes aus Liebe zu Jesus, „der für uns Menschen am Kreuz gestorben ist". Und endlich that er Gutes, „um damit arme Seelen aus dem Fegefeuer zu erlösen" und Mitmenschen auf den Weg zum Himmel zu bringen. So war er allmählich zur reinen Nächstenliebe gelangt. In früheren Jahren stand er noch in der Engherzigkeit eines kümmerlichen Lebens; sein Weib war es, das arbeitsame, flinke, herzstarke, das ihm Hilfe für den morgigen Tag weissagte, wenn er heute die letzte Krume Brot hergab. Später gab er alles, was er hatte, ohne Aussicht auf Hilfe für den morgigen Tag. Er liebte sie gar nicht diese Hilfe, es war ihm am wohlsten in der an Noth grenzenden Hablosigkeit. Bei der Nachbarschaft, die wie alle Welt nur vor dem Thatkräftigen, Klugen und Listigen Respect hatte, wenn sie von diesen auch stets übervorteilt wird, genoß ein solcher Mensch keine besondere Achtung. Sie verspotteten ihn, sie gönnten ihm sein Mißgeschick, das er oft leicht hätte ablenken können, während er sich sorglos und, wie ihnen schien, zwecklos mit den Himmlischen unterhielt. Nur wenn über irgend einen der Nachbarn das Unglück kam, da erkannten sie in ihm den barmherzigen Mann, dessen Mitleid und Trostspenden so köstlich waren. Wenn er an Brandstätten, an Krankenbetten saß, da ward der sonst so stille, unbeholfen sich ausdrückende Mann beredt, da legte er den hohen Wert dessen aus, was Feuer, Krankheit und Sterben nicht zerstören konnte — des Ewigen und Göttlichen.

Seine ganze Seelennahrung war das Priesterwort,

das er als buchstäbliches Gotteswort annahm. Manche wollten ihn irre machen und wiesen darauf hin, daß die Geistlichen selbst nicht nach ihrer Lehre lebten. Er antwortete: „Was sie thun, ist ihre Sache, aber was sie sprechen, das göttliche Wort, das geht uns an.“ Geistliche, die ihres weltlichen und manchmal sogar Aergernis erregenden Lebenswandels wegen nicht seine Zuneigung besaßen, suchte er trotzdem auf im Beichtstuhle, wo sie nicht als die sündigen Menschen, sondern anstatt Gottes saßen, und die Messe, die sie lasen, war ihm nicht minder heilig, als hätte sie der frömmste Bischof gelesen. Er machte überhaupt zwischen Geistlichen keinen Unterschied. Dem armen Dorfkaplan küßte er mit derselben Ehrfurcht die Hand, als dem Kirchenfürsten. Dem festlichen Pompe zu Ehren hoher Prälaten blieb er am liebsten fern. Am Worte Gottes hielt er unerschütterlich fest, und wenn er veranlaßt wurde, hätte kein Cardinal die Kirchengebote besser verteidigen können, als dieser Mann es that, der nicht einen einzigen Buchstaben lesen konnte und dessen große kindliche Einfalt in allen weltlichen Dingen sprichwörtlich war. Von vielen Kirchengelehrten unterschied er sich aber dadurch, daß er die kirchlichen Satzungen nicht bloß kannte, sondern auch nach ihnen lebte, in seinem Gemüte sie vertiefte und im Sinne des Evangeliums vergeistigte. Er wohnte bei der Messe thatsächlich der Kreuzigung Christi bei. Nach dem Gottesdienste blieb er immer noch längere Zeit allein in der Kirche, um den Heiligen in demütiger Vertraulichkeit sein Anliegen mitzuteilen, und sie um ihre Fürsprache bei Gott zu bitten. Anliegen hatte er große, schwere. Für sich und seine Lieben, die er in den Gefahren der Welt wußte, die ewige Seligkeit zu

erbitten, das hatte er in späteren Jahren zur Aufgabe seines Lebens gemacht.

Man hatte schwer an ihm gesündigt. Man hatte ihm vorgestellt, daß seine verstorbenen Kinder im Fegefeuer schmachten, weil keiner so fromm ist, um „vom Mund auf" in den Himmel zu kommen. Er hörte in den Nächten diese armen Seelen an sein Bett treten und um Hilfe flehen, und man hatte den bei der katholischen Kirche trostsuchenden alten Mann damit abgefertigt, „daß nach den Lehren der heiligen Kirche die Fegefeuerspein der Verstorbenen sehr wahrscheinlich sei, und zwar umso wahrscheinlicher, als in diesem besonderen Falle die noch lebenden Verwandten sich zu sehr dem Weltlichen ergeben, ja sogar Abtrünnige wären, anstatt für die armen Seelen im Fegefeuer gute Werke zu verrichten". Da ist denn der arme geängstigte Mann oft tagelang wie verloren umhergegangen, in den langen Nächten schlaflos gewesen und und hat nichts gehört als das Weinen und Stöhnen der lieben Kinder im schrecklichen Feuer. Man hatte ihm vorgestellt, daß er mit verantwortlich sei vor dem gerechten Richter, wenn seine Kinder die Gebote der Kirche vernachlässigten. Besonders ein verruchter Sohn war vorhanden, der gegen einzelne kirchliche Einrichtungen öffentlich auftrat und sie Mißbräuche nannte, als wären sie dem Evangelium Christi zuwider und der wahren Sittlichkeit von Schaden. Diesen kritischen Sohn legten sie dem alten Manne schwer auf das Gewissen und stellten dem Vater die ewige Verdammnis in Aussicht, wenn es ihm nicht gelänge, sein verirrtes Kind auf den rechten Weg zu bringen. Aber der Zunder der Zwietracht, den sie in die Familie geschleudert, zündete nicht nach Wunsch. Der alte

Mann war zu gütig und liebreich, um die Eintracht zu zerstören; er belehrte nur, er bat nur, er betete nur, und den Sohn rührte dieses innige Bitten mehr, als die Drohungen der Zeloten ihn erschreckt hatten. Seine Weltanschauung stand freilich längst fest, so gut wie die des Vaters, und eines Tages hatte ein greiser Priester zum alten Manne gesagt: „Euer Sohn ist nicht böse, er ist nur anders als Ihr, er sucht auch das Gute in seiner Art. Saget nichts mehr zu ihm und betet unablässig zu unserem Herrgott, der wird alles recht machen." — Man hat die Veränderung wohl wahrgenommen, die von diesem Tage an in dem Greise vorgegangen, er war nicht mehr der grüblerische, besorgte, gequälte Mann, er war der sanfte, heitere Vater. Aber viele und viele Jahre hatte das Fegefeuer gewährt, in dem man diese arme schuldlose Seele auf Erden gefangen hielt. Haben sie wohl ermessen, was gerade dieses liebreiche Herz gelitten unter ihren brutalen Vorstellungen, die nur für hartgesottene Sünder berechnet sein können? Einen gläubigeren, inniger ergebenen Sohn hat die katholische Kirche nie gehabt, als ihn und einen von ihren Dogmen gepeinigteren Märtyrer hat sie nie besessen. — Was frommt es, Einzelheiten zu schildern, sie müßten nur empören, in seinem Geiste lag nichts als Verzeihung, und in diesem Sinne will ich schweigen.

Die äußeren Verhältnisse hatten sich längst verändert, er lebte nicht mehr hoch oben im alten Waldbauernhof, seine Kinder hatten sich im Lande zerstreut. Er besuchte von Zeit zu Zeit jedes, länger aber blieb er nur bei dem, das am ärmsten war. Er dürstete nach Armut, und was er bekam, das gab er wieder hin. „Wer zwei Röcke

hat, der gebe einen davon dem. der keinen hat", er nahm es wörtlich. Weitere Eigenschaften an ihm waren die Dankbarkeit und die Demut. War er bei dem Sohn zu Tische, so dankte er nach demselben, wie ein fremder Armer nicht bloß seinen eigenen Kindern, sondern auch den Dienstleuten in der Küche. War es zu Hause oder in der Kirche, er setzte sich stets auf den unscheinbarsten Platz. Auf der Gasse ging er an Standespersonen, die ihn gerne im voraus grüßten, mit demütigem Danke vorüber; begegnete er einem Bewohner des Armenhauses, so hatte er für ihn stets eine freundliche, zumeist gemütlich heitere Ansprache. Nie ein böses Wort der Mißgunst, nie ein Fluch, nie ein unanständiger Ausdruck, nie eine entschiedene Willensäußerung, nie eine vorlaute Behauptung — immer sanft, sich selbst zurückstellend und bescheidend, dabei stets von einem warmen Humor, mit leichter Selbstironie, manchmal auch mit einem munteren Witz gewürzt — jene heimliche Seelenvergnügtheit, gleichsam darüber, daß er den Wirrnissen der Welt so glücklich entkam.

Dem Weltleben war er vollkommen unzugänglich geblieben und wenn er einst von seinem gütigen Richter gefragt werden wird, in welchem Jahrhundert er gelebt hat, so wird er es nicht wissen. Fünfzig Jahre lang sah er den Dampfwagen, den Telegraph an seinen Augen vorüberziehen, er kehrte sich nicht weiter daran, höchstens daß er manchmal so nebenhin seine Verwunderung aussprach, wie über ein Taschenspielchen, das den Zuschauer verblüfft, weiter aber nichts bedeutet. Ein paarmal wurde er in theatralische Schaustellungen geführt, er verließ sie kopfschüttelnd. Die großen Stadthäuser, die Pracht der Auslagen, er sah sie etlichemale, aber sie schienen ihm kaum einer Kopfwendung

wert; hingegen sah er in einer solchen Auslage zufällig einmal ein bedrucktes Blatt Papier, von dem die Leute sagten, daß es eine Tausendguldennote sei. Davon sprach er viele Jahre lang, daß er einmal einen Tausender gesehen! „Ein armes Weib hätte mit ihren Kindern ihr Lebtag davon zehren können, und hier lag er im Glaskasten nur so für die Neugierigen.“ Die Weltereignisse, so sehr sie in seinem Dorfe auch wiederhallen mochten, an ihm gingen sie spurlos vorüber. Vom Krieg im Jahre 1866 wußte er nichts anderes, als daß der Schmiedhofer Knecht, der Hansjörg, dabei zugrunde gegangen sei. Hingegen beschäftigten ihn lebhaft die vielfach geschürten Vorstellungen, daß der Antichrist ins Land kommen, die Kirchen zerstören und die Menschen verführen werde, und dann war er unerschöpflich an Zuversicht, wie man diesen Erbfeind vertreiben könne: durch gar nichts anderes, als durch den festen Glauben an Jesus und durch das Gebet zu unserer lieben Frau. Daß man vor allem sittsam leben müsse, das verstand sich ihm von selbst.

Einer seiner Söhne hatte sich, wie schon angedeutet, mit der Welt eingelassen. An persönlicher Vollkommenheit konnte derselbe sich mit dem Vater nicht messen, aber er besaß ein gewisses Talent, das von vielen Leuten geschätzt wurde und Ehren brachte. Bei einem solchen Ehrentag des Sohnes, der im heimatlichen Dorfe sehr froh und festlich begangen wurde, war der Vater nicht zu sehen. Fremde suchten ihn und fanden ihn nicht. Er kniete in einer entlegenen Waldkapelle und bat die Mutter Gottes, den Sohn nicht eitel werden zu lassen, und daß durch solche Weltfreude niemandem der Blick zu Gott verdunkelt werde. Hohe Herrschaften waren gekommen, um den Vater zu grüßen, sie wollten ihn stolz

machen, und machten ihn nur bang. So viel Glück, so viel Lust, so viel Ehre — es ist kein gutes Zeichen für die arme Seele! Die Bestrebungen seines Sohnes lagen ihm gänzlich fern; wenn dieselben gelobt wurden, so hörte er es gleichgiltig, erst wenn die Redlichkeit des Sohnes betont wurde, blickte sein mildes Auge demütig dankbar auf. Der alte Mann war manchmal umschwärmt von zugereisten Leuten, die ihn schmeichelnd ausfragen wollten, er ließ sich nicht und durch nichts aus seinem engen Kreise locken, er benahm sich in altgewohnter Weise, trug sein Bauerngewand, entgegnete den Reden kurz und schlicht in seiner altväterischen Bauernmundart. Das Hochdeutsch der Fremden, er verstand es nur schwer, die Lobsprüche beantwortete er stets damit, daß er nicht wisse, ob es wahr sei — und dann ging er wieder langsam seiner Wege. Mit keinem Schritt, mit keinem Worte und mit keiner Geberde wurde er seiner alten Bauernart untreu.

Sein Ereignis bildete die jährliche Reise nach Mariazell, die er infolge eines alten Gelübdes zu machen pflegte. Er wollte sie stets zu einer Bußreise gestalten, aber es wurde allemal eine Vergnügungsreise daraus, so sehr freute er sich an den schlechten Wegen, an den wunden Füßen, an dem stundenlangen Knien auf Sandkörnern und an dem Beten und Fasten. Als er schon sehr gebrechlich war und doch gerne noch einmal unsere liebe Frau in Zell sehen wollte, spannte jemand zwei schöne Rößlein an einen fürnehmen Wegen, setzte den alten Mann hinein auf den weichen Sammtsitz und fuhr mit ihm zwischen den hohen Gebirgen hin gegen Mariazell. In großen Wirtshäusern wurden ordentliche Mahlzeiten gehalten, in den Herbergen war für ein gutes Bett gesorgt, und in der Wallfahrtskirche

wurde es eingerichtet, daß der Greis ohne Gedränge und langes Warten die Sacramente empfangen konnte. — Von dieser Wallfahrt war er betrübt, fast mißmutig nach Hause gekommen. War das eine Pilgerfahrt gewesen? Nein, das war eine hoffärtige Lustreise gewesen — so kurz vor dem Sterben! — Er legte sich jetzt manche besondere Bußübung auf, um die arge Ungehörigkeit wieder zu sühnen.

Verschiedenemale war versucht worden, ihm für sein Alter eine selbständige Häuslichkeit einzurichten oder wenigstens eine bequemere Lebensführung zu verschaffen. Er war dankbar dafür, und lehnte es ab. Ihn zog's allemal zurück zu seinem bäuerlichen Sohne, dem einzigen, der dem Bauernstande treu geblieben war. Der besaß im Thale ein kleines Gut, sein gleichmütig freundliches Wesen, sein braves, fleißiges Weib, seine muntere Kinderschar gefielen dem alten Manne noch am besten. Da gab es allerhand Sorgen und Kümmernis, da war der Weg zum Himmel noch am deutlichsten sichtbar — da blieb er. So oft er sich auch bei seinen übrigen Kindern einfand, so sehr man ihn überall auf den Händen trug — er kehrte stets ins alte, kleine Bauernhaus zurück, und dort fühlte er sich wohl.

Alles Ungewöhnliche, alles, was von außen an ihn herantrat, war ihm unheimlich. Die Beziehungen der Seinigen zu weiteren Kreisen, zu anderen Ständen, zu höherstehenden Menschen waren ihm unheimlich. Alles, was unter der Marke Genuß, Ehre, Macht in der Welt sonst so sehr gesucht ist, ihm war es unheimlich. Er verkehrte am liebsten mit den Ärmsten und Vergessensten seinesgleichen oder mit den kleinen Kindern seiner Kinder. Mit diesen redete er von Gott und dem Himmel, führte

sie über die Felder hin und betete unterwegs mit ihnen laut den Rosenkranz. Die Kinder hingen am „Aehndl“ mit der größten Zärtlichkeit. So oft er von der Kirche heimkam, hatte er für sie ein „Guderl“ im Sack, so oft sie von manchmal herbem Schelten der Eltern zu seinen Knien flüchteten, hatte er für sie ein schützendes Wort, und seine Erzählungen von Jesus, von „unserer lieben Frau“, von den lieben Engeln und frommen Heiligen waren ihrer reinen Kinderphantasie zum Entzücken. Manchmal, wenn diese Kinder so recht nahe an sein Herz kamen, betete er, daß sie in früherer Jugend sterben möchten, damit sie den Gefahren der Welt entrückt wären und damit er hoffen könnte, mit ihnen einst in der ewigen Seligkeit zu sein.

So weltabgekehrt war er achtzig Jahre alt geworden. An diesem Tage suchten die Seinigen ihm besondere Ehren anzuthun, aber er flüchtete in einen dunklen Winkel der Kirche, betete und hielt wohl eine innere Rückschau nach lieben Menschen, die, später geboren als er, längst vor ihm heimgegangen waren. Als er zum Festmahl geholt wurde, sah er, daß dort sein Bildnis mit einem Kranze geschmückt war, da sagte er gar nichts als die Worte: „Heut' sollt' halt mein Weib noch leben.“ — Und saß voller Demut bei Tische, still bedacht, manch guten Bissen seinen Enkeln zuzuschieben, und daß ihm innerlich wohl war, bewies nur manchmal ein mildes launiges Wort, das er sprach. Zum Angebinde erhielt er einen Sack voll Silberkronen, in denen er ein Weilchen gemütlich mit den Fingern wühlte, zu hören, wie das klingt. Dann ging er mit dem Sacke hin und verteilte das Geld an seine Enkel und an die Bewohner des Armenhauses.

Bald nach diesem Tage fing sachte die Auflösung an,

welche zwei Jahre lang währte. Sie zeigte sich zuerst darin, daß er sehr wenig redete und nicht mehr von religiösen Dingen sprach; dann, daß er nicht mehr früh morgens aufstand, wie er es Winters und Sommers gethan hatte, um in die ziemlich entfernte Kirche zu gehen, endlich, daß er sitzen blieb, wo er saß, liegen blieb, wo er lag, so daß man ihn oft erst zu sich bringen und führen mußte. Manchmal wieder ging er mit müden, zitternden Gliedern unruhig im Hause umher, als ob er etwas suchte, und wenn er angeredet wurde, so blickte er mit seinen guten, trübe gewordenen Augen hilflos drein und entschuldigte sich dann durch ein halbes Wort, daß er gar so einfältig geworden sei. Nie sprach er eine Klage aus, nie einen Wunsch; wenn er — zu einem Worte veranlaßt — den Mund aufthat, so kam eine halb scherzhafte Bemerkung hervor. Man hatte befürchtet, daß seine religiösen Anliegen in der letzten Zeit neuerdings, und für ihn quälend hervortreten könnten — das war ganz im Gegenteile, er redete nicht mehr davon, er begehrte keinen Priester, kein Sacrament mehr, wie sonst, wenn er krank gewesen war; er betete nicht mehr und beteiligte sich mit kaum einer Miene, wenn im Hause das Tischgebet gesprochen wurde. Er war fertig, in heiterer Ruhe, halb lächelnd, halb schlummernd träumte er hinüber. So hatte er's doch erbeten, das selige Ende, und so war er unversehrt den Gefahren der Welt entkommen.

An einem heißen Julitage war es gewesen. Ich hatte einen jüngeren schwerkranken Bruder besucht, der im Krankenhause eines Nachbarortes einer operativen Behandlung hingegeben war. Nach dem Besuche hatte ich vor, eine größere Bergpartie zu machen. Da war mir

auf derselben plötzlich zumute: Kehre um. — Die Empfindung schien mir ganz grundlos, aber sie war sehr heftig, ich gab ihr nach und fuhr rasch nach Hause. Sollte es wieder das alte dumme Heimweh sein, das mich nun auch schon auf Spaziergängen in der Heimat packt? — Es war Mittag, die Luft schwül und schwer. Kaum zehn Minuten zu Hause, kam das Töchterlein meines älteren Bruders mit der Nachricht: der Aehndl sei so schlecht geworden. Ich ließ beim Wirt sofort das Wäglein einspannen, packte den Arzt auf und fuhr in das nahe Dorf zum Bauernhause. Beim Eintritt in die Stube hörte ich Gebete murmeln, sah ich auf dem Tische das Licht brennen. — Er lag in seinem Bette wie immer, wie er bei meinem letzten Besuche am Abend zuvor gelegen war. Und doch anders! Das offene Auge war wie halb gestocktes Eiweiß, die Wangen lehmfarbig, eingefallen, die trockenen, blutlosen Lippen zuckten unter den langsamen, röchelnden Atemzügen. Die rechte Hand war angeschwollen und lag auf der Brust, von der die Decke leicht zurückgeschlagen war. Die Brust war eingefallen, flach, dünn wie ein Brett. In der Linken hielt er ein messingenes Crucifixlein ans Herz gedrückt. Der Arzt fand, daß hier nichts mehr zu thun sei und ging fort. Ein Nachbar, welcher für solche Ereignisse im Dorfe geholt zu werden pflegte, um die Sterbegebete zu sprechen, murmelte sie. Wir riefen dem Aehndl zu, laut riefen wir die Namen seiner Kinder. Er hörte nichts mehr, das Auge war starr, der Atem wurde leiser und langsamer. Der Nachbar begann wieder zu beten. Es waren schreckliche Gebete, sie lauteten von der größten Gefahr der Sterbestunde, vom lauernden Teufel, vom gerechten, unerbittlichen Richter, von der ewigen Ver-

dammnis. Das paßt ja für ihn nicht! rief es in mir. Die Anwesenden erfaßten des Sterbenden Hand und sagten schluchzend: „So behüt Euch Gott, Aehndl! Bittet für uns im Himmel!" —

Er hatte nichts mehr gehört, gesehen, gefühlt, längst umfing ihn die Liebe Gottes, während man seinem erkaltenden Leibe noch von Hölle und Teufel vormurmelte.

Als dem Atemzug keiner mehr gefolgt war, hatte man die Wanduhr stehen lassen, sie zeigte auf Eins. Dann kam das Weib, welches im Dorfe die Todten zu waschen und anzukleiden pflegte. Ich ging zu meiner Frau, zu meinen Kindern, die dann auch kamen, um noch einmal in sein liebes Antlitz zu schauen. Er hatte einen schneeweißen, gestutzten Vollbart, wie er ihn während der letzten Monate getragen. Aber er hatte nicht mehr die Runzeln im Angesicht, das war fast glatt geworden, und die wenigen Haarsträndchen am Hinterhaupte waren nicht mehr weiß, waren wieder fast lichtblond, wie sie einst in jungen Jahren gewesen. In den Zügen lag der Ausdruck einer unendlichen Behaglichkeit. Auf dem schwarzen Rock über der Brust lagen einige Heiligenbildchen, nach alter Sitte von den Seinigen ihm mitgegeben zur ewigen Ruhe. Aufgebahrt war er in der Stube, in welcher er seit vielen Jahren gewohnt hatte und gestorben war. Zu seinen Häupten ein Muttergottesbild und ein Crucifix, an beiden Seiten Lichter und Blumen. Ein weißes Tuch hüllte den schmalen Körper ein. Die kleinen Enkel standen verdutzt umher und wußten nicht, was das zu bedeuten habe, mit dem Aehndl. Zur Thür waren Hühner und Küchlein hereingeflattert, sie gackerten und piepsten um die Leiche herum, wollten sich nicht verscheuchen lassen, huschten neben

und unterhalb der Bahre, so daß es war wie ein Kranz von sprudelndem, wirbelndem Leben um den Todten.

Dem schwülen Tag war ein heftiger Sturm gefolgt, er riß die Fenster auf, blies die Bahrlichter aus und wehte das weiße Tuch von seinem Haupte hinweg. Blitze warfen ihren roten Schein an die blassen Wangen, über den Dächern rollte der Donner, aber den Frieden des Schläfers konnte nichts mehr stören. In der Nacht kamen Leute, die an der Bahre wachten und beteten.

Am dritten Tage haben wir ihn zur Kirche getragen, zu seiner geliebten Pfarrkirche, und vor das große Crucifix, wo die Särge seiner Vorfahren gestanden, ist er während des Requiems hingestellt worden. Es war nicht so leicht, die dem allbeliebten Greise zugedachten Ehren fern zu halten, so daß das Begräbnis ein schlichtes, seinem Stande angemessenes blieb. Meine Hand zitterte vielleicht, als sie im Namen von Kindern und Kindeskindern den Kranz aus Rosen auf den Sarg legte. — Lehnte er ihn nicht ab? Verhüllte diese irdische Zier nicht das Kreuz auf dem Sargdeckel? — In der Morgenstunde ging der lange Trauerzug hinauf zum Friedhofe, der zwischen Wiesen und Feldern liegt. An den Bergen strichen die Nebel herum, und ein Regenschauer wehte herab. Glück bedeutet es, wenn's am Hochzeitstage regnet. Vierundzwanzig Jahre früher hatte man mitten auf diesem Kirchhofe sein Weib begraben, jetzt war die Reihe gerade einmal herum, so daß seine Ruhestätte knapp neben der ihren zu liegen kam, zur rechten Seite. So hat sie der Zufall von neuem getraut. Als sie seinen Sarg unter einem Liede der Sänger sachte und still in das enge tiefe Grab senkten, als die Blumen dufteten ringsum und auf ihnen die

Tropfen funkelten in der hervorbrechenden Sonne — da war es hochzeitlich. Unter denen, die Erdschollen hinabwarfen auf den Sarg, war auch ein junger sehr blasser Mann, der schwer nach Atem rang. Sein jüngster Sohn. Er war aus dem Krankenhause hergekommen, um auf diesen Sarg hinabzustarren. Sechzehn Tage später haben wir ihn an die Seite des Vaters gebetet.

Mich hatte dieser treue Vater genau dreiundfünfzig Jahre durchs Leben geleitet. Seine Grablegung war an meinem Geburtstage.

Ein Schwarm von reichen, schönen Erinnerungen umgaukelte mich. — O Jugendzeit bei Vater und Mutter! — Zur rechten Hand des großen Kreuzes, das mitten auf dem Friedhofe steht, rasten sie. Das ist stets ihr Lieblingsplatz gewesen. Mir war selig ums Herz.

Die Wanduhr, die während seiner Bahrzeit still gestanden war — sie geht nun wieder ihren gleichmäßigen Schritt der Ewigkeit zu. Und die Todten leben.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Nach diesem Gedenken, das uns vom Waldleben herübergeleitet hat in das Weltleben, sollen nun des Waldbauernbuben Leibes- und Seelengeschicke der letzten vierzig Jahre folgen. Dieselben dürften wieder einmal das geheimnisvolle Naturgesetz zeigen, daß der Sohn zum Vater als Gegensatz und zugleich als — Einheit steht.



Mein Graz.

Am 28. Oktober 1858 saß der Waldbauernbub im Kaffeehause „zum Helm" am Murplatz zu Graz, saß am gesprenkelten Marmortischlein und zählte die Bestandteile seines Kaffeegeschirres — zwei Porzellantassen mit Deckeln, eine Schale, ein Zuckerschälchen, ein Löffel, ein Glas, ein Teller, im ganzen neun Stück zu den paar löffelvoll Kaffee. Daheim gab es nichts als eine einzige Schale, aber unvergleichlich mehr Kaffee. — So saß er denn da den ganzen Vormittag, schaute wohl auch durch die Spiegelscheibe auf das Straßengewirre hinaus in den feuchten Nebel und wartete auf den Bischof.

Ein Krieglacher Bürgersmann, der in Geschäften nach Graz gereist, hatte den kleinen Waldbauernbuben mitgenommen, um ihn dem Bischof Ottokar Maria Grafen Attems vorzustellen, damit der hohe Herr das wunderliche Bübel vielleicht in sein Seminar aufnehme. So war der Bürgersmann nun gegangen, um den Bischof zu suchen. Gegen Mittag kam er ins Kaffeehaus zurück mit dem betrübenden Bericht, der Bischof sei gar nicht in Graz, sei in Untersteier bei der Weinlese und sein Kaplan habe gesagt, das Seminar sei schon voll, da habe kein Waldbauernbub mehr Platz, und wenn

er auch noch so klein wäre. — Während hernach der Geschäftsmann seine Gänge und Einkäufe machte, versuchte es der Bub, damit er nicht ganz umsonst nach Graz gekommen, mit dem berühmten Schloßberg. Kam aber kaum bis zur Hälfte hinauf; da sah man nur Land und Berge. Solche konnte der Kleine daheim auch haben und noch größere, er kehrte daher wieder um. Aber in den engen, lärmenden Gassen der Stadt wurde ihm auch unheimlich, da ging er in eine Kirche, wo Gottesdienst war und wartete auf den Abend. In der Nacht fuhren sie auf der Eisenbahn wieder gen Krieglach, und der Waldbauernbub meinte, auf dieser mißlungenen Stadtreise Graz das erste- und das letztemal gesehen zu haben.

Aber nach reichlich sechs Jahren, im Februar 1865, kam er wieder, kam als Studentl, als mägerlich angehendes Stadtherrlein. Die ersten paar Nächte war er Gast eines Schriftsetzerlehrlings beim braven Schuster Brunner in der Sackstraße, dann schossen gute Stadtmenschen für das bäuerliche Figürlein Geld zusammen und er nahm in der Wickenburggasse (heute Nr. 5 erster Stock) ein Zimmer auf. Ein rechtes Herrenzimmer, die Wände mit Blümlein bemalt, der glatte Fußboden mit Wachs gewichst, die Thür mit zwei weißen Flügeln und so groß, daß man schier ein ganzes Waldbauernhäusel durch dieselbe hätte hineinschieben können. Drinnen glänzende Nußbaumkästen, aber der dumme Bub hatte nichts hineinzuthun, denn sein Kleiderschragen war er selber und die Rocktaschen waren seine Vorratskammern. Dieses Zimmer hatte er von einem alten Finanzrat gemietet und hier konnte man nicht sagen, daß guter Rat teuer ist, denn der gute Finanzrat überließ den Raum mitsamt allem Zugehör, später auch mit Kost und Ver-

pflegung, dem Waldbuben um ein gar Leidliches. Doch mußte das Studentl dem alten Herrn dafür auch Gefälligkeiten erweisen. Dieser hatte nämlich Stiefel und Beinkleider, die er selbst nicht mehr trug, die er aber auch noch nicht verderben lassen wollte. Der Bub war so gut, sie ihm umsonst abzunehmen und an seine langen Beine zu streifen, was dem spindelhaften Bürschel gleich das richtige Ansehen gab. Die Brust war schmal, das Gesichtel blaß, das Haar mit Wasser hübsch geglättet, nach rückwärts gekämmt — und das richtige Bettelstudentlein war fertig.

In dieser Wohnung ist der Waldbauernbub mit Unterbrechungen acht Jahre lang geblieben. Eine Unterbrechung war gleich nach dem ersten Jahre. Da hatte er nämlich ein zärtlich geliebtes Hausherrnsöhnlein in der Salzamtsgasse täglich in die Schule zu begleiten und ihm die Hausaufgaben machen zu helfen. Dafür überließ ihm der Hausherr ein Dachkämmerlein um denselben Preis, als das Zimmer beim Finanzrat gekostet. Allein der Bub ersparte an Heizmaterial, denn die Kammer hatte keinen Ofen, und er ersparte an Kleidern, denn vor Kälte kroch er in jenen Dezembertagen schon um fünf Uhr unter die Decke und betrieb seine Studien als Handelsakademiker zwar in behaglicher Bettwärme, aber bei frierenden Fingern, die das Buch hielten, und bei frierender Nase, die sich in alle kaufmännische und andere Weltweisheit zu stecken begann. Das eigentliche Übel dieser Tage bestand aber darin, daß das Instruktorlein des Hausherrnsohnes gemeiniglich noch weniger konnte, als der Schüler. So dachte sich der Bub, das thut's nit, stieg nach vierzehn Tagen herab von der dunklen Dachkammer und kehrte wieder ein beim alten guten Finanzrat.

Die zweite Unterbrechung dieser Stätte war eine längere, sie währte vom Herbst 1866 bis Sommer 1869. In dieser Zeit lebte der Bub im Privatinstitute des Handelsakademie-Directors Dawidowsky, der ihn zu seinem Leibsecretär erhoben und gleichzeitig ihn den Zöglingen, den Kaufherrnsöhnen aus aller Herren Länder, als Muster des Fleißes, der Bedürfnislosigkeit und Verträglichkeit aufgestellt hatte. Dieser Beruf war ehrend, allein dem Buben wollte es anfangs gar nicht gefallen in dem lärmenden Gebäude, wo unten die Schießstätte war, fortwährend die Schüsse knallten und oben im ersten Stock die Rangen johlten und polterten. Das fromme Musterl kauerte sich in seinen Studierwinkel, studierte aber nicht, sondern hatte leise blutendes Heimweh nach dem stillen Zimmer beim Finanzrath. Ohne Prüfung, wie der Bub 1865 in die Akademie als „Hospitant" aufgenommen worden, so wurde er 1869 entlassen. Er war geprüft genug. Doch bekam er ein Zeugnis, in welchem seine litterarischen Kenntnisse und poetischen Anlagen in so glänzendes Licht gestellt wurden, daß kein Kaufmann es wagte, diesen Handelsbeflissenen ins Geschäft zu nehmen. Also kehrte der Bub zurück zum Finanzrat und hub ernstlich an zu dichten. Jetzt geschah ein Wunder. Er bekam für sein Gedichtetes allmählich so viel Geld, daß er nachgerade davon leben konnte, ja, es langte noch für weite Wanderungen in den Alpen und für zwei große Reisen, die er in den nächsten Jahren machte, die eine nach Deutschland, Holland und in die Schweiz, die andere nach Italien.

Mittlerweile hatte der Waldbauernbub sich so herausgemacht, daß ein Stadtfräulein sich in ihn verliebte. Er verstand aber in solchen Dingen keinen Spaß, sondern heiratete sie vom Fleck weg. Sie hatte es eigentlich auch

nicht anders gemeint. Nun ade, du guter Finanzrat mit deinem traulichen Zimmer! Nun wird es noch viel traulicher, und zwar in der Sackstraße Nr. 31, ersten Stock. Dort an der rauschenden Mur, du mein lieber, armer Waldbauernbub, dort bist du eigentlich erst zum Menschen geboren und mit dem Schmerze getauft worden. — — Davon wird später noch berichtet werden.

Sechs Jahre nachher ein anderes Bild. Eine Wohnung in der Elisabethstraße. Ein neues Heim, eine ankeimende Familie, eine junge Frau, die er — nach dem Unglück wieder halbwegs zu sich gekommen — aus einem obersteierischen Bergschlosse sich hervorgeholt hatte. Denn diesem vertrakten Waldbauernbuben war kein Thurm zu hoch und kein Burgfräulein zu stolz; aber ich glaube, er warb weniger mit begehrlichen Worten, als mit traumhaft schwärmerischem Blicke. — Schon im nächsten Jahre wurde Umzug nötig in die größere Wohnung, Burggasse Nr. 12, dritten Stock, wo der Mann mit dem ewigen Waldbauernbubenherzen im freundlichen Ausblick aufs Grüne, im zufriedenen Einblick auf den Kreis der Seinen, in Dichten und Arbeiten dreizehn Jahre lang ein gedeihsames Leben geführt hat. Wie sehr er in dieser Zeit auch mit Krankheit, mit einem drohenden Siechtum zu kämpfen gehabt und wohl auch mit manch tieferem Leide — es war doch die gute, fruchtbare Zeit.

Dann hat er manchmal sein Ränzel geschnürt und ist auf Wanderschaft gegangen, als wäre aus dem einstigen Schneiderlehrling wirklich ein Geselle geworden. Nach der Elle hat er denen draußen den Steirerloden seiner Dichtungen vorgemessen und gelegentlich mancherlei, was ihm gegen den Strich ging, tüchtig niedergebügelt. — Im übrigen hat er, die Sommerszeit im Waldlande verbringend, sich

um die vornehme Welt nie viel gekümmert. In die geistig schöpferischen Kreise der Stadt war er allmählich eingeheimt, in den Salon niemals. Abgestandenes Leben.

Auch Waldbauernbuben, wenn sie lange leben, werden endlich fünfzig Jahre alt. Um solche Zeit hatte der unsere viel Ehr' und Zier über sich ergehen lassen müssen. Das hat er frohgemut — gleichwohl insgeheim ein wenig bangend — ertragen. Mittlerweile gebot die wachsende Familie eine noch größere Wohnung, und eine solche fand sich in der Parkstraße Nr. 11 zu Graz. — Nun, Waldbauernbub, hast Du vor deinen Fenstern wieder den Wald, den Stadtpark, den Schloßberg — nichts als Wald.

Den Schloßberg, der dir dazumal, an deinem ersten Grazertage, zu hoch gewesen, du hast ihn seither bis zu seinem platten Gipfel erstiegen, hast hinabgeblickt auf die weit sich ausbreitende Stadt, wo du deine Menschen, dein Leben gefunden, hast hingeschaut ringsum auf die liebe Steiermark, in die du, kleiner Knirps, allmählich hineingewachsen bist, wie in einen großen grünen Rock. — Dort unten in der Grabenstraße, siehst du das stattliche Gebäude mit den beiden Giebeln? Es ist das bischöfliche Seminar. Wenn damals der Bischof nicht in der Weinlese geweilt hätte und wenn das Seminar nicht schon voll gewesen wäre — stündest du heute auch da auf der Höhe des Schloßberges, als der Freieste im Land?

Neige dein Haupt in dankbarer Demut und laß' nun einmal sehen, was du dir über dein Weltleben aufgeschrieben hast. Erzähle es wohlbeherzt des Näheren selber, wie es dir bei den Stadtleuten ergangen ist. Den Dichter schicke derweil auf eine Erholungsreise. Sprich ganz wie du es weißt und empfindest — als freimütiger Mensch.

Meine Studienzeit.

Wenn man sich auf dieser Erde längere Zeit aufhält, so verwandelt sie sich nach und nach zu einem großen Friedhofe. Ringsum Gräber und überall Gräber, nicht bloß derer, die vor uns waren, sondern auch solcher, die mit uns gelebt haben, unsere Blutsverwandten, Freunde und Bekannten gewesen sind. Überschreitet einer sein fünfzigstes Lebensjahr, so hat er der lieben und trauten Menschen schon mehr unter der Erde, als über derselben.

In solchen Fall bin auch ich versetzt zur Zeit, da diese Erinnerungen zu Papier gebracht werden. Und weil ich jedem meiner lieben Heimgegangenen ein Kreuzlein aufs Grab zu stecken pflege, so ist's ein großer Kirchhof, und weil ich jedem meiner teueren Hingeschiedenen auch ein Blümlein auf den Hügel zu pflanzen liebe, so ist's wieder ein Garten für neues Leben.

Ein fröhliches Gedenken geziemt den Manen dessen, den sie mir erst vor Kurzem in die Gruft gelegt haben. Denn das hochgemute weltheitere Herz, das er besessen würde mir noch über das Grab her zurufen: „Nicht kleinmütig sein, Peter! Erzähle frisch und fröhlich, was du von mir weißt — es ist nichts Schlechtes!"

Als im Frühjahre 1865 der vom Gebirge herabgekommene junge Mensch in die Grazer Handelsakademie aufgenommen worden war, und die Professoren so an ihm herumschauten, um zu sehen, was aus diesem Holzkloß etwa wohl zu machen sein dürfte, stand auch einer an der Lehrkanzel, der besonders auffiel. Ein großer breitschulteriger Mann mit gebräuntem Gesichte, dichten nußbraunen Haaren, die von der starken Stirn zurückgekämmt rückwärts üppig hinabwallten. Ein buschiger, niederhängender Schnurrbart, ein tiefliegendes, scharfblickendes Auge, sowie auch seine derbe Stimme mit den rauhen tirolischen Rrrlauten gaben ihm etwas Martialisches. Vor dem hatte der hölzerne Bursche aus den Waldbergen die meiste Angst. Er trug in der Klasse, in die man mich eingereiht hatte, Deutsch, Mineralogie, Botanik und Zoologie vor. Jeden Augenblick war ich bange gewärtig, daß er mich aufrufen und fragen würde, etwa nach den Zeit- oder Eigenschaftswörtern, oder was man ein Hauptwort nenne, oder gar nach einem ausländischen Vogel. Die heimländischen hätte ich damals noch persönlich gekannt, heute sind freilich auch meine gefiederten Sangesgenossen im Waldlande längst gestorben. Doch er hat mich um nichts gefragt und so blieb mir vor meinen Kollegen lange der Nimbus, als wüßte ich alles.

Dieser Herr nun war Professor Franz Dawidowsky, zur Zeit Direktor an der Handelsakademie und Inhaber eines Pensionates für Studierende dieser Akademie, in welchem eine große Zahl junger Leute aus allen Gegenden Europas beisammen war. Das Pensionat Dawidowsky befand sich in dem damaligen Schießstattgebäude, in der Pfeifengasse. Und so trat der Herr Professor eines Tages

in der Mineralogiestunde richtig mit der Frage an mich heran, wo ich denn meine Wohnung hätte, und wo ich des Mittags zu speisen pflegte? Die Wohnung beim alten Finanzrath war leicht gesagt, anders aber das Speisen. Das gab eine kleine Wissenschaft, die an Weitläufigkeit seiner Mineralogie nicht viel nachgab: Am Sonntage bei Herrn von Reininghaus, am Montag bei Herrn Mayer, am Mittwoch bei Herrn Reicher, am Donnerstag bei Herrn Grein, am Freitag bei Herrn Oberranzmeyer, am Samstag bei Frau Friedrich.

„Sie haben den Dienstag ausgelassen", mahnte er. Da schwieg ich beschämt, denn das war der Fasttag.

„Essen Sie Tirolerknödeln gern?" setzte er das Examen fort, „dann kommen Sie Dienstag mittags in mein Pensionat. Wo für Sechzig gekocht wird mag wohl für den Einundsechzigsten auch etwas bleiben."

Also bin ich das erstemal „aufgekommen" in der Mineralogie über die Tirolerknödeln. Am nächsten Dienstag saß ich schon bei Tische im Pensionat, mitten unter Italienern, Polen, Ungarn, Serben, Griechen und Türken, die einen weit größeren Lärm machten, als die an Zahl noch überwiegenden Deutschen. Es waren meist Kaufmannssöhne, auch solche Großindustrieller; an ihren goldenen Uhren, Ringen und Busennadeln merkte ich wohl gleich, wie ungeheuer sie mir überlegen waren. Mich hatte man hingesetzt gegenüber dem Herrn Direktor und seiner kleinen freundlichen Frau mit den blauen munteren Augen und dem in Schneckerln gedrehten Haar. Das war die liebe Frau Ottilie. Je lebhafter es bei Tische herging, desto fröhlicher schaute auch das Oberhaupt in die Runde, und als die Tirolerknödeln kamen, sprach Frau Ottilie mir Muth

zu, derselben nicht zu schonen; das Essen sei nicht weniger wichtig, als das Studieren.

Als ich so etliche Wochen meinen Dienstagtisch im Pensionat Dawidowsky eingenommen hatte und mit vielen der Zöglinge hübsch bekannt geworden war, meinte eines Tages der Director, in einem Hause, das sechzig Söhne beherberge, würde auch der einundsechzigste Platz haben. Ich möchte nur ganz in das Pensionat übersiedeln und dort, wenn ich wolle, seinen Schriftwart machen. Dieser Antrag zerriß mir anfangs das Herz, denn ich hatte ja im Zimmer neben dem Finanzrath, unter meinen Büchern und im Gefühl voller persönlicher Freiheit ein so idyllisches Dasein geführt. Aber das Zimmer mußten Wohlthäter bestreiten, und diese zu entlasten war nun meine Pflicht gegenüber dem wohlwollenden Antrag des Direktors. Also bin ich zu Beginn des Schuljahres 1866 in sein Pensionat gezogen. Viel Gutes habe ich in dieser Anstalt genossen und immer wird mir das Herz warm in der Erinnerung an all die Güte und Nachsicht, die mir Direktor Dawidowsky und Frau Ottilie angedeihen ließen, und an den wohlthätigen Einfluß, den sie auf meine leibliche wie geistige Entwickelung genommen haben. Wie ich mein Schriftwartamt verwaltet? Fragt mich nicht darnach. Es war ein reiner Deckmantel, unter welchem dem bettelarmen Jungen alle Vorteile der Anstalt zuteil wurden, wie den Millionärssöhnen, nur noch mehr Achtung als diesen — der Schriftwart stand ja gleich neben dem Präfekten! In der That war ich zur Führung geschäftlicher Korrespondenzen und Rechnungen nicht zu brauchen, und meine Thätigkeit im „Amte" beschränkte sich fast nur auf die Führung einer „Pensionats-Chronik". Bei Beschreibung der Ausflüge, häuslichen Feste und be-

sonderen Vorfälle konnte ich zu allgemeiner Befriedigung meine Phantastereien anbringen.

Würdig ging es an Geburts- und Namenstagen des Herrn Directors oder seiner lieben Frau Ottilie her, da trachtete jeder Zögling sein bestes zu leisten. Es gab Aufzüge, transparente Glückwünsche, Ansprachen, Gesang und dramatische Feststücke. Am 3. Dezember 1868, zur Namensfeier des Direktors, kam ein von mir verfaßter Festgruß zum Vortrage, der die Stimmung im Institute und das Verhältnis der Schüler zum Lehrer wiederzugeben bemüht war und deshalb hier abgedruckt werden soll.

Festgruß

zur Namensfeier unseres lieben Direktors Franz Dawidowsky.

Verfaßt und vorgetragen von Peter Rosegger am 3. Dezember 1868.

Personen: Der Schutzgeist des Hauses. — Ein Fremder.
(Hinter einem Transparente hört man zwei Stimmen.)

Fremder. Auf, macht auf!
Schutzgeist. Wer klopft so ungestüm?
Wer wagt es frevelnd diese Stunde zu entweih'n?
Ein heil'ger Augenblick durchzittert dieses Haus,
Wie selten er nur naht im Menschenleben.
Und als ein selt'ner Gast hat er gebaut
In diesen Räumen ein Elysium,
Und jeder Stein von diesem Segenstempel
Ist heilig wie der Opfertisch des Herrn:
Denn heute wird ein tief Geheimnis hier
Gefeiert und ein Heiligtum der Herzen.
Und dieses Heiligtum heißt: Vaterlieb'!

Fremder. O, welch ein schönes Fest, das muß ich auch genießen!
Schutzgeist. Zurück, o Fremdling, du bist nicht geladen!
Fremdling. Ich lade mich schon selbst. Wer bist du denn,
Der du so stolz die Pforte mir verschließest?

Schutzgeist. Wer bist denn du? Dies Recht hab' ich zu fragen.
Der Arme, der sein Stücklein Brot erfleht
Von edlen Herzen, fand das Thor stets offen;
Der Mann, der Trost und Hilf' gesucht und bat,
Vergebens kam er nicht, er fand das Thor stets offen.
Und alles Schöne, Edle fand es offen
In allen Angeln weit und zog herein. —
Doch, so ein Fremdling, rätselhaft, wie du,
Und finstren Stolzes pochend an die Pforte:
Der möge sie in Schloß und Riegel finden.
Wohl bist du gar des bösen Schicksals düst'rer
Totenbleicher Bot', das finstre Unglück,
Und kommst, um eine Stätte dir zu bauen
Und dich von bitt'ren Thränen hier zu nähren?
O fort! Die Thore sind dir siebenfach verschlossen
Und eine Schar von jungen Streitern stell' ich dir!
Es strahlt ein heller Stern auf dieses Haus
Und ich, verschloss'ner Fremdling, bin sein Schutzgeist!

Fremder. So hör' ich's gern' — mein Guter, sei gegrüßt!
Beschütze dieses Haus vor allem Weh;
Doch mich laß' ein, ich thu' euch nichts zuleid,
Ich bin ein guter, armer, reicher Mann.
Ich will den Vater dieses Hauses sprechen.

Schutzgeist. Und wünschest eine Gabe — nimm von mir!

Fremder. Ich nehme nichts! Ich komme was zu geben,
Ich habe abzutragen eine große Schuld
Dem guten Mann und Vater dieses Hauses.
Ich hab' von ihm der Gaben viel empfangen.
Als hungernd ich und heimatlos geirrt:
Als man die Kinder von der Brust mir riß;
Als man mich hatt' geschleppt in schwere Ketten,
Da hat er sie beschützt und mich befreit;
Da hab' ich oft und viel von ihm empfangen,
Ich hab' es nicht vergessen, wie er stets
Die ärmsten meiner Kinder hat gepflegt
Und auferzogen in der Wissenschaft

Und in der Lieb' zu mir. Ich habe Dank!
Nun bin ich wieder frei und reich geworden
Und komme meine Zinsen abzutragen.
Ist er zu sprechen jetzt?

Schutzgeist. Im Augenblicke nicht.
Er ist in Mitte seiner Kinderschar,
Und da bringt man so leicht ihn nicht heraus.
Doch, sehen magst du ihn. Dort wandelt er,
Sein liebes, frohes Weibchen an der Seit',
Gar fröhlich hin im Kranze junger Herzen,
Und jedes blüht ihm auf in Glück und Freude
Und jubelt ihm ein langes Leben zu.
O sieh' ihn einmal, sieh' den guten Mann,
Er kann in seinem Glücke sich kaum fassen;
Aus lauter Freude nennt er seine Buben:
Die kleinen, guten, bösen Teufelskerle.
Der kleine rechts, der ist ein Magyar,
Der zweite kommt vom Morgenlande gar.
Es ist nicht weit gefehlt. Und siehe, der,
Der kommt vom Vaterlande des Homer.
Der and're ist von Padua aus „Welischland",
Den hat der heilige Antonius gesandt.
Der eine kommt aus Kronstadts fernstem Wall,
Und jener in der Mitte kommt — aus Thal.
Der Christ hüpft an des Juden Arm heran,
Und einer — hör' ich — ist ein Muselmann.
Sie sind von Ost und West, von Süd und Norden
Ein einig Volk von Brüdern hier geworden!

Fremder. Und er ist König über dieses Volk?
O Gott, ich kam und wollte viel ihm geben;
Doch gegen dies ist meine Gabe klein.
Ich hab' für ihn gebaut ein schönes Haus,
Ein Heimatshaus voll edler, deutscher Sitte.
Vom Alpenland der grünen Steiermark,
Bis an der Ostsee blauer Wellenpracht;
Vom Polenreich und Rußlands Feldern weit
Bis hin zum alten sagenreichen Rhein.

Dies ist mein großes Haus und auch das seine.
Und kennst du auch mein unermeßlich Erbe,
Die Schätze all in Rotbarts düst'rer Burg,
Und auch im Rhein den Schatz der Nibelungen!
Das ist mein Festgeschenk für diesen Tag.
Geweiht dem deutschen, edlen Vater Franz;
Dem König dieses jungen Brudervolkes!

Schutzgeist. O sag' mir an, du sonderbarer Fremdling,
Wer bist du denn? Du sprichst so stolz und groß;
Dein Name — ahnt mir — muß erhaben sein!

Fremder. Es nennt und ehrt ihn eine Nation,
Er strahlet, seit die Herrmannsschlacht geschlagen,
Und glorreich wird er sein für alle Zeit,
Ich bin der deutsche Genius!

Schutzgeist. O Herr, so will ich ehrfurchtsvoll verstummen,
Und du, des Vaterlandes edler Geist,
Zieh' ein in dieser Hallen frohes Fest
Mit reicher Tugend und mit reichem Glück.
Und uns'rem Vater Franz, o bring ihm mit
Das beste deiner großen Nation!

So sei mir denn viel tausendmal gegrüßt,
Du treuer Mann im Namen deines Volkes;
Und sei im Namen deiner frohen Söhne,
O Vater Franz, viel tausendmal gegrüßt!
Das Erb' der Nibelungen, ja, sei dein,
Bedeutend deutschen Sinn und deutsche Sitte;
Doch liegt es nicht versenkt im tiefen Rhein,
Es liegt bewahrt in uns'rer Herzen Mitte,
Dort hast du, Vater, selber es versenkt,
Dort wird es dir die schönsten Zinsen tragen:
Denn, was du uns, den Deinen hast geschenkt,
Das bleibt durch uns ja dein in allen Tagen! —
Und dann der Rotbart in Kyffhäusers Grund,
Der sei du selber uns in diesen Räumen.
Es netz' des Kaisers Wein auch deinen Mund,
Es mög' sein Gold auch deine Burg umsäumen.

Und leb' so lang' und froh, bis auch dein Bart
Sich dreimal um die Heimatstafel schlinget,
Und bis mit deinen Kindern, froh gepaart
Die Zwergenschar der Enkel dich umringet.
Dann sende, Rotbart, deine Boten aus
Zur Frag, ob Deutschland frei und reif zum Krönen;
Und ist es frei, so werde groß dein Haus,
Ein herrschendes Geschlecht im Reich des Schönen!"

Trotz ihrer Überschwenglichkeit hat diese Huldigung den Gefeierten nicht übel charakterisiert. Dawidowsky war ein herzfrischer, gott- und menschenvertrauender Idealist. Ich sah an ihm mein Ideal von deutscher Kraft, Männlichkeit und Redlichkeit, auch den für Kunst und Wissenschaft stets opferfrohen Mann. Als Pädagoge legte er das Gewicht mehr auf das Beispiel als auf das Wort, als Lehrer der Naturgeschichte mehr auf die Wirklichkeit als aufs Buch. Unsere gemeinsamen Ausflüge, bei denen er uns begleitete, waren Unterrichtsstunden in angenehmster Form, denn unser naturhistorisches Museum war der Wald und das Feld. In einer Reihe öffentlicher Vorlesungen, die von den Professoren der Handelsakademie im landschaftlichen Rittersaale gehalten wurde, sprach Dawidowsky einmal über das Leben der Blume und riß die ganze Zuhörerschaft zur Begeisterung hin. Sein Vortrag war echt volkstümlich und voller Poesie.

Im Verkehr mit seinen Zöglingen wollte der Professor stets sehr ernst und streng erscheinen, wozu ihm sein mächtiges mähnenumwalltes Haupt mit dem scharfen tiefliegenden Auge anfangs gute Dienste erwies. Wir hatten es aber bald weg, daß dahinter nichts als lautere Herzensgüte war. Manchmal wurde auf seine Nachsicht gesündigt, dann gab's Hochgewitter mit Blitz und Donner, aber eingeschlagen hat

es fast nie. Ich verehrte ihn abgöttisch. Meine Pensionatsgenossen neckten mich manchmal und redeten bisweilen überlaut Ungutes über ihn, darin verstand ich keinen Spaß und einmal warf ich im Zorn einem solchen Mißgünstigen die Schreibfeder an den Kopf, daß sie drin stecken blieb. Darob schlug der Getroffene, ein Serbe war es, mächtiges Geheul an; die Präfekten liefen erschrocken zusammen, nach dem Arzt wurde gerufen, um den Wurfspieß aus der tiefen Wunde zu ziehen. Der Direktor erschien; die Feder brauchte zwar nicht aus dem Schädelknochen, sondern bloß aus dem Haar gezogen zu werden, doch setzte es über mich ein Strafgericht. Etliche deuteten zwar, um mich zu entlasten, die Ursache meiner Unthat an, er aber sagte ruhig: „Nichts da! Draußen im Freien ringen auf Leben und Tod, da habe ich nichts dagegen, aber mit Stahlfedern wird nicht geworfen, der Mensch hat Augen im Kopf! Der Peter wird heute ohne Nachtmahl schlafen gehen!"

Wie es mir mit dem Lernen erging? Schlecht. Anfangs war ein gewaltiger Fleiß da, aber es fehlte die Methode. Später, als diese zur Not anging, begann sich der Fleiß zurückzuziehen. Die Grammatik, die Mathematik, die Mineralogie, die Waarenkunde, die Comptoirs- und Wechsellehre — offen gesagt, es war abscheulich. Und das Theater und die Dichterbücher und die Ausflüge aufs Land waren so göttlich. Dazu fiel ich zurück in meine Jugendsünde und hub heimlich an, Dorfgeschichten zu schreiben. Die Lehrer waren voller Nachsicht; der Geometrieprofessor gab sich alle erdenkliche Mühe, mich über die pythagoreische Eselsbrücke zu bringen. Es gelang nicht. „Nun," meinte der Direktor beruhigend, „wenn er schon nicht hinüber will! Er hat im Grunde drüben nichts

zu thun. Soll dafür um so flinker über den Bock springen."

Auf's Turnen hielt er sehr viel. Sein Bruder Karl war im Pensionat schneidiger Turnlehrer, da sagte der Direktor denn manchmal zu mir: „Peter, das Buch fort! An den Turnapparat mit Ihnen! Dichter müssen eine breite Brust kriegen, daß ein großes Herz drin Platz hat!"

Daß es ihm fast ernst war mit dem „Dichter", zeigte er besonders bei Ausflügen, da er mich aufzufordern pflegte, an schönen freien Plätzen, wo wir lagerten, Gedichte von mir vorzulesen. Ich las damals nur hochdeutsch; die Stimme mochte besser gewesen sein, als die Betonung, der gute Wille noch besser als die Stimme. So las ich an einem sonnenlichten Christihimmelfahrtstage auf der Höhe des Schöckels mein „Lied an die Freiheit!" Nach Beendung desselben lärmten die Kollegen mir Bravo zu. Der Direktor klopfte mir auf die Achsel und sagte in seiner Tirolerart: „So ischt's recht. Niemands Herr und niemands Knechtl Aber ein anderesmal nicht so viele Worte verschlucken, 's ischt ja schade drum!"

Einmal kam aus Obersteier meine kranke Mutter, um dem Manne Dank zu sagen, daß er in so christlicher Weise ihres Sohnes Lehrer und Nährer geworden war. Der Direktor ging ihr schon entgegen und als er das mühselige Bauernweib am Arme in den Speisesaal führte und laut rief: „Auf, Burschen, hier bringe ich Peters Mutterl!" Da hat er ein Dankgefühl für ihn in mein Herz gelegt das mein Lebtag nimmer verlischt.

Ein einziges heimliches Leid hatte ich im Pensionat, nämlich, daß ich, an Einsamkeit und Beschaulichkeit gewöhnt, ein Kasernenleben führen mußte. Immer den Lärm der

manchmal recht ausgelassenen Jungen um mich, nie eine Stunde für mich allein. Ich sagte nichts von diesem Leide und er hats doch gemerkt. Im dritten Jahre erhielt ich ein Zimmerchen für mich. Es war zwar nur sechs Fuß lang und sechs Fuß breit und ziemlich kaminartig hoch, aber es hatte alles Platz, was ich bedurfte, wenn die Thür nicht gerade aufgemacht wurde, sogar ein Sessel. Wurde sie aufgemacht, so konnte man ja den Sessel auf den Tisch stellen. In diesem Zimmerchen zusammengepreßt war viel Glück für mich. In ihm las ich Stifters „Studien“ und Scheffels „Ekkehard“, in ihm schrieb ich meine ersten Novellen, in ihm schrieb ich den ersten Brief an Robert Hamerling, in ihm erhielt ich seine ersten Zeilen. In diesem Zimmerchen besorgte ich die ersten Korrekturbogen zu „Zither und Hackbrett“, in ihm betrachtete ich mein erstes fertig gewordenes Büchlein. In dieses Stübchen wollte eines Tages Anastasius Grün eintreten, konnte es aber erst, als ich ihm Platz machte. Er saß auf dem Strohsessel, ich auf der Bettstatt, so besprach er das Büchlein mit mir und sagte: „R., jetzt ist mir nicht mehr bange um Sie!“ — Heute ist der Raum wohl wieder seiner ursprünglichen Bestimmung, zur Aufbewahrung von Eiern, Gemüsen, Fett und derlei neben der Küche anheimgegeben.

Anfang August 1869 bin ich ausgezogen, um ein selbständiges Leben zu beginnen. Auch den guten hoffnungsseligen Vater Franz hatte bald hernach ein friedloser Stern hinausgetrieben in die weite Welt.



Mein Weib.

So vieles aus meiner irdischen Pilgerfahrt habe ich zu erzählen, äußerlich Erfahrenes, innerlich Erlebtes. Das eine, das bedeutsamste Geschick aber, das mein Leben erschüttert und gewendet hat, das wird nicht auszuschöpfen sein, das wird zum großen Theile ungehoben in der Herzenstiefe ruhen, wo es immer lebendig war, immer Seligkeit gab und immer wehe that.

Wehe that.

So vieles andere, was ich litt, ich habe es auf die Herzen meiner Mitmenschen überlasten dürfen und können, die Mitteilung hat mich erleichtert, hat das Gemüt wieder frei gemacht für neues Leben. Das eine einzige Geschick aber ist zu schwer, um es zu heben, fast zu heilig, um es der Welt aufzuzeigen. In sich geschlossene Gemüter, die mitten auf dem Meere der Menschheit einsam wie Robinson auf der Insel leben, werden vielleicht das Bedürfnis nach Gemeinsamkeit in Freud und Leid nicht begreifen, und glücklich preise ich jeden, der mit den Mächten des Herzens allein fertig zu werden vermag. Der Poet aber, der an aller Menschen Glück und Weh Anteil nimmt, möchte auch sein ureigenes Seelenleben mit allen teilen. Und denen ich's erzähle,

sind es nicht auch Menschen, die mit mir fühlen können, die vielleicht selbst schon Ähnliches erlebt haben und denen meine Darstellung sagen mag: Uns allen gemeinsam ist das Sonnenlicht und das Erdenleid. — Was mich aber bisher am stärksten abgehalten hat, von meinem ersten Weibe zu erzählen, es war die Rücksicht auf das zweite. Unmöglich, so dachte ich mir, kann es der zweiten Frau gefallen, das Gedenken an die erste lebendig zu sehen. Damit aber habe ich meine zweite Anna mit einem zu alltäglichen Maße gemessen. Sie ist es, die in meinem Hause still mit mir das Andenken an die Heimgegangene ehrt, sie ist es, die zu Allerseelen schweigend frische Kerzen aufstellt an ihrem Bilde und am ersten Mai dasselbe mit Rosen schmückt. Sie, meine zweite Anna, ist es, die meine Kinder der ersten mit der gleichen Umsicht und Fürsorge hegt und hütet wie ihre eigenen. Hat sie selbst mir nicht schon zu verstehen gegeben, daß ihr meine Treue zur Todten eine Gewähr ist für die Treue zur Lebendigen? Und daß — wenn sie die erste gewesen, sie so wenig vergessen sein könnte, das muß sie fühlen. Wenn ich nun in den folgenden Zeilen meinem ersten Weibe ein Denkmal zu stiften suche, so geschieht es auch in der Liebe zum zweiten, das mir mein Ideal vom Adel des deutschen Frauenherzens durchaus nicht getrübt hat und an dessen Seite ich nun Kraft und Mut finde, jene längstvergangenen Tage noch einmal aufzuwecken, ohne daß meine Seele in Wehmut vergeht.

Nachdem die Handelsakademie hinter mir war, setzte ich meine Studien als Hospitant an der Universität in Graz fort. Die Sommermonate verlebte ich in meiner Heimatsgegend. — Da war es am 20. Juni 1872, daß ich von Krieglach aus eine Almkuppe, das Hochegg,

bestieg. Von einer besonders gehobenen Stimmung fühlte ich mich an diesem Tage beseelt und auf dem Heimwege im hinteren Massinggraben setzte ich mich auf einen Baumstrunk und skizzierte in meinem Notizbüchlein die schon seit Wochen keimende Idee zu einer größeren Erzählung, die später unter dem Titel „Die Schriften des Waldschulmeisters“ bekannt geworden ist. — Abends nach Hause gekehrt, stellte sich heftiger Kopfschmerz ein und ich ging bald zu Bette. Da klopfte es noch spät an der Thür, Freund Georg Auer, in dessen Hause ich damals einige Wochen wohnte, teilte mir durch die Wand mit, daß mit dem Abendzuge aus Graz in Kammerhofers Gasthause zwei fremde Damen angekommen wären, welche morgen eine Wanderung nach Alpel zu meinem Geburtshause machen wollten und einen Führer suchten. Ob ich bereit sei, mitzugehen? „Ich bitt' dich, Georg, laß mich aus mit fremden Damen!“ Auer ließ sich aber nicht sofort abweisen. „So was man sich unter Damen denkt, sind sie eigentlich nicht,“ sagte er, „daß sie gebildete Stadtfräulein sind, sieht man ihnen wohl an, aber sonst ganz einfach und gemütlich. Jung sind sie beide, eine ist aber noch ein wenig jünger. Die hat Augen wie eine Mutter Gottes und einen Mund, so frisch und rot wie Waldkirschen zu Maria Himmelfahrt. Ich an deiner Stelle ginge mit. Wir haben derweil aber nichts gesagt, daß du vorhanden bist, die Damen glauben, du bist in Tirol oder sonst wo.“ — „Sei so gut und lasse sie bei diesem Glauben und ich will jetzt schlafen.“ — „Dann werde ich sie begleiten,“ sagte Auer. „Thue es. Gute Nacht!“

Am nächsten Morgen ging ich zeitlich ins Pürscherhaus zu meiner Freundin Julie. Dieser war ich zugethan wie

einer Schwester. Obwohl seit ihrer Jugend stockblind, war sie doch gebildeter als ihre Dorfgenossinnen, denn sie hatte einige Zeit den Unterricht für Blinde zu genießen Gelegenheit gehabt. Sie war vertraut mit den Eigentümlichkeiten der Leute, wußte eine Unmenge von Volksliedern, konnte zur Laute sehr schön singen und ich mußte ihr häufig vorlesen, auch Eigenbau, was ich gar gerne that. Julie war damals die Vertraute meiner täglichen Erlebnisse und ihr erzählte ich nun auch von der Anwesenheit zweier fremder Damen, deren Begleitung nach Alpel ich abgelehnt hatte. „Bist aber doch nicht gescheit," sagte Julie, „steigst denn sonst immer im Gebirge um, warum just heute nicht! Sie würden sich gewiß sehr freuen, da sie schon dein Geburtshaus besuchen, wenn sie auch dich kennen lernen möchten." — „Ich mag aber nicht," darauf meine Antwort. Dann nahm ich ein Buch und ging ins Seitenthal hinein, durch welches der Fußsteig führt gegen Alpel. Dort setzte ich mich hinter einen Haselnußstrauch und begann zu lesen, aber so, daß mein Auge häufig zwischen das Gezweige hindurch auf den Weg lugte, ob die fremden Touristinnen nicht schon herangingen.

Nach einiger Zeit gingen sie heran. Auer mit Stock und Rucksack schritt an der Seite des einen, wie es schien, älteren Fräuleins und plauderte mit ihm. Hinten drein ging das jüngere Fräulein, es hatte ein blasses längliches Gesicht und große dunkle Augen, mit denen es träumerisch ausblickte in die waldigen Berge. Sie hatte ein einfaches veilchenfarbiges Kleid mit weißen Sternchen an und einen lichten Strohhut auf. Unter dem Strohhut legten sich zwei geflochtene Haarsträhne glatt über den Nacken hinab. Kaum zwanzig Jahre alt konnte sie sein. — Sie wandelten vor-

über und ich blickte ihnen nach, solange sie zu sehen waren. Dann klappte ich mein Buch zu und ging auf meine Stube. Und wußte nichts Rechtes anzufangen. Mein Mittagsessen bei Pürscher nahm ich rascher ein als sonst, nach demselben sagte ich zu Julie: „Ich gehe jetzt nach Alpel."

Zwei Stunden von Krieglach, im Walde am Höllkogel, zweigt beim Kreuze rechts ein Weg ab ins Alpel. Und auf diesem Wege bin ich ihr begegnet. Die Stelle bezeichnet heute ein Baum, in dessen Rinde ein Herz geschnitten ist. Die kleine Gesellschaft war schon auf dem Rückweg. Sie hatte mein Geburtshaus hoch auf dem Berge besucht und meinen kränklichen Vater, der damals nicht mehr in seinem Stammhause wohnte, sondern in einem Ausgedinghäusel unten am Berghang. Wenige Monate vorher war ihm sein Weib davongetragen worden im Sarge. Damals war es, daß im fernen Graz ein junges Mädchen hörte, die Mutter des Waldpoeten wäre gestorben, und sich von ihrem Vater ausbat, anstatt auf Bälle des Faschings zu gehen, im Sommer mit der Freundin das Geburtshaus des Lieblingsdichters besuchen zu dürfen. Persönlich kannte sie denselben kaum, nur, daß er einmal bei einem Touristenfeste in Graz, an dem sie mit ihrem Vater teilnahm, vorübergehend zufällig ein wenig an ihr Kleid gestreift hatte. — Nun, mitten im Gebirgswalde standen wir uns gegenüber und Auer stellte uns gegenseitig vor. „Herr Rosegger. — Fräulein Minna Thurnwald, Lehrerin. — Fräulein Anna Pichler, Tochter des Hutfabrikanten Herrn Josef Pichler in Graz." — Auf steinigem Waldwege bot ich dem Fräulein Pichler den Arm und wir wanderten zusammen nach Krieglach zurück. — Allmählich besann ich mich, wie es denn kam, daß ich diesmal nicht bis zum

Häuschen meines Vaters gegangen war, sondern mitten im Walde umgekehrt und einem fremden Fräulein den Arm geboten hatte. Einem fremden Fräulein? Das war doch kein fremdes Fräulein! Es ging ruhig und freundlich sprechend und hörend neben mir her und blickte mich so unbefangen treuherzig an. Das war ein trauter Mensch, mit dem ich in Ewigkeit so gegangen war und ohne weiteres in Ewigkeit so dahingehen werde. So fast war mir in jener Stunde ums Herz. Wir plauderten von ganz gleichgiltigen Dingen. Ich begleitete sie bis zum Gasthause zurück. Dann verabschiedete ich mich. Am nächsten Morgen sind sie abgereist, um einen Tag auf dem Semmering zu zu verleben. Meiner Julie berichtete ich: „Das Fräulein Anna ist sehr lieb.“

Am andern Morgen kam aus Graz mein väterlicher Freund Dr. Svoboda. Er wollte mit mir einen Ausflug machen, ich schlug eine Partie auf den Semmering vor. Damals stand auf dem Berge, wo heute die prachtvolle Villenstadt Semmering steht, nur ein einziges Haus, der Gasthof „zum Erzherzog Johann“. Wir kehrten ein, ich sah dort weiter keinen Bekannten. Wir stiegen auf zum Sonnwendstein, begegneten weiter niemand Bemerkenswerten. Auf der Rückfahrt sah ich im Bahnhof von Mürzzuschlag die zwei Fräulein aus Graz. Ich grüßte sie flüchtig und stieg rasch ins Gelaß. Svoboda fand, daß ich echauffiert wäre. „Wüßte nicht, wovon“, darauf ich. Svoboda fuhr denselben Abend nach Graz, ich stieg in Krieglach aus, um eine schreckliche Nacht zu erleben. Aus mitternächtigem Schlafe weckte mich ein heftiges Pochen an der Thür. Nicht die Ankunft fremder Damen wurde diesmal gemeldet. Mitten aus dem Dorfe stieg eine Feuersäule auf. Schreiend

und planlos liefen die Leute auf den rot beleuchteten Gassen um, im Gewirre der Rettungsarbeiten sah ich auf einmal Anna Pichler, einen Eimer Wasser herbeischleppend. Ein heransausender Wagen stieß ihr den Eimer aus der Hand. Da eilte sie, herumirrende Kinder zu sammeln und dieselben im Baumgarten zu hüten. Sie hatte mich nicht gesehen. Erst am Morgen, zwischen den rauchenden Brandstätten von zehn niedergebrannten Gebäuden, begegnete sie mir mit ihrer Freundin. Beim gestrigen Abendzuge wären sie auf der Heimfahrt hier ausgestiegen, weil es schon spät gewesen. Mir war in der Nacht beim Ausräumen ein Kasten an die Brust gestoßen worden, ich achtete nicht der Beklemmung, sondern führte die beiden Fräulein in Begleitung mit meiner schwesterlichen Freundin Julie über die Felder zum Walde hinaus. Dort zwischen hohen Fichten auf dem Angerlein rasteten wir, an derselben Stelle, wo heute der Tisch und die zwei Bänke sind, und wo die Säule steht mit der Aufschrift: „Annenruh.“

Um die Mittagsstunde sind sie abgereist nach Graz. Am Friedhofe, auf dem Grabe meiner Mutter lag ein frischer Kranz aus Tannenreisern. —

Von diesen Tagen an wurde es in mir anders, sachte anders. Es verging kein Tag, an welchem ich mit Julie nicht von Anna Pichler sprach, und es verging keine Stunde, an welcher ich nicht ihrer gedachte. Nicht das Vorhandensein einer Leidenschaft empfand ich, nur das behagliche Gefühl, dieses Wesen auf Erden zu wissen. Als die Leute anhuben, mich wegen meiner häufigen Erinnerung an die junge Touristin zu necken, hörte ich auf, von ihr zu sprechen. Aber damit ward's nicht besser. Lebhafter meldete sich der Wunsch, ihr es einmal sagen zu können, wie ich an

sie denken müsse; daß auch sie meiner gedachte, fand ich selbstverständlich. Die Gelegenheit brach ich fast brutal vom Zaune. Es kam der Annentag. Mit einer Kühnheit, die heute mein Staunen erweckt, schrieb ich an Fräulein Anna Pichler in Graz den folgenden Brief:

Krieglach, den 25. Juli 1872.

Hochgeehrtes Fräulein Anna!

Der Tag, den wir morgen begehen, ist ein lieber Festtag. Der Name Anna erinnert mich an eine junge Touristin, die mir diesen Sommer so weihevoll verklärt hat. Sie können nicht ahnen, mein Fräulein, wie oft ich seither auf meinen Waldwanderungen, bei denen ich einsam bin, der lieben Touristin gedenke. In meinem glücklichen Leben ist mir schon manches Liebe erzeigt worden, aber nichts hat mich so im Herzen gepackt, als Ihr Besuch meines Geburtshauses und meiner Mutter Grab. Es freut mich so innig. In Krieglach-Alpel habe ich Sie kennen gelernt, in der Waldheimat, als ob mir meine selige Mutter statt ihrer wen anderen zuführen wollte. Deuten Sie mir es nicht übel, wenn ich an Ihrem Namenstage Ihnen danke, daß Sie das Grab meiner Mutter mit einem Kranze geschmückt haben. Vor Ihnen hat das niemand gethan, nach Ihnen könnte es mich von niemandem so bewegen.

Vor kurzem war ich in Graz, hätte gern angeklopft an der Thür Ihres Hauses, hab' mich aber nicht getraut. Und nun thut es mir leid, Fräulein, Sie nicht gesehen zu haben. Um mich teilweise zu entschädigen, hätte ich heute eine schöne Bitte. Erweisen Sie mir zu Ehren Ihres Namenstages eine Wohlthat, schenken Sie mir von Ihnen eine Photographie. Ich begrüße Sie aus ganzer Seele.

Bewahren Sie mir Ihr Andenken, so wie ich die liebe Wallfahrerin nach den verlassenen Bergen meiner Heimat nimmer vergessen werde.

Ihr aufrichtiger
Peter Rosegger.

Fräulein Anna pflegte ihren Namenstag im lieblichen Maria-Grün zuzubringen, wo sie mit ihrer guten unzertrennlichen Freundin Minna den ganzen Tag im Walde saß, lesend, plaudernd oder auch still träumend. Dorthin, in den stillen Wald bei Maria-Grün, schickte ihr der Vater die eingelaufenen Glückwunschbriefe nach und dort hat sie auch mein unerhörtes Schreiben gelesen.

Ich sagte mir entschieden vor, daß sie mir nicht antworten werde. Und doch wartete ich Tag für Tag auf Antwort.

Am 5. August habe ich diesen Brief erhalten:

Graz, den 4. August 1872.

Geehrter Herr Rosegger!

Ein schöneres Angebinde zu meinem Namenstage hätte mir nicht werden können, als durch Ihr freundliches Schreiben. Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie sich meiner noch erinnern würden und nun sagen Sie, daß meine Anwesenheit in Ihrer Heimat Ihnen Freude gemacht habe! Glauben Sie, auch ich werde der Tage nie vergessen, die ich in Ihren Bergen verlebte, nicht die Tannen vor Ihrem Vaterhause, nicht die Stätten, wo Sie den ersten Atemzug gethan. Wie glücklich wäre ich gewesen, hätte ich auch Ihrer Mutter Hand noch drücken können, wie mir es Ihrem lieben Vater zu thun gegönnt war. Es

freut mich sehr, daß mein schlichter Strauß das Grab Ihrer Mutter schmücken darf.

Wenn ich Ihnen mit Übersendung meines Bildes wirklich eine Freude mache, so erfülle ich Ihren Wunsch gerne und lege selbes mit Erlaubnis meiner Eltern diesem Briefe bei. Auch darf ich Sie versichern, daß es meinen Eltern ein großes Vergnügen bereiten würde, Sie in unserem Hause begrüßen zu dürfen. Ich besonders hege den Wunsch, Ihnen für Ihre zarte Aufmerksamkeit zu meinem Namenstage danken zu können. Indessen mit vielen herzlichen Grüßen

Ihre ergebene

Anna Pichler.

Die Beilage, eine gute Photographie in Visitkartenformat, ist ein Heiligtum meines Lebens geworden. Während sie selbst erschien und verschwand, ist dieses Abbild geblieben: heute ruht es in einem aus Holz geschnitzten Monumentchen, das auf einem Tische meines Zimmers steht. Nach diesem Bildchen ist später ein größeres Ölgemälde hergestellt worden. Doch ihr bestes Bildnis an Leib und Seele, ein lebendiges, hat sie mir hinterlassen an unseren Kindern Sepp und Anna.

Wie ruhig, wie heiter ging ich damals der dunklen Lose entgegen . . . Ich reiste im Herbst nach Italien. In den Ruinen von Pompeji machte ich an einem sonnigen Sonntagsnachmittage ein Gedichtchen auf das einsame Haus in ferner Alpenhöh', das einst von einem holden Mädchen aus der Fremde besucht worden. — In Venedig kaufte ich ein Armband, zierlich aus winzigen Muscheln und Schneckenhäuschen zusammengesetzt. Und bald nach

meiner Rückkehr nach Graz, habe ich einen Besuch gemacht im Bürgershause des Herrn Josef Pichler, Sackstraße Nr. 33. Fräulein Anna war in jener gleichmäßigen heiteren Ruhe, wie damals in Krieglach. Ihr Vater, eine sympathische Erscheinung, ein Bürger nach altem Schrot und Korn, hieß mich willkommen, und ihre Mutter, eine noch jugendliche, schöne Frau, reichte mir freundlich, aber unter einem Hauche von Schwermut, die Hand. Fräulein Anna und ich fühlten uns schon wie alte Bekannte, sie stellte mir ihren halberwachsenen Bruder Josef vor, einen bescheidenen, offen blickenden Jüngling. Ein zweiter Bruder Anton war zur Zeit in der Lehre in Wien. Derselbe wurde mir geschildert als ein überaus lustiger, zu allen Scherzen und Schnurren aufgelegter junger Mann; sein Leben, das einen romantischen Verlauf, ein tragisches Ende genommen hat, soll später noch angedeutet werden.

Ich dankte dem Fräulein mündlich für ihre Sommerreise nach Krieglach, für ihren Brief, für ihr Bild, überreichte ihr das Armband aus Venedig und bat ihre Eltern, manchmal in ihrem Hause einen Besuch machen zu dürfen. Wie man sieht, schlug ich einen sehr geraden Weg ein, wohin er führte — dachte ich damals daran? — Manchen Abend habe ich im Hause Pichler verlebt. Der Vater erzählte gern von seinen Reisen als Handwerksbursche, er war weit herumgekommen in der Welt und wußte alles mit gutem Humor vorzubringen. Er war eine praktisch und thatkräftig veranlagte Natur und hatte es von seinem kleinbürgerlichen Elternhause in Hartberg zu einer hochgeachteten Stellung in Graz gebracht. Er saß zur Zeit im Gemeinderate und war Armenvater in seinem Bezirke. Er hatte ein weiches Gemüt, ohne senti-

mental zu sein. Kein Armer ging ungetröstet von ihm, aber wenn im Hofe des Criminalgebäudes ein Spitzbub gehenkt wurde, da konnte er als Amtszeuge mit aller Ruhe zusehen und sich nach der Exekution behaglich eine Cigarre anzünden. Seine Frau, ebenfalls zu Hartberg gebürtig, war eine echt volkstümliche, doch überaus feinbesaitete Natur. Wenn sie mit lebendiger Anschaulichkeit und Innigkeit von ihrer Kindheit und Jugend, von Sitten und Gebräuchen unserer gemeinsamen Heimat sprach, da war mir, als hörte ich wieder meine Mutter. So saßen wir oft traulich zusammen, und ich ahnte nicht die bange Sorge, die durch mein Erscheinen ins Haus gekommen war. Eines Tages hatte ich das Fräulein Anna um ein Stammbuchblatt von ihrer Hand gebeten. Da schickte sie mir den folgenden Vers: „Wer hat den Weg durchs wilde Meer gefunden? Der nie mit Todesstürmen stritt? Es ist ein Herz mit seinen Wunden mehr wert, als eins, das niemals litt.“ — Das schreibt ein blühendes Mädchen von kaum mehr als zwanzig Jahren! Bezog es sich auf mich, auf meine Herzenswunden? . . .

Später hat es Vater Pichler mir erzählt, wie sehr Fräulein Anna damals verändert war, wie sie gleichgiltig für ihre Umgebung die Einsamkeit suchte in ihrem Kämmerlein, oder im Hausgärtchen am Strande der Mur, wie sie vor sich hinträumte, manchmal schluchzte und dann aufgeschreckt in Verwirrung war, als sei sie bei etwas Unrechtem ertappt worden. Die Mutter nannte es ihrem Manne zuerst, was das war. Aber was soll daraus werden! Ein junger Mensch ohne Stellung . . .! Ein Dichter, das ist ja recht schön, aber kann man leben davon? Sie hatten schon beschlossen, mich zu bitten, meine

Besuche in ihrem Hause, „so angenehm ihnen dieselben auch wären", aus gewissen Rücksichten vielleicht etwas seltener werden zu lassen. Aber ich war ihnen zuvorgekommen.

Fräulein Anna spielte die Zither. Und das so gut und schön, daß auch ich so etwas lernen wollte. Die Zeitschrift „Bohemia" in Prag hatte mir für eine kleine Erzählung eben ein großes Honorar geschickt. Davon kaufte ich mir eine Zither, ging damit zu Pichlers, und an Sonntagsnachmittagen saßen wir, Anna und ich, in der großen Stube beisammen und trieben Musik. Dazwischen plauderten wir, ich von meinen dichterischen Plänen, sie von ihrem Hauswesen, vom Geschäftsladen, wo sie die ganze Woche hinter dem Pult stehen und den Leuten Hüte aufs Haupt setzen mußte. Ich merkte wohl, daß ihr diese Obliegenheit nicht gar angenehm war, obschon sie nie etwas davon verlauten ließ. Um so inniger gab sie sich am Sonntage ihren Lieblingsbeschäftigungen hin, der Musik, den Büchern, den Blumen zwischen den Fenstern. An einem Sonntagsnachmittage im November war es, daß wir wieder miteinander Zither spielten. In der Stube war niemand anwesend. Da ließ ich plötzlich die Saiten ruhen, wendete mich zu ihr und sagte: „Anna, wollen Sie mein Weib werden?" Ich kann mich nicht mehr erinnern, ob diese Frage eine vorsätzliche war oder ob sie mir ganz unvermittelt über die Lippen sprang. Anna senkte ihr Haupt und ihre Hand zitterte ein wenig. Ich habe die Frage wiederholt und sie hat dann ganz unmerklich mit dem Kopfe genickt.

Noch an demselben Abende redete ich mit ihrem Vater. Wir gingen im Stadtpark die Kastanienallee entlang von der Schillerbüste gegen das Burgthor hin. Im Glanze

der wenigen Gasflammen sahen die fallenden Schneeflocken aus wie zarte Apfelblüten. Nun gestand ich Herrn Pichler, daß ich seine Tochter lieb hätte. — Er schwieg eine Weile, dann sagte er wie unter einem Seufzer: „Das haben wir wohl bemerkt." — „Ich will ohne sie nimmer leben!" fuhr es mir heraus. Er seufzte wieder und sagte: „Es ist halt ein Kreuz." Weiter gab er keine Antwort. Als wir dann auseinandergingen, sagte er: „Am Katharinentag ist mein Geburtstag. Kommen Sie am Abend desselben Tages zu uns. Da ist auch die Frau zuwege, da können wir weiter davon sprechen."

Als ich in meinem Zimmer war, mit mir ganz allein, kam es mir erst zum Bewußtsein, was jetzt angefangen worden war. — Am nächsten Tage ging ich zu zweien meiner Gönner und erzählte ihnen mein Vorhaben. Der eine war Dr. Moritz von Kaiserfeld, damals Landeshauptmann von Steiermark. Der rief hell aus: „Was? Heiraten wollen Sie? Um Gotteswillen, wie sollen Sie eine Familie ernähren, Sie haben ja nichts!" Der andere war Dr. Svoboda. Der sagte schmunzelnd: „Sie haben recht. Ein Poet muß ein schönes edles Weib haben. Ich habe es schon damals in Mürzzuschlag gemerkt. Eine Familie werden Sie ernähren so gut wie andere. Sie sind ja ein Mann."

Und am Katharinentage fand ich mich ein im Hause Pichlers. Es war eine ernste Stunde, als ich Vater und Mutter bat um ihre Tochter Anna. Der Vater sagte: „In Gottesnamen! Das Mädel ist ja schier verrückt." Die Mutter weinte unversiegbar und sagte: es sei ihr ja recht, wenn es Gottes Willen wäre und wenn ihr Kind glücklich werde, aber ein Stein läge ihr auf dem Herzen, nicht zu

sagen . . . Beim Nachtmahle ist es gemüthlicher geworden. Einige muntere Freunde des Hauses waren vorhanden, Anna und ich saßen bei Tische nebeneinander, Vater Pichler erklärte uns als Verlobte. — Ich habe mir die Neuverlobten stets gedacht als von unbeschreiblicher Befangenheit gequält. Davon war an mir nicht viel zu spüren, es war ja ganz selbstverständlich, daß nun meine Anna neben mir saß. Sie war auch ruhig, verriet aber ihre innere Aufregung dadurch, daß sie nach dem Mahle auf dem Fußboden stolperte und nach allerlängs hinfiel. Der Schreck war bald vorüber, als sie munter wieder aufsprang. Beim Abschiede der Kuß war diesmal nicht so flüchtig wie sonst. Wir brauchten daraus kein Geheimnis mehr zu machen und konnten uns dabei Zeit nehmen.

Eine Woche später wurde auf Wunsch des Vaters Pichler die Verlobung das zweite Mal gefeiert, und zwar zu Krieglach in jenem Gasthause, in dem damals die zwei Touristinnen eingekehrt waren. Dieses Fest war für meinen Vater und für meine Geschwister angesetzt, die von der Gegend, aus Berg und Thal, zusammengekommen waren, um ihre künftige Schwiegertochter und Schwägerin kennen zu lernen. Die Hochzeit wurde bestimmt auf den Mai des nächsten Jahres. Mir aber schien es einfach unfaßbar, daß der „Ausstattung" wegen so unabsehbar viele Zeit des Glücks versäumt werden sollte!

Daß ich nun jeden Tag ins Haus der Braut kam, daß wir unsere Zukunft besprachen, unsere Absichten bestimmten und vorbereiteten, ist alles selbstverständlich. Daß ich eines Abends spät, als Anna schlafen gehen wollte, im Dunkeln an der Thür ihres Kömmerleins stand und auf sie wartete — das ist mir heute wie ein dämonischer

Schatten über die liebliche Idylle dieser Zeit. Als ich ihren Namen flüsterte, erschrak sie so sehr, daß sie einen Schrei ausstieß. Ich sagte ihr erregt gute Nacht und eilte mit pochenden Schläfen davon.

Als endlich der Hochzeitstag in die Nähe kam, trat eines Morgens ein mir bekannter und wohlgesinnter Priester in mein Zimmer. Er sei gekommen, sagte er, ohne auf dem gebotenen Sessel platzzunehmen, um als Hirte ein Schäflein zu suchen. Zwar verzage er schier an seiner Mission, denn er wisse, wie schwer ich als Schriftsteller öffentlich angegriffen würde von der katholischen Presse. Ob diese Presse recht oder unrecht habe, darum handle es sich heute nicht, nur möge ich es der Kirche nicht entgelten lassen, und nicht meiner Seele. Ich würde wissen, daß als Vorbereitung zum Sakrament der Ehe das Sakrament der Buße und des Altares nötig sei. Er wolle mir aber gerne den Weg zur Kirche ersparen, wo ich etwa die Gaffer scheue, er sei bereit, mir die Beichte auf meinem Zimmer abzuhören und habe dafür gleich auch die Stola mitgebracht. Es sei weiter keine Formalität nötig, wir wollten uns gemütlich zusammensetzen und ich sollte ihm wie einem Freunde das Bekenntnis ablegen. Da der junge Mann bei dem Eintritte in den Ehestand mit seinem früheren Leben abschließe, so gezieme es sich auch, sich von den Sünden zu reinigen, die bei jungen Männern leider so häufig vorkämen. Mit erleichtertem Gewissen könne der Bräutigam sonach zur Jungfrau Braut hintreten, und der Ehestand, solchergestalt mit Gott angefangen, würde gesegnet sein. — Ähnlich hatte er zu mir gesprochen. Gerührt von solcher Herzlichkeit sagte ich zu, die Beichte gerne ablegen zu wollen, bemerkte aber, daß ich mich von

4*

meinen Sünden erst wahrhaft befreit erachten würde, bis ich dieselben meiner Frau eingestanden und von ihr Absolution empfangen hätte. Der Priester blickte mich ernst an, dann that er einige Fragen nach weltlichen Dingen und ging bald davon, ohne daß vom Beichten noch einmal die Rede gewesen war. Mir that es herzlich leid, daß er meine Worte für eine Geringschätzung des Sakramentes verstanden hatte.

Die Hochzeit fand statt zu Graz am 13. Mai 1873. Am kühlen sonnigen Morgen fuhren wir in mehreren Wägen, unter Begleitung von Verwandten und Freunden, hinaus zum Waldkirchlein Maria-Grün. Vor und nach der Trauung wurden uns mancherlei Ehren zu teil, die mich freuten, besonders meiner Braut wegen. Sie stand in ihrem weißen Schleier wie eine Erscheinung des Himmels neben mir am rosenumdufteten Altare. Als der Priester ihre kühle Hand in die meinige legte und beide Hände nach kirchlicher Sitte mit der Stola umwickelte, da dachte ich: Wie es denn sein kann, daß auf einmal dieses liebste Wesen in mein Leben eingetreten ist! Wie es denn möglich gewesen, so lange ohne sie zu leben, und wie ein weiteres Dasein auf Erden denkbar wäre ohne sie! — Jemand hat nachher gefragt, warum ich sie, wie der Brauch nach der Trauung, in der Kirche nicht auf den Mund geküßt hätte? — Habe ich es nicht gethan? Dann unterblieb es wohl, weil wir nicht allein waren, weil die ganze Kirche voll von Menschen gewesen.

Als wir nach der kirchlichen Feierlichkeit durch das Kroisbachthal hinausfuhren gegen die Stadt, lief plötzlich vom Walde herab ein Mensch in braunem Überrock und grauem Hut, und gerade auf unseren Wagen zu. Ich

ließ halten, denn ich erkannte einen Jugendfreund, den Schriftsetzer Robert Wagner. Einige Jahre früher war er zu Graz in Arbeit gestanden, wir waren viel beisammen gewesen. Als er in die Welt ging, sagte er zum Abschied: „Wenn du heiratest oder stirbst und ich lebe noch, so komme ich zu dir.“ Nun hatte er Wort gehalten und war aus der Ferne herbeigeeilt, um meiner Trauung beizuwohnen. Beim darauf im Hotel „zum Erzherzog Johann“ stattfindenden Hochzeitsmahle hatte er sich nicht eingestellt. Denn kaum hatte er mir und meiner jungen Frau zum Wagen herein die Hand gereicht, war er wieder davon geeilt in die weite Welt. — Die Wägen fuhren dahin und im ersten derselben war ich nun allein mit meinem Weibe. Wir hielten uns an den Händen, an deren Fingern die neuen Ringe funkelten, wir schauten uns ins Auge. — Nach dem Festmahle, bei welchem mein alter Vater der Braut gegenübergesessen war und sie immer angeschaut hatte, ließen wir uns auf den Wunsch der Eltern photographisch aufnehmen. Dann zog meine Anna das weiße Kleid mit dem Schleier aus, wohl nicht ahnend, daß ihr dasselbe — noch ehe zwei Jahre vergingen — wieder angezogen werden würde.

Gegen Abend des Hochzeitstages sind wir nach Krieglach gefahren, wo im Hause Mitteregger ein Zimmer aufgenommen worden war, um die ersten zwei Wochen in meiner Heimat zuzubringen. Denn so war es Annens Wunsch. Nicht durch eine Hochzeitsreise wollten wir unser junges Glück zerrütteln lassen. Die blumigen Matten, die von Vogelsang durchklungenen Wälder der Heimat und darüber der Mai — so war's uns gerade recht. Die Hochzeitsreise haben wir später gemacht, im August, nach dem Murthale zu meinem

Jugendfreunde August Brunlechner, dann nach Kärnten: Friesach, Villach, zurück ins Gesäuse und nach Eisenerz, wo wir überall Verwandte meiner Frau besuchten. Auf einem heißen Spaziergange von Villach bis zum Ossiachersee zeigte ich wesentlich einen meiner Fehler. Erschöpft, bestaubt und des Weges unkundig wurde ich mißmutig und polterte etwelches. Und da trat eine ihrer Tugenden hervor, sie hatte ein treuherziges, gütiges Zureden und das brachte mich sofort ins Gleichgewicht. Als wir nachher auf einem Kahne sänftiglich über den See fuhren, waren meine durch Sonnenglut und Ermüdung aufgeregten Nerven wieder ruhig geworden. „Anna," sagte ich, „immer einmal bin ich halt ein garstiger Zornnickel." — „Ja, wart' nur!" antwortete sie, „ich werde dich schon züchtigen!" Und sie that's. Wenn ich — was in jüngeren Jahren nicht allzuselten geschah — wegen irgend einer Nichtigkeit aufbrauste, so blieb sie ruhig vor mir stehen, schwieg und blickte mich mit ihren unbeschreiblich schönen, sanftmütigen Augen betrübt an. Sofort war ich gebändigt. Im zweiten Jahre unserer Ehe war von dieser überaus thörichten Eigenschaft des Jähzorns in mir kaum eine Spur mehr vorhanden. Sie zeigte sich erst später wieder, als die sanfte Tierbändigerin längst nicht mehr um mich war.

Während unserer Flitterwochen in Krieglach hatten uns die Eltern Pichler im Nebenhause ihres Wohnsitzes, Sackstraße Nr. 31 zu Graz, im ersten Stocke eine Wohnung mit vier traulichen Zimmerchen eingerichtet. Die Wohnzimmer waren gassenseitig, mein Arbeitszimmer murseitig. Von diesem sah man durch seine drei Fenster auf den breiten Fluß und auf die Berge. Es war ein Poetenheim, wie ich seither keines mehr gefunden. Damals mußten zur Ausstattung

noch nicht die schwerfälligen altdeutschen Möbel, die braunen Öfen, die roten oder sauerkrautgrünen Wände, das wurstbraune Parquet, die schweren dunklen Fenstervorhänge sein, Dinge, die eine Wohnung so düster machen. Bei uns war alles licht: die Öfen, die Thüren, die Vorhänge weiß und luftig, die Wände taubengrau, die Fußböden blank gescheuert, die Möbel glänzend lackiert, die Rahmen der Kupferstiche hell vergoldet.

Und in solch freundlicher, friedlicher Wohnung ein sanftes, gemütlich heiteres, regsames Weibchen — so ein Leben darf sich wohl sehen lassen auf dieser schönen Welt. Als wir zwei das erste Mal in eigener Wohnung, an eigenem Tische Mahlzeit hielten — sie war einfach, aber wie köstlich hat sie gemundet! Anna war zwar, als sie die Suppe auftrug, etwas befangen, wie sie später gestand, vor Angst, das Essen würde mir nicht schmecken. Und wie waren wir dann vergnügt, wie knusperten wir Roggenbrot, als wäre es Torte, wie stießen wir mit den Gläsern an, als wäre Rheinwein drin statt Wasser! Viel später sind wirkliche Torten gekommen und wirklicher Rheinwein. Aber Anna ist nicht mehr bei mir gewesen.

Für den Haushalt setzten wir monatlich fünfzig, später, als eine Magd kam, siebzig Gulden aus. Einmal fand ich Anna schluchzend in der Küche sitzen. Auf mein Andringen gestand sie, daß ihr die Wirtschaft Sorgen mache. „Aber Kind!“ rief ich aus, „so nimm mehr Geld, du weißt doch die Lade!“ — „Noch mehr?“ sagte sie leise, „wo sollst es denn hernehmen! Mir ist nur manchmal so hart, daß —“ — „Nun, warum denn, Anna, warum ist dir hart.“ — „Daß ich dir gar kein Vermögen mitgebracht habe.“ — Fuhr ich freilich empor: „Jetzt hör' mir aber auf! Ver-

mögen! Da müßtest erst sehen, ob ich dich genommen hätte. Weiber mit Vermögen, darüber habe ich meine Ansicht, du weißt ja. Übrigens haben wir doch die Wohnung umsonst. Das übrige, was wir brauchen, erwerbe ich spielend. So leicht kommt mir jetzt das Arbeiten an."

Und wahrlich, in jener Zeit arbeitete ich mit Lust und Erfolg. Mehrere Werke schrieb ich in einem Jahre, darunter die „Schriften des Waldschulmeisters", zu denen an jenem inhaltsreichen 20. Juni der Plan entworfen worden war. Lust und Kraft zur Arbeit, stillvergnügt und heiter — war das die Liebe? Ja, sie war's. Ich fühlte mich umgeben, gesättigt von jenem milden, ruhigen Glücke, das keinen andern Wunsch kennt, als den, es möchte so bleiben. — An einem glückseligen Abende that ich das, was ich damals vor der Hochzeit hätte thun sollen. Ich beichtete die Sünde. Aber nicht dem Priester, sondern dem Weibe. Anna hörte mir sehr aufmerksam zu und dann ging sie ins Nebenzimmer. Als ich ihr nachging, kauerte sie am Ladekasten, vor dem Bilde ihrer Mutter, und weinte so sehr, daß ihr ganzer Leib schütterte. Da habe ich gesehen, daß man doch lieber dem Geistlichen beichten soll, als dem geliebten Weibe. Sie hat mir hernach zwar einen langen, innigen Kuß gegeben. Ich war absolviert, hatte als Buße aber die Ahnung, daß von diesem Tage an ein Schmerz in ihr sei, den wir Männer nicht zu messen imstande sind.

Ich gelobte damals, diesem Wesen alles zu sein, was ich bin und sein kann. Es ist nicht viel. Was habe ich mein Lebtag schöne Worte verschwendet an Nichtigem, und dort, wo ich geliebt, innig bis in den tiefsten Herzensgrund geliebt hatte, dort war ich stumm,

unbeholfen an Ausdruck, Geberde, Benehmen, stand scheinbar gleichgiltig und kühl vor dem Weibe, für das ich im gegebenen Augenblicke mein Leben mit Freuden geopfert hätte. Auch Anna hat in Worten nie geschwärmt, aber ihr ganzes Wesen und Walten um mich war ein einziges hohes Lied der Liebe. Was in meinem Werke „Heidepeters Gabriel“ von jener Anna erzählt wird, es ist leicht zu merken, wer dazu das Vorbild gewesen.

Und doch ist diesem goldenen Herzen der Ehestand ein Wehestand geworden. Nach der Trauung waren kaum vierzehn Tage vergangen, als sie die Nahrung nicht mehr vertrug und an Krämpfen zu leiden begann. Ihr Vater that scherzhaft die Bemerkung, ob ich nicht wüßte, was es nach dem Sprichwort bedeutet, wenn eine junge Frau kein Rindfleisch ißt? — Die Leiden dauerten vom ersten bis zum letzten Tage, Anna ertrug sie voll himmlischer Geduld, selig schien sie zu sein in dem Wissen, für was sie litt. Am ersten Weihnachtsbaume waren wir noch allein, aber es ging dabei hoch her. Wir hatten es schon bei Beginn unseres Haushaltes eingeführt, daß täglich ein Zehnkreuzerstück in die Sparbüchse geworfen werden mußte für den Christbaum. Als nun einige Tage vor dem Feste die Thonbüchse zerbrochen ward, fand Anna zu ihrer freudigen Überraschung den Betrag so groß, daß sie ausrief: „Peter, denke dir, das Thonschweindel ist fett!“ Da gab es dann unter dem Christbaume Handschuhe und Socken, Backwerk und sogar eine Flasche Wein! Und eine Schillerbüste aus Gips, die heute noch auf meinem Bücherkasten steht. Annens Eltern und Brüder leisteten uns Gesellschaft im Bewundern dieser Herrlichkeiten.

Schwager Toni war ein hübscher, wie schon be-

merkt, damals noch sehr lustiger Junge. Doch zeigte sich in ihm ein heftiger Wille und etwas Unstetes, ein Wünschen und Streben, das über die Verhältnisse hinausging. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, bei Zeiten ein wohlhabender Mann zu werden. Bald nach Vollendung seiner Lehrjahre ging er als Hutmacher nach dem Norden, ein Jahr später nach dem Westen, ins Amerika, von wo aus er Briefe nach Hause schrieb, aus denen zu schließen war, daß es ihm drüben außerordentlich behage und er die Absicht habe, Europa ganz den Rücken zu kehren. Auf einer kleinen Reise nach Bayern, die ich zur selben Zeit machte, begegnete ich am Postschalter zu München urplötzlich dem — Schwager Toni. Auf einmal amerikamüde geworden, war er in die Heimat zurückgekehrt. Später, ich greife hier weit vor, übernahm er mit seinem Bruder das väterliche Gewerbe und heiratete. Er widmete sich mit Leib und Seele dem Geschäft, aber das Thatsächliche wollte mit seinen hochfliegenden Plänen nicht immer stimmen. Ich hatte den in der Jugend so heiteren, freundlichen Knaben lieb gehabt und suchte den nun mit dem Ernste des Lebens ringenden Mann oft zu beruhigen und auf seelische Güter zu verweisen. Seine ruhelose Seele war so ganz das Gegenteil von der Sanftmut und dem verkörperten Herzensfrieden meiner Anna. Vielleicht war er eine zu Großem geborene Natur, wenn er Glück gefunden hätte, wer weiß das? Kleine Landpartien und Reisen waren das einzige, was ihn zu zerstreuen schien. Im Frühjahre 1890 machte er, ohne weitere Vorbereitung, ohne Abschied und Andeutung, einen Ausflug nach Fiume. Von dort aus ging er nach Marseille. Auf dem Friedhofe dieser Hafenstadt schrieb er einen Brief nach Hause, daß er mit

einem großen Schiffe nach Spanien zu reisen gedenke und dann wahrscheinlich nach Alexandrien. Zu Hause möge man machen, was man wolle, und auf ihn weiter keine Rücksicht nehmen. Nach längerer Zeit kam ein Brief von ihm aus Australien, wo er in einem Hotel Hausdienste verrichtete. Später war er als Sklavenaufseher in einer Farmerei, hernach Arbeiter auf einem Schiffe. Dann zeigte ein flüchtiges Schreiben an, daß er in Dar-es-Salem, einer deutschen Kolonie in Ostafrika, eine Beamtenstelle verwalte, und bald darauf kam die Nachricht, daß er im Juli 1892 dort gestorben sei. Seine Mutter, deren Abgott Toni gewesen, war ihm längst vorausgegangen, schwer aber verwand der alternde Vater Pichler diesen Schlag. Er sprach nicht viel von seinem dahingegangenen Sohne, oder höchstens mit einem Seufzer: „Es ist halt ein Kreuz."

Und nun wieder zurück zu meiner bescheidenen Häuslichkeit.

In der Nacht vom 19. auf den 20. Februar 1874 erwachte ich um Mitternacht aus dem Schlafe. Meine Gattin vertraute mir, daß sie merke, es nahe die Zeit, aber ich möge nur weiterschlafen, ich sei ja doch müde von der Arbeit. Natürlich schloß ich mein Auge nicht mehr und der nun folgende Tag wurde mir zur peinvollen Qual und zum seligen Glücke. Nach unsäglichen Schmerzen und unter bedenklichen Umständen gebar mir Anna am 20. Februar um die erste Nachmittagsstunde einen Knaben. Am nächsten Tage wurde er zu Ehren seines Großvaters getauft auf den Namen Josef. Damals schrieb ich in mein Tagebuch: „Josef war der Nährvater des Heilandes, möge mein Josef sich an den Ideen des Heiles nähren! — Ich kann mich gar nicht satt sehen an dem Bübel. Das

ist die größte Poesie und das größte Wunder, so ein Kindlein. — Ich kann Tag und Nacht nicht ruhen vor Freude und Sorge."

Schon am zweiten Tage machte der Junge seiner Mutter das erste Herzleid. Er wollte nicht trinken an ihrer Brust, er zog gewässerte Kuhmilch vor; er gedieh dabei, und so hatte sie ihm seine Sprödigkeit bald verziehen.

Nun war der höchste Grad des irdischen Glückes erreicht. Eines Abends saßen wir am Bette des Kleinen, ich zur einen, Anna zur anderen Seite, und schauten ihn an. Zu Füßen saß Großmutter und nähte an einem Wollhäubchen, daneben stand Großvater und knüpfte an ein eben heimgebrachtes Kindertrompetlein ein grünes Umhängband. Der Kleine konnte aber noch gar nicht blasen. „Macht nichts, er wird's schon lernen." Und wie wir so im Kreise beisammen waren um den herzigen Mittelpunkt, der mit den Füßchen strampelte und seine Händchen reckte, da sagte Anna plötzlich lachend: „Jetzt fehlt nur noch Ochs und Esel, daß das Krippelspiel fertig ist!"

Als das Frühjahr kam, haben wir den Knaben in ein Wäglein gethan und hinausgeführt in die Wälder der Hilm und um Maria-Trost. Wo es bergwärts ging, da zog die Mutter an und ich schob hinten nach und so vornehm fährt kein Prinz.

Für laute Vergnügungen und Festlichkeiten war Anna nie zu haben gewesen, selbst Einladungen in befreundete Häuser nahm sie nicht gerne an; ihr war der Brauch nicht recht, daß man uns bei Tische nie zusammensitzen ließ, daß sie mit fremden Leuten, die ihr gleichgiltig waren, reden mußte. Sie sprach wenig, stets in schlichter, unge-

zierter Art, aber immer sinnig und klug. Einmal, als bei einem Festmahle im Hause des Großindustriellen Reininghaus zu Graz Doktor Rechbauer, damals Präsident des Abgeordnetenhauses, einen Toast ausbrachte auf meine Anna und alles mit klingenden Gläsern auf sie einstürmte, war ihr nach späterem Eingeständnis, „als müsse sie in den Boden sinken vor lauter Schämen". Kleine Ausflüge mit mir in die Natur waren ihr das Liebste, wo es aber unbehilfliche Kinder gab oder arme gefangene Tiere, da war sie nicht vom Flecke zu bringen. Je hilfloser ein Wesen, desto liebreicher gab sie sich mit ihm ab. — Seit der Knabe erschienen, war alle äußere Welt für sie versunken. Auch Theater, Konzerte, denen sie sonst zugethan gewesen, ließ sie jetzt beiseite, nur daß sie zu Hause manchmal Musik trieb. Nebst der Zither spielte sie das Klavier, und zwar immer nur das, was mir am liebsten war — Volkslieder. Sie begann mir damals eine entzückende Welt von Volksliedern zu erschließen, die in späteren Jahren ihre Kinder noch erweitert und fast unermeßlich bereichert haben.

Die beiden Sommer unserer Ehe verlebten wir in Krieglach, im Hause Mitteregger. Meine alte Freundin Julie war auch die Freundin meiner Anna geworden. Aus Alpel hatte Anna meine jüngste Schwester herabgeholt, ein Bauerndirndel, das sie mit Liebe und Geduld für unsere Wirtschaft abrichtete. Die Schwester Marie ist dann jahrelang in unserem Hause geblieben.

Vom Frühjahre 1874 an hatte Anna wieder mit deutsamen Beschwerden zu kämpfen, aber ihr Wesen blieb stets heiter und mit Hintansetzung eigener Leiden voller Fürsorge für Kind und Vater. Einmal hatte sie einen

großen Jammer. Beim Einwickeln in die Windeln, die mit einer heißen Wasserkanne erwärmt zu werden pflegten, hub das Kind an, unmenschlich zu schreien. Es meldete sich sonst selten, außer wenn es laut lachte oder mit den Gliedern zappelnd jauchzte. Und diesmal schrie es so heftig und schmerzhaft, daß sein Gesichtchen rot wie ein Paradiesapfel wurde. Anna hob es, schaukelte es, legte es, wickelte es auf, wickelte es ein, das Kind schrie immerfort zum Herzbrechen. Wir wußten uns nicht mehr zu helfen, ich lief nach dem Arzt, da stellte es sich heraus, daß der kleine Sepp am Unterschenkel eine Brandwunde hatte. Von der blechernen Wasserkanne. Ein Ölumschlag that bald seine wohlthätige Wirkung, aber Anna war trostlos. Nicht des Kindes wegen, vielmehr ihretwegen. Laut weinend zankte sie sich selbst aus, daß sie eine schlechte Mutter wäre, eine ungeschickte und unverläßliche Kindespflegerin, die nichts anderes wert sei, als daß man sie verjage! Mit langer Mühe nur konnte ich sie beruhigen und an jenem Tage das einzige Mal habe ich ihr in wahrer Leidenschaft vorgehalten, daß sie die klügste, sorgsamste, beste Mutter sei, die sich Tag und Nacht dem Kinde opfere; die all ihre Freude und Erholung, ja ihre Gesundheit hintangebe für das Kind, und daß sich feingebildete Damen, ja Königinnen, an ihr ein Beispiel nehmen könnten, wie ein rechtes Weib, eine deutsche Gattin und Mutter sein müsse; das einzige Unrecht an ihr seien die Selbstanklagen, mit denen sie sich quäle! — Sie fiel mir um den Hals und küßte mich weinend: Wenn ich mit ihr zufrieden sei, dann wolle sie leben und sterben! — Das bißchen Brennen der Brandwunde, mein Sepp, konntest du dir schon gefallen lassen, es ward Ursache, daß ich

deiner Mutter ein Wort gesagt, welches ich sonst blöden Sinnes wohl für immer in mich verschlossen hätte.

Am 14. Dezember feierten wir ein schönes Fest. Das erste und einzige, welches wir einem Gaste geben konnten. Es waren zehn Jahre vorbei seit dem Tage, als Doktor Svoboda den für meine Zukunft entscheidenden Aufsatz in der Grazer „Tagespost" veröffentlicht hatte. Wir luden den teueren Mann an dem Gedächtnistage zu einem Mahle zu dreien. Ich sehe meine Anna noch heute, wie sie vor Glück strahlte, als junge Hausfrau den edlen Anwalt und Führer ihres Mannes bewirten zu können. Aber als Doktor Svoboda den Spieß umdrehte und zuerst auf ihr Wohl trank, anstatt wir auf das seine, da errötete sie und zitterte vor Erregung. Als Svoboda sich verabschiedet hatte, standen wir allein im stillen Zimmer vor dem noch reich gedeckten Tische und teilten uns gegenseitig das Bedenken mit, ob der liebe Gast wohl auch zufrieden gewesen, ob er nicht etwa hungrig oder durstig heimgegangen ist! — Wer kennt nicht die Stimmung nach einem Gastmahle, wenn die Gäste fort sind, man steht mit noch schnell pochendem Pulse völlig einsam in dem lichterdunstigen Zimmer, in der Seele den Nachhall des fröhlichen Lärms, noch halb gefüllt die Gläser. Wir gehörten uns wieder allein.

Zu Weihnachten 1874 hatte der Knabe schon zwei schneeweiße Zähnchen am Unterkiefer und zwei solche am Oberkiefer. Diesmal war am Christbaume also auch das Wichtigste vorhanden — ein Kind. Ich kann unsere Freuden nicht beschreiben. Jetzt noch in schlaflosen Nächten, wenn alles um mich still ist und dunkel, sehe ich die beiden stehen vor jenem Christbaum. Die Mutter in dunkelblauem, weißgesterntem Gewande; am Halse enggeschlossen

der schmale, weiße Kragen mit Spitzenrand, am schwarzen Sammtbande das goldene Kreuzlein. Das braune Haar glatt zurückgekämmt, von einem schwarzglänzenden halbkreisförmigen Kamm gehalten, am Nacken in zwei langen Zöpfen auslaufend. Das Gesicht blaß, das Auge voll sanfter Glut, die Lippen ein wenig aufgeworfen und frisch rot — die ganze Gestalt voller Jugend und Güte. — Und neben ihr tief unten das Knäblein, schon auf den Füßen stehend und mit den runden Händchen sich an die Rockfalte der Mutter haltend. Der Kleine trägt ein dunkelrotes Kleidchen, mit schwarzem Sammet ausgeschlagen, am Kinn ein weißes Überschläglein, wie es die Pastoren haben. Sein anfangs goldliches Haar spielt bereits ins Dunkle, ist hübsch an der linken Seite abgeteilt und glatt gekämmt. Mit seinen großen runden Augen im vollen Gesichtlein schaut er fast betroffen zur bunten leuchtenden Erscheinung empor, dem Christbaum. . . .

Daß ich jenes Glück nicht etwa erst heute in der Nachstimmung empfinde, wie das so oft vorzukommen pflegt, wenn es vorbei ist, nein, daß ich mir desselben schon damals klar bewußt war, beweisen alle meine Aufzeichnungen aus jener Zeit. So hatte ich dem lieben Weibe meine Gedichte aus der Kindes- und Jugendzeit (in einen Band zusammengeschrieben) unter den Weihnachtsbaum gelegt. Die Widmung lautete:

„Nicht nur die Gegenwart und Zukunft allein,
Auch mein vergangenes Leben sei dein.
Ich lege dir heut' meinen Jugendtraum,
Im Walde geträumt, vor den Weihnachtsbaum.
Mein süßes Sehnen, mein stilles Hoffen,
Lieb' Anna, du hast es noch weit übertroffen.
Weihnachten 1874."

Als der kleine Sepp hierauf bald anfing, allein zu laufen, verheimlichten wir das den Großeltern bis zum 11. Februar 1875, an welchem Tage sie in froher Häuslichkeit ihre silberne Hochzeit begingen. Wir brachten unsere Huldigung in folgender Form dar. Ich hatte einen ganzen Tag lang an den Dingen gearbeitet und noch einmal kam die edle Schneiderkunst in mir zur glanzvollen Geltung. Wir zogen dem Knäblein ein weißes Chorhemd an, hingen ihm eine blumige Stola um, banden ihm um den Hals ein Kolare, setzten ihm ein schwarzes Barett auf, gaben ihm eine Tasse mit zwei silbernen Ringen in die Hände und ließen ihn durch die Thüre ins Zimmer der Großeltern spazieren. So trippelte der kleine Priester vor das silberne Hochzeitspaar, dem er mit gar ernsthaftem Gesichtchen die Ringe überreichte. Sie haben die Ringe an ihre Finger gesteckt und somit war ein närrischer Traum der Großmutter in Erfüllung gegangen, in welchem sie mit ihrem Manne von ihrem Enkel getraut wurde. Daß dieser Enkel Priester war, wie schön! Aber daß dieser Priester schon allein trippeln konnte, das war dabei das Großartigste.

So brachte jeder Tag eine neue Freude. Unser Hauswesen war ruhig und freundlich in allem, Wohnung und Wirtschaft in musterhafter Ordnung. Und das Glück, die harmlose Heiterkeit teilte sich damals auch meinen litterarischen Arbeiten mit. Um diese Zeit hatte ich mehrmals nach Wien oder zu meinem Verleger Heckenast nach Preßburg zu reisen. Da kam mir wohl jeden Tag ein Briefchen nach: „Buberl und mir wird langweilig, wenn Vater fort ist.“ — „Peperl macht ein trauriges Gesicht, wenn er Vater nicht findet.“ — „Wenn Vater fort ist, spielt Peperl den

Hausherrn." — „Komm, komm bald! Hätte ich unser Buberl nicht, ich wollte dir nachreisen, du schlimmer Mann, daß du so weit von uns fortgehst!" Nun, mir in der Fremde ging es ja noch viel schlechter, ich hatte auch das Buberl nicht. Eines Tages im selbigen Winter fuhr ich nach Krieglach und ging nach Alpel, um meinen Vater zu besuchen. Trotzdem ich am nächsten Tage schon wieder zu Hause sein wollte, schrieb ich unterwegs im Eisenbahnwagen und dann auf dem Alpsteig mit halbverfrorenen Fingern an einem Briefe für meine Anna, ihr nichts sagend, als daß ich immer nur an sie denke, daß sie mein Leben, mein Alles sei, und was sich Liebesleute eben zu schreiben pflegen, die zu schamhaft sind, um es sich persönlich zu sagen. Als ich abends aus Alpel nach Krieglach zurückkehrte, war schon eine Depesche da: „Ist mein Mann nicht dort? Rückantwort bezahlt." — Ich fuhr sofort nach Hause. — Eine Ahnung war in uns beiden, daß die Tage gezählt seien. . . .

Anfang März äußerte Anna den Wunsch, sie möchte noch einmal nach Maria-Grün gehen. Wir fuhren hinaus, es war ein nebeliger Tag. Als ich sie so vor dem Altare, an dem wir einst getraut worden, stehen sah, unverwandt aufblickend zum Marienbild . . ., da befiel mich plötzlich eine große Bangigkeit. Auf dem Heimwege nahm sie mich bei der Hand, schaute mich an und sagte: „Nicht wahr, mein Peter, du wirst stark sein!" Ich bezog das Wort auf die nahe bevorstehende Entbindung und antwortete, es würde gewiß nicht so viel zu leiden geben, als das erste Mal. —

Am 3. März trat der beliebte Schauspieler Martinelli als Gast in einem Anzengruberschen Volksstück auf. Ich schwankte in der Wahl, ob ich zu Hause bei Anna bleiben

oder ins Theater gehen sollte und entschloß mich endlich für das letztere. Damit hatte ich den letzten Abend verscherzt, der mir noch gegönnt gewesen wäre, gesund und froh mit Anna zu verleben. Alle Theaterabende meines Lebens wollte ich geben, könnte ich damit diesen einen Abend für Anna und mich zurückerkaufen. Das Kind schlief, sie hatte wohl bangend an die nächste Zeit gedacht und ihr Mann hatte sie allein gelassen. — Als ich nach Hause kam, ruhte sie. Aber bald nach Mitternacht stand sie auf, machte Licht und setzte sich hin neben das schlummernde Kind. Unverwandt blickte sie es an und wußte nicht, daß ich von meinem Lager aus wachend auf sie hinsah. Dann seufzte sie schwer, ging hinaus und weckte die Magd. Ich sprang auf und eilte in die Stadt um eine Helferin. In einer Stunde war alles glücklich vorbei. Einen besonderen Wunsch hatte sie gehabt: Ein kleines Annerl! Das war jetzt auch erschienen. Es vergingen ein paar Tage in aller Ordnung. Der kleine „Peperl" stand vor dem Kissen des Schwesterleins und bemutterte es. Dann kroch er zur Thüre, um zu gucken, ob die fremde Frau, die es gebracht' noch im Vorzimmer sei, dann trippelte er zur spanischen Wand, die am Ofen stand, und rüttelte daran, daß sie wackelte und über ihn zu fallen drohte. Die Mutter sprang aus ihrem Bette, um den Unfall abzuwenden. Erst am nächsten Tage hat sie das gestanden, als sich Leibschmerzen einstellten und wir der Ursache nachforschten. Am selben Tage hörte ich sie leise zu sich selber sagen: „Es kommt doch so, wie ich mir gedacht habe. . . ." Dann erschien der Doktor. In der darauffolgenden Nacht wurde ich veranlaßt, im anstoßenden Hause der Großeltern zu schlafen. Ich dachte nicht nach, warum. Am nächsten Tage sah ich

verstörte Gesichter. Anna hatte die Nacht über hell geschrieen vor Schmerz. Eine Bauchfellentzündung. Ich wußte damals noch nicht, was das in diesem Falle bedeutet. Daß es nichts Geringes war, konnte ich mir wohl denken. Wenn Anna, die Heldenhafte, einmal schrie vor Schmerz! Und sie schrie nun tagelang, daß es uns durch Mark und Bein ging. Dazwischen schalt sie sich, daß sie so wehleidig sei, dann wieder kümmerte sie sich um die Kinder und wollte sie in der Nähe haben und winkte sie doch wieder ab, wenn der Anfall kann. Mich hielt sie oft an der Hand und fragte, ob ich mein gewohntes Essen hätte, und daß ich schlafen solle, daß ich doch auch an mich selber denken möge, ich dürfe nicht krank werden. Und dann hub sie wieder an zu schreien. Ärzte kamen und gingen, Konsilien wurden gehalten. Vorrichtungen für Eisbehandlung wurden hergestellt und angewendet. Betäubende Medizinen, rings um das Bett fremde Leute. Und Anna schrie und schrie und suchte mit den Augen nach mir. Ich wußte nicht, wie mir geschah, es war wie ein schwerer, wüster Traum.

Nach dem vierten Tage dieser Qual kam die entsetzlichste Nacht. Das Schreien hörte man auf der Gasse. Nach dieser Nacht war ihre Stimme gedämpft. Anna hatte auf den Wangen rote Flecken, die Lippen waren gesprungen vor Dürre, sie hatte unlöschbaren Durst. Die Worte, die sie sprach, waren nicht deutlich. — Vater Pichler redete von einem Geistlichen, die Ärzte widersprachen ihm nicht. Ein Freund des Hauses, Monsignore Hebenstreit, wurde gerufen. Bevor er erschien, ließ Anna den Knaben ans Bett kommen und nahm Abschied von ihm. Der Kleine schaute verblüfft drein. Dann ließ sie das junge Annerl

zu sich tragen, wollte es noch einmal an die Brust drücken, berührte aber nur mit der Hand ein wenig das kleine Haupt. Ein unbeschreiblicher Blick — mein Gott im Himmel, ich vergesse ihn nimmer diesen Blick, mit dem sie von den Kindern Abschied nahm! — Dann bat sie, daß man dieselben in die Wohnung der Großeltern bringe und verlangte nicht mehr nach ihnen. — Hernach faßte sie meine Hand und sagte auffallend gesprächig, aber mit schwerer Zunge: „Jetzt, mein Peter, ist's an uns. Laß mich noch einmal in deine lieben Augen schauen. Mußt stark sein, Peter. An den Waldschulmeister mußt du denken. Ich habe auch von ihm geträumt.“ — „Du wirst wieder gesund, Anna!“ unterbrach ich sie. „Im Frühjahre wollen wir dann in eine südliche Gegend gehen, daß du dich bald ganz erholen kannst. Krieglach wird dir dies Jahr zu rauh sein.“ Sie schwieg eine Weile, dann sagte sie leise: „Ich gehe gerne hinauf.“ Später habe ich einen Doppelsinn in dieses Wort gelegt. — Es kam der Priester. In frommer Ergebenheit empfing sie die Sakramente. Die Weihelichter brannten trübe im dunklen Zimmer. Wir knieten im Nebengemach und beteten. An der Wand hing Rafaels Madonna. . . . Maria, hilf uns! Um ihrer Kinder willen, um deines Kindes willen, rette sie! — Das war mein Seelenschrei, anders konnte ich nicht beten.

Nach der heiligen Handlung verfiel Anna in einen Halbschlummer, aus dem sie später nur noch dumpfe Anfälle der Schmerzen weckten. Manchmal schaute sie nach mir hin, der ich halb gelähmt am Bette saß. Eine Gnade Gottes, daß ich betäubt war. Heute ist es mir unfaßbar, wie jene Tage konnten ertragen werden. Es ist mir unfaßbar, daß ich mich hinwegführen ließ von ihrem

Bette, daß ich Bissen aß, die sie mir vorlegten, und vom Biere trank, das sie mir vorgesetzt hatten. Der Kinder wegen müßte ich mich erhalten! Solche Worte, glaube ich, sind gesprochen worden. Hatte ich denn Kinder? —

So währte es mehrere Tage. Am 15. März nachmittags kam Dr. Svoboda und führte mich ins Freie. Wir gingen den Feldweg der Mur entlang, den wir so oft in fröhlicher Stimmung miteinander gegangen waren. Und heute hatte der Freund mich vorzubereiten.

Er that es zögernd und zaghaft. Er sprach von der Grausamkeit der Natur, die Blumen und junge Menschenleben breche mit der gleichen Gedankenlosigkeit, von dieser brutalen Natur, der ein Einzelwesen nichts ist. Ihr Um und Auf sei die Erhaltung der Gattung und in den Kindern lebe die Menschheit fort. . . . Leichter ist mir nicht geworden bei solchen Betrachtungen. Welch reiches Geistesleben in der großen Stadt, und kein Trost für mich! Nur die alte Frau gab einen Funken, die Bedienerin, die an der Hausthüre stand, als ich zurückkehrte. Diese meinte: „Solang Leib und Seel' beisammen sind, darf man nicht verzagen."

Und in der That, es hatten sich an der Schwerkranken einige Anzeichen gezeigt, die eine glücklich überstandene Krisis bedeuten konnten. Ich sprang in mein Zimmer und schrie laut auf vor Wonne über die „Rettung".

Es kam die Nacht. Anna war nach einem schwächeren Schmerzanfalle am Abend eingeschlummert. Sie atmete ruhiger als sonst; im Traume lallte sie: „Wie sie schön singen!" Dann rief sie: „Licht!" Und schlummerte wieder. Mein Bett stand so neben dem ihren, daß sich dazwischen noch die Wärterinnen bewegen konnten. Sie gingen leise

zu und ab, sie setzten sich auf ihre Plätze, hielten die Hände in den Schoß gefaltet und blickten auf die Schlummernde, die nach so schweren Qualen blaß und friedlich dalag. Das Nachtlicht brannte matt. Auch ich fühlte mich ruhiger und schlief bald ein.

Nach einer Weile wachte ich auf. Es war Unruhe im Zimmer, die Wärterinnen huschten hastig umher. Am Krankenbette, mir dasselbe deckend, standen Vater und Mutter Pichler, ich hörte leise beten und sprang aus dem Bette . . .

Am 16. März 1875, morgens dreiviertel auf fünf Uhr, ist mein Weib gestorben.

Wie ein Marmorbild lag sie da auf dem Sterbebette. Unter einer der Augenwimpern lag ein helles Tröpflein. Die hilflosen Kinder mutterlos zurückzulassen auf Erden!

Ihre Eltern waren in dieser Stunde gefaßt. Die Mutter hat unter einem Seufzer gesagt: „Gott Lob und Dank, daß sie erlöst ist!“ Der Vater forderte mich auf, der Toten den Ehering vom Finger zu ziehen. So ist es alter Brauch.

Ich trat aus dem Hause. Durch feuchten Nebel tagte der Morgen, das Straßengewühl war wie immer. Ich soll fremden Leuten zugerufen haben: „Jetzt ist mein Weib gestorben!“ Ich weiß es nicht. Die weiteren Erinnerungen dieser Tage versinken in Dämmerung. — Ich weiß nur, daß ich ins Haus der Großeltern ging. Das kleine Annerl hatte schon eine alte Kindsfrau bekommen, deren Sprache von windischem Klang war. Nicht das Mutterantlitz, ein fremdes Gesicht hat sich niedergebeugt über das zarte Wesen. Ich ging zum Knaben, der arglos mit Bausteinen

spielte. Ich hob ihn auf, unter raschen Schritten trug ich ihn in der Stube hin und her, der Kleine lachte laut. — Wie mir war? . „Du mußt dich nicht noch selber quälen!“ sagte Vater Pichler und nahm mir den Kleinen aus den Armen. Ich solle spazieren gehen, für mich sei es nichts jetzt im Hause. Dann haben sie mich umhergeführt draußen im frostigen Märznebel. Zu Mittag kam, von Vater Pichler gerufen, mein Jugendfreund Brunnlechner aus Obersteier und nahm mich mit sich nach Niklasdorf, wo er mit seiner jungen Frau und einem Kinde in glücklicher Häuslichkeit lebte. Die guten Menschen, alles Mögliche haben sie gethan, um mir über diese Tage hinwegzuhelfen, aber schon am nächsten Frühmorgen eilte ich nach Graz zurück.

In unserer traulichen Wohnung war es anders geworden. Fremde und Verwandte waren da und gingen planlos umher. Das Zimmerlein, wo zweimal der Christbaum gestanden, war schwarz ausgeschlagen — eine mit vielen Kerzen beleuchtete Nacht. Zwischen den hohen Leuchtern, unter Palmen, Kränzen und Blumen in einem Metallsarge ruhte sie. Jung — schön — kalt. — Heute ist mir in traumhafter Erinnerung schier so, als sei ich immer neben der Bahre gestanden, habe in ihr weißes Antlitz geschaut und wäre unermeßlich selig gewesen. . . .

Dann kam die Stunde des Begräbnisses. Zwei Freunde, Eduard Teutsch und Anton Schönegger aus Krieglach waren da, die hielten mich in meinem murseitig gelegenen Arbeitszimmer fest und suchten mich zu zerstreuen. Aber ich hörte von draußen herein den Trauerchoral der Priester. Sie trugen den von einer Menschenmenge begleiteten Sarg entlang den Gassen der Stadt, sie

trugen ihn in die Stadtpfarrkirche, wo er eingesegnet wurde, und dann haben sie ihn hinausgetragen nach St. Peter auf den großen Friedhof.

Mich ließ es nicht bleiben in meiner Stube, ich ging hinüber in die anderen Zimmer, wo im Herzleid immer meine liebe Trösterin zu finden gewesen. Jetzt waren diese Stuben leer, Thüren und Fenster standen offen. Im Trauergemache niedergebrannte Lichter, abgefallene Blätter von Blumen und Kränzen. Der schwarze Laden leer. .

Ich fuhr hinaus auf den Friedhof. Das Begräbnis war vorüber, aber die Gruft noch nicht geschlossen. Sie war einstweilen beigesetzt in einer verfallenden Mönchsgruft, um welche thauender Schnee lag. Der Sarg stand tief unten in einem trüben Wassertümpel. Leute kamen und zerrten mich weg von der Grabstätte.

Vater Pichler begann schon in nächster Zeit den Bau einer eigenen Familiengruft, in welcher Anna dann beigesetzt werden sollte. Ich aber wollte ihre Gebeine in Krieglach haben auf dem Friedhofe zwischen Matten und Feldern, wo meine Mutter schlief, deren Hügel sie gerne geschmückt hatte. Von ihren Eltern erhielt ich auch Erlaubnis zur Überführung. Schon wurde dort am südlichen Rande des ländlichen Gottesackers ein eigenes Grab bereitet, an welchem die Erinnerung lebelang gepflegt werden sollte. Da teilte mir Vater Pichler in Graz beklommen mit, seine Frau schluchze die ganzen Nächte durch und klage, daß man ihr auch noch das Letzte, das Grab des Kindes wegnehmen wolle. So habe ich auf die Überführung nach Krieglach verzichtet.

Für mich kam nun eine Zeit größter Ruhelosigkeit. Die beiden Kinder waren einstweilen bei ihren Großeltern.

Mich zog's zu ihnen jeden Tag, und eine andere Macht zerrte mich fort ins Weite. Ich wanderte zu Fuß durch die halbe Steiermark. War ich müde, so setzte ich mich auf einen Stein und weinte. Der einzige Gedanke nur mein Weib, mit dem ich so glücklich gewesen, das so engelhaft sanft und gut gewesen, das so unsäglich hatte leiden müssen und das uns verlassen hat. Ich kehrte ein in einsame Bauernhöfe, ich rastete in windumbrausten Alpenhäusern, ich dachte nichts, als an mein Weib. Ich reiste nach Wien zu meinen Freunden Anzengruber, Schlögl, Bacano. Sie suchten mich zu zerstreuen. Ich reiste nach Ungarn zu meinem Verleger Heckenast, er tröstete liebreich, aber mir wurde nicht leichter. Ich wanderte nach Kärnten, aber in Gegenden, wo ich einst mit ihr gewesen, ward das Leid noch wilder. Ich stieg hinan den Berg Luschari in die Felswildnis, zur Kirche unserer lieben Frau, aber nichts und nichts konnte ich denken und empfinden, als sie und nur sie, die im fernen Graz unter der Erde lag. Und inzwischen riß es mich immer wieder zurück zu den Kindern, und je frischer sie gediehen, je lieblicher und herziger sie sich entwickelten, desto mehr war mir weh.

Als in demselben Jahre der Christabend kam, lag hoher Schnee auf dem Friedhofe. Als es schon dämmerte und in einzelnen Fenstern der Stadt Christbaumschein leuchtete, soll mich ein Freund gefunden haben, an der Gruft beschäftigt, mit einer Schaufel den Schnee wegzuheben. Mit gütigem Ernste hat er mich vom Grabe weggeführt und zu meinen Kindern hin, in deren leuchtenden Äuglein sich bald die Lichter des für mich mit so schwerer Trauer umwehten Weihnachtsbaumes spiegelten.

Die nun folgenden Jahre waren gesättigt in Herz-

weh. Es war kein Anfang und es war kein Ende ohne Gedenken an sie. Ich hub an, das Leid wie ein weihevolles Gut zu empfinden, mein Leben und Weben warein Kultus der Erinnerung. Wie seltsam aber, daß manchmal plötzlich helle Lebenslust auflohte! Neue Frauenminne winkte, sie war mir, wie eine Verletzung des Rechtes der Toten, und sobald unwillkürlich eine Lebendige mit der Heimgegangenen verglichen ward, war's um alle junge Freude geschehen. Ganz weltabgewendet führte ich mit den gedeihenden Kindern, mit ihrer alten Kindsfrau Anna Hresch und meiner Schwester Marie das kleine Hauswesen weiter unter der Mithut von Mutter und Vater Pichler, bis nach Jahren auch diese hinabgestiegen sind in die Gruft zu ihrem geliebten Kinde.

Als nach Jahr und Tag der herbeste Schmerz sachte gewichen war, begann das Gefühl der Vereinsamung in einer anderen Form zu beunruhigen. Zur Zeit hatte ich in Krieglach ein junges Mädchen kennen gelernt; es war kein heimatlich Kind, es war die älteste Tochter der Wiener Familie Knaur, die auf ihren Landgütern Rainhof und Feistritz bei Krieglach ihren jährlichen Sommeraufenthalt hatte. Dieses schöne, seelenvolle Wesen hat die heimliche Trauer des Einsamen geahnt, und er ihr heimliches Bangen um ihn. — Nach längerem mutlosen Zögern wurde es gewagt. Am 1. Mai 1879 habe ich die neunzehnjährige, weltumworbene Anna Knaur aus dem Schlosse Feistritz geführt als meine Frau. In opferfroher Liebe ist sie mir gefolgt in mein kleines einfaches Heim, um das Loos eines deutschen Poeten mit mir zu teilen.



Meine Kinder.

Bevor diese aufmarschieren — es wären ihrer fünf — hätte ich wohl dankbar noch meiner zweiten Lebensgenossin zu gedenken, die der Himmel mir nach vierjähriger Vereinsamung zugeführt hatte. Doch, unter uns gesagt, ich habe nicht die Erlaubnis dazu.

Ebenso ist auch die Freude an wohlgearteten Kindern so zart und zagend, daß man sie nicht ausruft. Hingegen ein bißchen Kindereien von ihnen erzählen, das will mir taugen. Nur ist es, daß diese Kinder großenteils draußen in meinen übrigen Büchern herumlaufen, in der „Sonntagsruhe", in dem „Schelm aus den Alpen", in dem „Waldvogel". Wer die Rangen etwa sehen will, der mag sie dort zusammensuchen. Doch Einiges von der lieben kleinen Brut sei hier vorgeführt. — Das Jüngste voran.

Von der kleinen Martha.

I.

Über Kinder, die heranwachsen, weiß man nichts mehr zu berichten, sie sind wie andere auch — sie sind Leute geworden. Das Kind aber in seinen ersten Jahren, das ist noch ein Charakter, möchte ich sagen. Wenigstens

ist es einheitlich, weil es noch keinen jener Zwiespalte kennt, die später den Charakter spalten, weil es noch einfache, wahre Natur ist. Reine Naturmenschen sind wahrhaftig, sie können nicht lügen, denn es ist ganz widernatürlich, etwas anderes zu sagen, als man weiß, anders zu scheinen, als man ist. Wenn ein Kind an anderen nicht die Lüge sähe, von selbst würde es nicht so bald darauf kommen, zu lügen. Ich kenne Kinder, die mit vier bis fünf Jahren heftige Wahrheitsfanatiker sind, immer in der größten Angst leben, ob sie wohl ja immer die knappe Wahrheit sagen. Ein Zeichen, daß sie von der Lüge schon wissen, und daß man ihnen die Lüge bereits als etwas Abscheuliches hingestellt hat. Gewiß oft sehr überflüssig. An mancher Sünde ginge der junge Mensch vorüber, wenn sie nicht gerufen würde; gleichsam ins Leben gerufen, um sie dann mit allergrößter Mühe des Pädagogen wieder zu töten.

Da fällt mir unser fünfjähriges Mädel ein, das ist ein ganzer Mann.

„Willst du heute ruhig schlafen, wenn ich dich ins Bett gelegt haben werde?“ fragt die Mutter.

„Wöllen thu ich wohl“, sagt die Kleine.

„Wirst du mir das versprechen?“

„Ganz versprechen kann ichs nicht. Wenn ein Krug auf den Boden fällt, kann ich nicht schlafen.“

„Kind, es fällt ja keiner auf den Boden!“

„Wenn mich eine Fliege beißt, kann ich auch nich. schlafen. Wöllen thu ich schon, aber ich weiß es nicht gewiß, ob ich kann.“

„Wirst du aber wenigstens ruhig sein und nicht schwätzen?“

Da schweigt die kleine Martha. Wach im Bette liegen und nicht schwätzen dürfen — das ist sehr hart! Wir sind ja ein Frauenzimmerchen, ein kleines. Wir sprechen am Morgen das erste Wort, das im Hause gesprochen wird: „Mutter, bist schon wach? Haben die Engel auch Strümpfe an? Sind heute die Kirschen schon reif? Warum sind die Wolken? Damit es regnen kann? Aber es soll ja nicht regnen. Werden die Schnecken auch naß, wenn es regnet?" So geht es fort den ganzen Tag. Keine geistige Arbeit ist so schwer, als einem Kinde all die Fragen, wenn auch bloß einfach, zu beantworten. Versucht es nur einmal, ihr werdet bald sehen, daß euer Verstand und Wissen vielleicht gerade ausreicht für Erwachsene, daß es aber ganz unzulänglich ist bei Kindern. — Nun das zwölf- und vierzehnstündige Frage- und Antwortspiel soll im Bettchen sein Ende finden. Und weil die Mutter sehr darauf dringt, so verspricht es endlich das Dirndel, es wolle ruhig sein, ganz ruhig. — Und sie hält Wort. Wenn sie es einmal versprochen hat, dann bleibts dabei, ein Wort, ein Mädel! — Was es aber der Kleinen für Anstrengung kostet, das wird nicht erwogen. Die Augenlider preßt sie aufeinander, es hilft nichts, sie kann nicht schlafen. Den kleinen roten Mund hält sie zu mit beiden Händchen, die sie darauf übereinander legt, denn sie will sagen, daß sie nicht schlafen kann, sie will fragen, ob der Krug gewiß nicht zu Boden fallen wird oder ob auf dem Jahrmarkte auch lebendige Nilpferde zu haben sind. Und sie darf nicht und darf nicht, denn sie hats versprochen, nicht mehr zu schwätzen. — Plötzlich ist alle Not zu Ende, sie braucht die Lider nicht mehr einzupressen, den Mund nicht mehr zuzuhalten — sie liegt im süßen, heiligen Kindesschlummer . . . .

Mit neuem Erwachen gehen freilich die neuen Sorgen wieder an. Das heitere, sanfte, folgsame Kind hat seine besonderen Sorgen.

„Wirst du heute brav sein, Martha?"

„Vielleicht."

„Warum nur vielleicht?"

„Wenn mir der Hans Erbsen ins Gesicht wirft, da werde ich ihm eins an den Kopf geben. Vielleicht. Gewiß weiß ichs nicht."

Sie will sich zu nichts verpflichten, was sie unter Umständen nicht halten zu können glaubt; nichts ist ihr ungeheuerlicher, als wenn etwas anders ausfällt, als es besprochen worden ist. Dieselbe Verläßlichkeit, die sie beobachtet, verlangt sie auch von den „Kindern". Die Kinder, das sind ihre älteren Geschwister von dreizehn, fünfzehn, einundzwanzig und zweiundzwanzig Jahren. Mit größter Gutmütigkeit blickt sie auf diese „Kinder", nur wenn eines gar zu kindische Sachen thut, als zum Beispiel, wenn der Gymnasiast auf dem Kopfe steht, oder wenn der Universitätsstudent sich einen Fuchsschwanz als Schnurrbart anbindet, zieht über das rosige Gesicht des kleinen Dirndels ein Schatten leiser Geringschätzung.

Einzig ernst nimmt sie nur den Vater, weil der auch sie ernst nimmt. Denn sie will ernst genommen sein, was aber nicht ausschließt, daß beide oft recht toll miteinander schäkern. Gott und der Vater, das sind so ihre zwei maßgebendsten Leute. Dem einen strählt sie jeden Tag das Haar, den anderen hat sie noch nie gesehen. Von Gott weiß sie nur nach dem Hörensagen, daß er „die Welt verschlafen hat". Die gute Köchin Sali berichtigt sie zwar immer wieder: „Nicht verschlafen, du Thörchen, sondern erschaf-

fen!" „Erschaffen," das versteht sie nicht, sie bleibt bei ihrem Verschlafen. Und Pessimisten sagen, dieser neue Glaubensartikel der kleinen Martha stimme ganz auffallend.

Gerne befaßt sich die Kleine mit metaphysischen Dingen und ist dabei so klug, wie ein fermer Dogmatiker oder Philosoph, was freilich nicht allzuhoch gegriffen ist. „Ich denke jeden Tag ans Sterben", sagte sie einmal auf einem Spaziergange zu mir. „Ich freue mich schon darauf."

„Oho!" rufe ich aus. „Gefällt es dir denn nicht auf der Welt?"

„Mir gefällt es schon, aber im Himmel ist's noch viel schöner."

„Und du wolltest von deinem Vater fortgehen?"

Ich merkte wohl, wie ihr dieses rohe Wort ans Herzlein stieß, sie zuckte nur ganz leicht mit den Wimpern und sagte überlaut: „Oh! du kommst ja auch in den Himmel."

„Was wollen wir denn dort miteinander machen?"

„Halt herumfliegen. Wir werden ja alle Engel. Du wirst auch ein Engel, Vater, aber du mußt deine Augengläser aufbehalten, sonst kenne ich dich nicht unter den anderen Engeln. Wirst du im Himmel auch noch Asthma haben?"

„Ich hoffe nein, mein Kind."

„Gelt, Vater, die größeren Leute werden im Himmel neue Gotte?"

— Na, dachte ich, Mädel, wenn du so weiter machst, so wirst du am Ende noch excommuniziert. Die größeren Leute! Freilich, Menschen sollen größer und gottähnlich werden, ich denke mirs ja auch.

„Wenn ich ein Engel bin," fuhr die Kleine fort, „dann werde ich keine Erdbeeren pflücken!"

„Warum denn? Magst du Erdbeeren nicht gerne?"

„Ich mag sie schon, aber die Erdbeeren sind für Kinder, die keine Flügel haben. Die Engel können auf den Kirschbaum fliegen. — Vater, wird der Mann, den letztens der Eisenbahnzug auseinandergeführt hat, auch ein Engel?"

„Wenn es alle werden, so wird's auch er," orakelte ich.

„Wie macht denn das der liebe Gott? Macht er den Mann wieder zusammen?"

Wohlgemerkt, die Antworten, die ich dem neben mir wohlgemut herantrippelnden Kinde leichtfertig gebe, graben sich wie mit Meißel ein in das junge Gehirn. Und einst wird es erwägen, daß der Alte manches gesagt, was er selber nicht gewußt. Das Gericht des Kindes fürchtend, habe ich nun geschwiegen.

Die Kleine blickte mich etwas betroffen an. Wir gingen am Feldwege dahin und schwiegen beide. Da standen Blumen und da gaukelten Schmetterlinge, die Martha kehrte sich nicht daran und zappelte in ihrem lichten Kleidlein nachdenklich neben meiner einher. Plötzlich sagte sie: „Aber nicht wahr, Vater, ein Gott ist?"

Da hob ich sie rasch empor und drückte sie an die Brust, und herzte sie und rief: „Ja, mein Kind, er ist! Er ist!"

II.

Was hat meine kleine Martha im Schürzlein, das sie in einem Bündel vor sich aufgebunden daherträgt? — Die kleine Martha hat im Schürzlein wunderbare Dinge.

Sie hat Grashalme und Birkenlaub und Klee in dasselbe gethan, sie hat Käfer abgefangen, krauchende und fliegende Käfer, kupferfarbige, perlmutterfarbige, goldfarbige, kleine und große, solche, die mit langen Beinen schaudervoll träge weiterkrabbeln, und solche, die auf kaum sichtbaren Füßlein hastig weiterrieseln, daß uns angst und bang wird, ob sie einem nicht plötzlich unters Kleid hineinkommen und dann in die Haut ein Loch beißen!

Die Martha lockert ihr Schürzlein ein wenig, ich gucke hinein auf die grüne Welt, wo mit jedem Sprünglein der Kleinen Pflanzen- und Tierreich durcheinandergeschüttelt werden, daß die Erdbeben von Lissabon und Laibach dagegen reine Kinderspiele gewesen. Aber die Käfer machen sich nichts draus, sie wurln im Gekräute durcheinander, die einen heben an, langsam am weißen Kleidchen emporzuklettern, die anderen beginnen eilige Sturmläufe gegen Brust und Hals des Dirndels, so daß dieses kreischt vor lachender Angst, daß es sogar das Schürzlein fallen lassen will und doch dabei die Ecken in der Faust krampfhaft festhält. Wie sie aber gewahr wird den Graus, daß die kleinen Ungeheuer das Gefängnis überall durchbrechen, daß sie von links und rechts, über die Glätten und in den Falten tückisch heraufkommen, da schlenkert sie die Arme aus und streut das Kräuterwerk von sich. Das hilft ihr nichts mehr. Schürze, Rock, Halstuch, Ärmlinge und Busen, Hals und Haar, alles voller Käfer, die einen kitzeln, die anderen zwicken, noch andere jagen über Kinn und Wange her und wollen bei den Nasenlöchern hinein, und etliche umkreisen fliegend den Kopf und sind noch unschlüssig, von welcher Seite sie das Dirndel angänzen sollen.

In dieser Not erhebt die kleine Martha ein vollgiltiges Angstgeschrei und läuft zu mir, daß ich sie rette. — Es gelingt und ich beanspruche für diese That kein Heldenmonument. Als die Feinde verjagt sind, teils in die Lüfte hinaus, teils in den Rasen hinab, schauen wir einem Käferlein zu, das selber in sichtlicher Todesangst über Blattwerk und Halme dahin eilt und in ein üppiges Moosgeflecht hineinkriecht.

„Wohin ist es denn gelaufen, Vater?" fragt mich mein Dirndel.

„Ja, mein Kind!" sage ich, „das ist jetzt zur Mutter gelaufen und wird ihr erzählen."

„Was? Erzählen wird's?"

„Wird's der Mutter erzählen, was es erlebt hat."

„Der Käfer wird erzählen?" fragt die Martha noch einmal.

„Natürlich, warum soll denn der Käfer nicht erzählen, wenn er was weiß! Er hat ja auch eine Sprache, und wenn sie zwar nicht jeder verstehen kann, weil die meisten Leute für eine so kleine feine Sprache zu große Ohren haben, so versteht sie doch die Käfermutter, denn es ist seine Muttersprache."

„Seine Käfermuttersprache," verbessert das Dirndl.

„So ist es, seine Käfermuttersprache. Und davon verstehe ich auch ein bißchen was."

„Hast du nicht zu große Ohren, Vater?"

„Hörst du, wie der kleine Kerl jetzt plappert? Hörst du's!"

„Ja," sagt die Martha, „ich höre es schon, aber das sind unsere Wäscherinnen am Brunnen."

„Nein, Kind, die meine ich nicht. Die höre ich ja

auch gar nicht mehr. Weißt du, das ist so, was der Mensch immer hört, wie das Wasser, oder das Mühlrad oder die Wäscherinnen, das hört er endlich gar nicht mehr. Und was er sehr selten hört, das hört er sehr gut, wie zum Beispiel ich jetzt den Käfer."

„Ich bitte dich, Vater, was sagt der Käfer?" schmeichelt sich mir das Dirndel an die Brust. Ich spitze natürlich das Ohr, lege den Finger an den Mund, damit sie mäuschenstill sein solle und hebe an, ihr leise zu erzählen, was drinnen im Moosgeflecht der braune Käfer zu seiner Mutter sagt.

„Du Mutterle", spricht der Käfer, nachdem er ins Haus getreten ist. Das Haus ist ein zusammengerolltes dürres Eichenblatt aus dem vorigen Jahr. „Mußt nicht böse sein, Mutterle, daß ich heute so spät nach Hause komme zum Essen. Denke dir, ein Mädel hat mich abgefangen, ein Menschenmädel. Und das ist so groß gewesen wie ein Berg, und seine Finger sind so dick gewesen wie ein Stamm da drüben im Distel-Urwald. Mit zwei solchen Fingerblöcken hat es mich genommen und in seine Schürze geworfen. Da drinnen hat das Mädel eine große Wildnis von Bäumen und Büschen gehabt und sind schon viele Käfer, bekannte und ganz fremde, gefangen gewesen und umhergestiegen im Struppwerk und keines hat einen Weg gewußt, und jedes ist gelaufen wie nicht gescheit, daß es wo herauskäme. Mir ist so ein kupferiger Lackel gerade auf den Kopf gestiegen, daß ich sagen muß: Mein Herr, wenn Sie schon einen lebendigen Fußschemel brauchen, so steigen Sie Ihrer Großmama aufs Haupt, und nicht mir!"

„Dummer Käfer!" unterbricht mich die Martha mit Entrüstung, „der Großmama darf man ja auch nicht auf den Kopf steigen! Die ist doch so lieb!"

„Weißt du," belehre ich, „bei den Käfern wird das nicht so genau genommen. Du wirst auch sehen, wie sich unser kleiner Käfer für die Unbill entschädigt hat."

„Was heißt entschädigt?" fragt die Kleine.

„Du wirst es schon hören, der Käfer erzählt also weiter."

„Vater, ist das wirklich," unterbricht mich die kleine Martha, welche es schon weg hat, daß es Erzähler giebt, bei denen ein kleiner Zweifel nicht ganz überflüssig sein mag.

In ernsthafter Weise fahre ich fort: „Also, der Käfer erzählt seiner Mutter: „Über unserer Wildnis ist ein großes Dach gewesen und das geht auf einmal ein wenig auseinander, so daß wir hinaufsehen auf einen steilen Berg, auf dem Schnee liegt. Und wir klettern gleich hinauf. Es ist aber doch kein Berg, es ist das große Menschenmädel, und es ist kein Schnee, es ist das weiße Kleid, das das Menschenmädel an hat. Das ist mir recht, ist darauf besser steigen wie auf Schnee und nicht so kalt. Ich laufe schnell über das steile Feld hinauf und komme zu einer großen goldenen Kugel, die ist viel größer als ich und die Sonne funkelt darin, daß ich ganz blind werde. Jetzt, Mutter, diese Kugel, das ist der Busennadelknopf gewesen, den das Menschenmädel am Halse hat. Dann bin ich auf einen lichten Sammt gekommen, der ist hübsch warm und ich darüber hinweg, bis ich vor einer großen rosenroten Höhle stehe, gar riesengroß, so daß ein ganzes Käfervolk darin Platz hätte. Und da drinnen stehen weiße Felsen, der Reihe nach, sie stehen von unten hinauf und von oben herab. Da wollte ich geschwind ein wenig höhlenforschen gehen, aber mein Schutzengel hat ge-

sagt: Vorwitz, laß es bleiben, sonst geht's dir schlecht! Denn die rosenrote Höhle ist dem Menschenmädel sein Mund gewesen! Ich laufe weiter und komme zu einem Hügel, der zwischen blühenden Wiesen steil aus dem Boden aufsteigt und zwei Grotten hat. Das ist dem Menschenmädel seine Nase gewesen. Ich habe sie mit dem Rüssel geschwind ein wenig gebissen und da ist aus den Grotten ein krachender Sturm herausgefahren, der hätte mich bald in den Abgrund geworfen."

„Vater, was ist das gewesen?" fragt meine kleine Martha.

„Das Menschenmädel hat geniest."

„Die Kleine reibt sich vergnügt die Händlein: „Und hat der Käfer nicht Helfgott gesagt?"

„Der ist erschrocken weiter gelaufen," erzähle ich, „und ist in die Gegend gekommen, wo die zwei schönen, blauen Seen sind. Ganz himmelblau. Und ringsherum stehen dunkle Büsche und als der Käfer zwischen durch in den See guckt, da sieht er im Spiegel, wie winzig klein und wie braun er ist. Und diese zwei Seen, das sind meiner Martha ihre blauen Äuglein gewesen."

Ganz rot wird das Dirndel und die dunklen Büsche ihrer Augenwimpern hebt es hoch.

„Und der Käfer erzählt: Mutter, und nun denke dir! Wie ich über das Feld weiter gelaufen bin, da sehe ich, daß in den Lüften eine Riesenhand gegen mich heran kommt. Ich will in den goldenen Wald flüchten, der weiter oben ist, aber die Hand kommt näher und ich weiß, sie wird mich armes Wesen zermalmen. Links und rechts sind andere Käfer, größere, die spannen ihre Flügeln aus und flattern davon. Und ich habe keine Flügeln, ich

armes Hascherl, und bin verloren. Mutter, und wie ich so in Todesgefahr bin, da sehe ich den Käfer, der mir vorher auf den Kopf gestiegen ist; und wie er seine Flügeln ausbreitet, springe ich ihm auf den Rücken, halte mich fest, er fliegt mit mir ab, so komme ich glücklich auf den Rasen und die schreckliche Hand hat mich nicht ertappt. — Sie hätte dir ja nichts gethan, sagt darauf die Käfermutter. Das Menschenmädel kenne ich, es ist zwar ein großes Ungeheuer, aber es hat ein gutes Herz. Es wird kein hilfloses Tierlein töten oder quälen, und wenn es mit seinen Riesenpfoten dahinsteigt, so giebt es immer acht, daß es auf dem Weg keinen Käfer, keine Ameise zertrete. Und wenn das große Menschenmädel mit uns armen Wesen einmal spielt, wie es heute mit dir und den anderen gethan hat, so denkt es daran, daß es keinem wehe thut. Und wenn ihr einmal kitzelt oder ein wenig stechet oder sonst necket, so macht es sich nichts daraus und denkt, ihr versteht es nicht besser und seid halt einmal so und läßt euch unversehrt wieder fort."

„Das hat die Käfermutter gesagt?"

„Jawohl, mein Kind."

„Diese Käfermutter ist eine ganz gescheite Frau!" ruft die Martha, wie mich dünkt, hocherfreut über die Anerkennung ihrer guten Absichten.

„Ja, und so ist es gewesen," sage ich und denke, die Moral wird sie schon finden.

Die Kleine hängt sich nun mit ihren beiden Händen an die meinen, hüpft und hopst mir eins vor und sagt ganz plötzlich: „Vater, das hast du gut zusammengedichtet!"

So steht es. Wer heutzutage Märchen und Fabeln

erzählen will, der muß sich damit an Erwachsene wenden Die Kinder glauben nichts mehr.

III.

Die interessantesten Dinge erlebt man nicht draußen in der Welt, sondern im eigenen Hause. Ein Familienvater kann immer neugierig sein, was es giebt, wenn er nach Hause kommt. Kinder giebts. Und mit Kindern allerhand Erlebnisse.

Eines Frühsommerabends kam ich heim. Sie saßen alle beim Tisch, waren schrecklich fleißig und duckten ihre blühenden Gesichter eifrig auf die Arbeit nieder. Ich überblickte die Häupter der Lieben und siehe, es fehlte eins

„Wo ist denn mein Mausi?" fragte ich, denn das kleinste Mädel war nicht da.

„Das ist heute schon schlafen gegangen!" riefen alle zugleich überlaut aus und stickten und strickten und nadelten.

Ganz in Ordnung. Fünfjährige Dirndlein sollen früh ins Bett. Mir aber thats leid um das Patschhandel, das ich heute versäumt, dieweilen ein alter Herr mich auf der Straße beim Rockknopf festgehalten und mir die Vorteile des Kunstdüngers in der Gurkenzucht erklärt hatte. Mir gings weniger um die Gurkenzucht, aber vom Knopf wollte ich mich nicht gewaltsam losreißen, weil man die gleiche Façon so selten nachbekommt.

Also das „Mausi" war für heute verspielt. Ich zog den Überrock aus und schickte mich an, auf der Bank eine Rast zu halten. Da fragten mich die Meinen ganz gereizt,

ob ich denn heute nicht mehr arbeiten wolle? — Sie haben recht, es heißt dazuschauen. Ich ging in meine Stube, da brannte die Lampe schon, und setzte mich an den Schreibtisch. Aber die Feder ließ zu wünschen übrig. Eine schlechte Feder ist allemal die beste Ausrede, wenn einem nichts einfällt. Auch sonst war die Stimmung nicht heimlich, eine gewisse Unruhe lag in der Luft, auf einmal ein Seufzer. Ich horchte, es war aber nichts. Ein eigentümlicher Geruch war zu spüren, ähnlich wie beim Buchbinder, und doch wieder anders. Die Flamme, dünkte mich, brannte heute unruhiger, als es sich für eine vorurteilslose Petroleumlampe schickt. Plötzlich ein leises Wimmern. Wo war denn das? Irgendwo im Zimmer schluchzte etwas gar erbärmlich — und ich sehe doch nichts. Da, wie ich aufspringen will, stößt mein Fuß unter dem Schreibtisch an etwas Elastisches, Lebendiges. Ich leuchte rasch hinab, und jetzt wäre mir die Lampe schier vor Schreck aus der Hand gefallen. Ein abscheuliches Ungetüm grinste mir entgegen, ein riesiger Kopf, aufgedunsen das drachenfarbige Gesicht, plumpe Stumpfnase, fletschender Mund, aus den tiefen Höhlen stachen zwei glurige Schlangenäuglein hervor. So hob sich das grause Ungeheuer aus dunklem Abgrunde gegen mich herauf. Ich stieß einen Ruf des Schreckens aus und die Lampe zitterte in meiner Hand. Da hörte ich hinter dem grinsenden Scheusal etwas schluchzen und wimmern, zwei weiße Kinderhändchen kamen zum Vorschein und zerrten krampfhaft an dem Gorgohaupte, dieses fiel zu Boden, und das liebe weiße Rundgesichtlein meines kleinen Dirndels war da. Aber es weinte so bitterlich, daß die hellen Tropfen niederrannen, mit beiden Armen umschlang es meinen

Hals und konnte vor Schluchzen kein Wort sagen. — So schlimm war das Komplot ausgefallen, das sie gegen mich geschmiedet. Das Mädel hat dann später seinen Geschwistern gestanden, warum es geweint, erstens, weil es fürchtete, den Vater zu sehr zu erschrecken, und zweitens, weil an der neuen Larve der Leim so arg gestunken habe.

Am anderen Tage war ein anderer Tag! Ich ging mit dem kleinen Mädel über das grüne Land. Das Kind nützt die Zeit, wie wir „Große" es nicht mit demselben Fleiße und Erfolge vermögen. Alles, was da blühte, kroch und flog, nahm es wahr und fragte mich darüber gründlich aus. Wer wissen will, daß er nichts weiß, braucht kaum erst den Monolog des Faust zu lesen, noch fast besser wird ers inne, wenn er mit fragenden Kindern umgeht. Was ich der Kleinen ungenügend beantwortete, erklärte sie sich selbst. Auf die Frage, was die Maikäfer frühstücken, war am Ende eine Antwort nicht so schwer: diese Herren frühstücken Salat aus frischen Baumblättern und trinken Thau dazu. Andere Tierlein saugen Milchkaffee mit Zucker aus Stengeln, Blättern und Blüten, die Ameisen füttern und melken Blattläuse oder schlachten Würmchen und Käferlein für das Gabelfrühstück. — Schlechter ging es mir bei der Frage, weshalb die Käfer nicht kochen können. Nun, erklärte das Mädel, einfach, weil sie in den Suppentopf fallen würden. — Warum haben Hasen keine Hosen an? Ja, weil sie eben keine Buben sind. — Wichtiger war die Frage, weshalb Katzen keine Handschuhe tragen. Denn wir hatten ein weißes zuthunliches Kätzchen abgefangen, das schmiegte sich weich wie ein Flöckchen Baumwolle an unsere Wangen, ließ aus dem falben Schnäuzchen ein zartes Spinnen vernehmen

und schaute uns mit den grünlichen Glühäuglein schier verliebt an. Zuerst gab sich mein Mädel dieser neuen Freundin mit einer gewissen Vorsicht und Befangenheit hin, strich ganz leicht mit der Hand über das feine Tier und seinen flockigen Schweif. Bald war das Verhältnis ein innig vertrautes, und das Dirndel konnte nicht genug Koseworte finden, um seinem liebewarmen Herzlein Genüge zu thun. Da gab es auf der ganzen Welt kein schöneres, herzigeres Mauserl, als das Kätzelein. Plötzlich warf das kleine Vieh die Pfote aus und kratzte das Mädel an der Wange. Dieses schleuderte das Tier erschrocken von sich und wurde im Gesicht ganz blaß. In höchster Bestürzung starrte die Kleine mich an, sprachlos, athemlos — über das blühende Rundwänglein ging ein mehrstriemiger Kratzer.

„Geh, Närrlein!" rief ich überlaut, um das bis ins Herz erschrockene Kind zu beruhigen, „es war ja nur ein Liebestascherl, und was kann die Katz' dafür, daß sie so scharfe Pranken hat!"

„Es war ja nur ein Liebestascherl!" rief das Dirndel aus, lachend rief es und dabei standen ihm die Augen voll Wasser. „Es war ein Liebestascherl. O, das gute Kätzlein!"

Wir gingen weiter, und ich suchte der Kleinen das Vertrauen zu den Tieren wieder aufzurichten. Würden wir nicht etwa einem Wolf begegnen? fragte sie plötzlich, denn der Wolf war ein Schreckgespenst, das ihr wahrscheinlich einmal von einer dummen Magd beigebracht wurde. Man sollte derlei Mägde auf sechs Stunden lang krumm schließen und zu den Mücken hinaushängen. Ein wirklicher Wolf kann nicht schlimmer beißen, als solch ein eingebildeter quält im angstvollen Kindesherzlein.

„Wölfe giebts gar keine!“ versicherte ich meiner kleinen Begleiterin.

„Vater!“ entgegnete sie ernsthaft, „Wölfe giebt es wohl, sonst könnten sie ja nicht so heißen.“

„Hats gegeben. Sind alle totgeschossen worden von den Jägern.“

„Und die Gretherl hat mir aus dem Büchel vorgelesen, daß der Jäger den Hasen und das Reh totschießt,“ sagte die Kleine.

„Nun, so haben die Jagdhunde den Wolf verjagt,“ sagte ich.

„Die lieben Jagdhunde!“ rief das Mädel ganz entzückt aus. „Die Jagdhunde sind wohl brav, gelt, Vater?“

„Ja, Kind, die sind freilich brav.“

„Wohin haben denn die Jagdhunde den Wolf gejagt?“

„Ins Rußland hinein.“

„Ins Rußland? Ist das weit?“

„Gar nicht zu sagen, wie weit.“

„So weit?“ Sie streckte die Ärmlein aus, so weit sie konnte, um die Entfernung, die sie meinte, anzudeuten.

„Es giebt schon fast gar nichts, was so weit entfernt wäre, als Rußland. Ganz hinten.“

„Ganz hinten? Und dort ist der Wolf? Vater, wenn er aber auf einmal herüberläuft?“

Um sie auf andere Gedanken zu bringen und doch ihrem Interesse für die Tierwelt gerecht zu werden, führte ich die Kleine durch ein halbverfallenes Thor in den Wildpark eines Meierhofes, den ich in früheren Jahren oft durchwandelt. Nun hatte ich gehört, daß dort drin in einem Drahtgitterzaun gefangen zwei junge Hirschlein wären. Zwischen uralten Bäumen, aus denen der Moder roch,

schritten wir auf feuchtem Grunde dahin; in den Baumgewölben wurde es immer dunkler, so daß mein Dirndel mich fester an der Hand hielt und enger neben mir einhertrippelte. An einem schwarzen Teiche gings vorüber, auf dessen Spiegel große Lattichblätter schwammen und in dessen Uferschilf Frösche quakten.

„Kommen wir schon bald zu den lieben Hirschlein?“ fragte mich mein Dirndel.

In demselben Augenblicke kam langsam und bellend ein großer schwarzer Hund auf uns zu.

„Der Wolf!“ stöhnte mein Dirndel und zuckte zusammen.

„Sei nicht kindisch, Mädel. Das ist ja gerade der brave Hund, der ihn verjagt hat.“

Nun pfotete aus Waldesfinsternis ein zweiter Bulldogg hervor, auch der begann zu bellen und strich gegen uns her. War auch schon ein dritter da, und gemeinsam fahren sie auf uns zu. Einen Schreckschrei stößt mein Mädel aus, ich reiße es vom Boden empor an meine Brust. Die Hunde umkreisen uns mit heftigem Geheul, mit jedem Schritt, den ich mache, drohen sie mir an die Beine zu fahren. Als ich mich umwende, zeigt die eine Bestie mit lechzender Zunge und blanken Zähnen, röchelnd vor Wut, daß sie uns zerreißen will, sobald ich auch nur eine Miene mache, von der Stelle zu gehen. So bleibe ich stehen wie ein Klotz und suche mein Kind zu bergen hoch an der Achsel, so gut es geht. Krampfhaft bebend, stöhnend hat die Kleine sich um den Hals geschlungen, hat sie die Augen geschlossen, als das Geheul der Bestien immer ohrenzerreißender wird und eine mir lechzend an die Brust springt. Nun steift sich das Leiblein des Kindes nach

rückwärts, die Augen gehen ihm über, daß nur mehr das Weiße zu sehen ist, und das Gesicht wird blau. In diesem furchtbaren Augenblicke stoße ich einen Hilferuf aus, so gellend, wie bisher keiner noch aus meiner Brust gekommen. Da ist hinter dem Teiche ein Pfiff, und zwischen dem Gestämme kommt ein altes Männlein zum Vorschein, das mit dünner Stimme so lange: „kuschen, Ludern!“ ruft, bis die Hunde von uns ablassen.

Wie ich mit meinem Kinde aus dem Wildparke gekommen bin, ich weiß es nicht. An der Straße auf einem Schotterhaufen saß ich, mein Dirndel hing mir krampfig am Halse. Am Parkthore lauerte der alte Jäger und schien nicht ohne Befriedigung darüber zu sein, daß seine Fänger unberufene Eindringlinge so wacker zurückgewiesen. Mein Kind labte ich mit feuchtem Grase. Es war zu sich gekommen, klettete immer noch fest an meinem Nacken und schaute mich mit starren Augen an.

Des Weges kam ein Wagen mit leeren Bierfässern, der nahm uns mit in das Dorf, denn mit meinen zitternden Beinen hätte ich den Weg zu Fuß nicht machen können. Daheim habe ich hernach das Abenteuer wohl angedeutet, aber nicht ausgemalt. Die Kleine hat am nächsten Tage ihren Geschwistern wohl von den Schmetterlingen, Käfern und Ameisen erzählt, die wir gesehen auf unserem Ausfluge, auch von dem Kätzlein mit der scharfen Liebespfote, nichts aber, kein Wort von den Bluthunden im Wildpark. — Oft war es von dieser Zeit an, daß sie in der Nacht mitten aus dem Schlafe aufschreckte und kläglich rief: „Die Hunde! Die Hunde!“

Als wir im folgenden Herbst in die Stadt zurückgekehrt waren und unsere sommerlichen Erlebnisse den Be-

kannten mitzuteilen hatten, fragte jemand, zum Mädel sich niederbeugend: „Und was hat denn das kleine Fräulein immer gemacht?"

Antwortete mein Dirndel: „Das kleine Fräulein ist einmal in Rußland gewesen — ganz hinten."

Vom sechsjährigen Knaben.

Ich bin kein Freund von Städten, aber daß ich's gestehe, die Stadt Wien ist mein Stolz. Ich meine nicht das Leben in Wien, sondern die Stadt als solche, wie sie sich dem Auge darstellt, im Architektonischen und Malerischen. Wer auf den alten Basteien spazieren ging, wer die Ringstraße entstehen und wachsen sah! Was Wien innerhalb seiner Häuser bietet, mich gelüstets nicht darnach; ein Gang um den Ring, ein Blick vom Stefansplatz auf den Turm oder vom Turm auf die Stadt ist mir lieber als alles andere.

Und was gar zu schön ist, das will der Mensch mit mehr Augen anschauen, als mit zweien. So rückte ich eines Tages mit vier Augen aus, wovon das zweite junge frische Paar meinem sechsjährigen Knaben gehörte. Ich freute mich im vornhinein auf das Erstaunen und die Freude des Kindes, wenn es die Herrlichkeiten der großen Stadt, wie es ähnliche noch nie geschaut, plötzlich vor sich sehen würde. Von der Seite des Südbahnhofes rückten wir an. Es war ein sonniger Vormittag und die Zinnen und Türme ragten in den blauenden Duft, der durch seinen zarten, lichtdurchwirkten Schleier die Gebäude scheinbar in die Ferne rückte und noch mächtiger erscheinen ließ.

An der Elisabetbrücke konnten wir kaum weiter, es

war ringsum ein wogendes Meer von Menschen, Pferden, Wagen und sich bewegenden Lasten aller Art. Wenn ich mich allein durch solches Gewoge und Gewirre gedrängt, ward nie an die Gefahren gedacht, die da walten; heute dachte ich daran. Fest und enge hielt ich das Kind an mich und zerrte es am Arm, hier zögernd, dort hastig mit mir weiter. Als wir endlich geborgen auf dem Steinpflaster der Brücke standen, sagte der Knabe: „Du, Vater, ich sag' dir was. Weißt du, was ich jetzt gethan habe? Wie wir im großen Gerudel drinnen waren, habe ich die Augen zugemacht."

Ein solcher bist du! Allerdings, heute geht das noch, heute magst du dich blind der Führung des Vaters vertrauen, aber wenn du einmal allein bist in der Welt, da wird das Augenzumachen ein schlechter Spaß sein. Augen auf, Faust zu! wird für die Zeit, die ich kommen sehe, der rechte Wahlspruch sein.

Ich blickte hinüber auf die Säulen und Kuppel der Karlskirche, auf das Musikvereinsgebäude, das Künstlerhaus und auf das weite Rund der Paläste bis zu den Herrlichkeiten des Schwarzenberg-Gartens und des Belveders.

„Du, Vater!" bemerkte mein Junge, „ich sag' dir was. Werden die Forellen nicht hin? Weil das Wasser so trüb ist da unten?"

Hatte der kleine Wicht in die jauchende Wien hinabgeblickt, während ich ihn im Anschauen der steinernen Prachten versunken hielt.

Unter sothanen Umständen hielt ich es für geraten, den Knaben rasch weiter zu führen.

Zur Ringstraße gelangt, zeigte ich ihm durch die Lücke

der Kärntnerstraße hin den Stefansturm. Jetzt ereignete sich wieder das Selbstverständliche.

„Ist auch noch ein anderer Stefansturm in Wien?“ fragte der Knabe.

Dieser Turm war ihm nämlich nicht hoch genug, er hätte gemeint, der Stefansturm stehe fast bis in den Himmel hinauf.

„Warte nur,“ entgegnete ich, „er wird schon höher werden.“

Am Opernhause fesselten seinen Blick die erzenen Pferde, die auf den Zinnen stehen. Aber nur auf kurze Zeit, die lebendigen Rösser auf der Straße interessierten ihn mehr; besonders für die eckigen hinfälligen Tiere, die an riesige Straßenbahnwagen gespannt waren, hatte er mehrmals Ausrufe des Mitleids.

Weiterhin zeigte ich ihm das „Kaiserhaus“. Das hatte seinen Beifall. In diesem Hause sitzt nach des Kindes Vorstellung ja der Kaiser im Purpurmantel, auf dem Haupt die goldene Krone.

Für die Hofmuseen, wo „die schönen Bilder aufbewahrt werden,“ zeigte mein Junge weiter keinen Sinn; um so wichtiger suchte ich ihm das Parlamentsgebäude zu machen

„Sieh dir einmal dieses Gebäude an,“ sagte ich, „es ist sehr groß und sehr schön und man kann mit Roß und Wagen in den ersten Stock hinauffahren. Es ist ein sehr wichtiges Haus, mein Kind, denke dir, da drinnen“ — man erzählt dem Kinde ja gerne manchmal ein hübsches Märchen — „da drinnen kommen die gescheitesten Leute von allen österreichischen Ländern zusammen und machen die Gesetze; denn wenn die Gesetze nicht wären, könnten wir keine Ordnung haben und im Frieden keine Werke schaffen und keinen Lohn genießen.“

„Schau!“ unterbrach mich der Knabe und blickte auf ein Bäumchen, „da sitzt ein Spatz oben. Lieber Kerl!“

Ein Vogel, wie der Junge daheim deren täglich unzählige sieht, zog ihn mehr an, als der herrliche griechische Bau und seine Bedeutung.

Das Rathaus hielt er für eine Kirche, weil es einen Turm hat, das Burgtheater nannte er „schön“, weil es weiß ist.

„Und hier,“ rief ich, „hier ist die Universität! Wenn du groß wirst und brav lernst, in diesem Hause sollst du einmal studieren.“

„Bin ich dann Student?“

„Freilich.“

„Und bekomme ich dann auch ein weißes Kapperl?“

Da merkte ich, daß der Junge bereits eine Ahnung hatte davon, was beim Studenten die Hauptsache ist: die Kopfbedeckung.

Hierauf lenkte ich seinen Blick mehr nach rechts, und als links die Votivkirche in ihrer ganzen berückenden Schönheit dastand, sagte ich: „Hansl kehr' dich!“

„Hui!“ rief er überrascht, „giebt's da eine Menge Wagen!“

„Aber siehst es denn nicht?“

„Schöne Orangen hat einer feil.“

„Siehst es nicht, was dort steht — mit den zwei Türmen?“

„Ja,“ antwortete er. „Das ist eine Kirche.“

„Und was für eine!“ rief ich fast empört ob seiner Gleichgiltigkeit. „Denke dir,“ fuhr ich fort, um sein Interesse zu erregen. „Da hat einmal ein Bösewicht unseren Kaiser ermorden wollen, ist ihm aber nicht gelungen und

zum dankbaren Andenken hat der Kaiser diese herrliche Kirche erbauen lassen."

„Und ist er in der Kirche drinnen?"

„Wer?"

„Der Bösewicht."

Da zerrte ich ihn weiter.

Beim Sühnhaus erinnerte ich den Knaben an den großen Theaterbrand, von dem daheim oft gesprochen wurde.

„Du, Vater!" versetzte der Knabe. „Ich sag' dir was. Wie viel Leute sind verbrannt?"

„Gegen vierhundert."

Da machte er ein munteres Gesicht und rief: „Weißt du, was gescheit ist? Daß nicht tausend Leute verbrannt sind."

Als wir zum Börsengebäude kamen, deutete er mit dem Finger nach den steinernen Wandfiguren und sagte: „Da sind aber viele Heilige oben!"

„Bewunderst du nicht die schönen Gebäude, die hier überall stehen?"

„Ja", sagte er. Weil dieses Ja aber sehr gleichgiltig klang, so führte ich ihn am Ring nicht mehr weiter, sondern bog mit ihm in die Stadt ein.

„Wenn du nur erst groß und vernünftig bist," war meine Meinung, „dann werden dir diese Sachen schon gefallen!"

„O!" rief der Junge, „bis dahin ist Wien längst zusammengeschossen. Der Baumgartner hat gesagt, es thäten die Russen kommen und alles zusammenschießen."

„Der Baumgartner ist ein dummer Junge!" rief ich ärgerlich, „und du bist auch einer." Indes machte mich die Wendung nachdenklich. Ich war so stolz gewesen auf die Schönheit und Pracht dieser Stadt; jetzt belehrte mich

das unvernünftige Kind, wie all' das eitel ist — so jämmerlich eitel, daß von Natur wegen ein Vogel auf dem Baum mehr bedeutet, als der prunkende Palast von Menschenhänden.

Wir strebten durch das Gewühl und den Lärm der inneren Stadt dem Stefansplatz zu. Plötzlich standen wir vor der dunklen Masse des Domes.

„Was ist das?" fragte der Junge und starrte mit zurückgebogenem Haupte den Turm an.

„Der ist es!" war meine Antwort.

Ich habe in meinem Leben manche Türme gesehen und höhere als diesen, aber das muß ich sagen, der Stefansturm ist einzig. Wenn man an der Ecke der Goldschmiedgasse steht, da sieht man ihn in seiner ganzen wunderbaren Schönheit. Ich wüßte kein Werk aus Menschenhand, das mir so sehr gefiele, als dieser Turm. Man mag fragen, ob ich den Apollo vom Belvedere und die Kapitolinische Venus nicht gesehen hätte? O ja. Allein ich habe den Menschenleib in der Schönheit des Lebens gesehen, der Stein ersetzt ihn nicht. Dieser Turm ist das in Wahrheit und Wesenheit, was er sein will: Ein eherner Freudensprung des Menschen gegen Himmel. — Das muß ich gestehen, als ich diesen gewaltigen Steinstrahl, diesen sichtbaren Kanonenknall, diese nicht fürs Ohr, sondern fürs Auge schmetternd aufschießende Rakete das erstemal sah, war der Eindruck tief und groß, und er ist es bis heute geblieben.

Ich habe den Stefansturm gesehen an sonnigen Sommertagen, rötlich leuchtend aufragen ins Blau, sein goldenes Kreuz funkelnd wie ein lebendiges Flämmlein. Ich habe ihn gesehen in träumenden Mondnächten, als

dunklen, fast unheimlichen Riesen stehen, hoch und einsam inmitten der Millionenstadt. Ich habe ihn gesehen an trüben Wintertagen, wie die Flocken ihn umwirbelten und seine Nadel sich verlor im grauen Nebel. Ich habe den Stefansturm geschaut zur Morgenstunde, wenn — Dämmerung noch in der Stadt — seine Spitze schon ins helle Gold der Sonne getaucht war; im Abendgrauen, wenn die Schatten emporkrochen an seinem Gezacke; ja selbst im Frühlings-Regenbogenstrahl sah ich ihn einmal verklärt und da war's, als springe der siebenfarbige Bogen von seiner Spitze aus und fliege hin in die schönen, lieben Lande der Ostmark. Auch als der Aufruhr wütete in der Stadt und als grimme Feinde drohten vor den Thoren, stand der treue Turm in seiner ruhevollen Majestät, und wenn aus Feuerschlünden einmal eine Kugel hinanflog zu seiner Krone, that er, als sei es eine Mücke und stand.

Oft, wenn ich ihn so betrachtete und er verschiedene Stimmungen in mir aufweckte, habe ich mir gedacht: aus Stein und Erz allein besteht er nicht, er muß eine Seele haben.

„Du, Vater!" sagte der Knabe, „gelt, da hinauf kann kein Mensch?"

„Komm," antwortete ich. Mit dem Pförtner war die Sache bald abgemacht und wir stiegen die dunkle Wendeltreppe hinan. Etwa an der dreißigsten Stufe rief der Knabe: „Ui, das ist aber hoch!" Nach der hundertsten bemerkte er, wir müßten uns verirrt haben und längst schon über die Spitze hinaus sein. Und als wir der Stufen an dreihundert hatten, hielt er sich an mich, „weil der Turm schaukle."

Endlich waren wir in der Stube mit den Aussichts-

fenstern. Ich führte den Knaben zum Fenster, dann verlor ich mich im Anblick dessen, was da unten ausgebreitet lag. Das weite Rund der turm- und kuppelreichen Stadt, welches sich im Norden bis zum Donaustrom hinzieht, im Westen gegen die Höhen des Kahlenberges ansteigt, im Süden und Osten über sachte Höhungen und weite Flächen hinausstrebt, sich mählich mit den zahllosen Vororten verwebend. Dieses weite Rund mit seinen unzähligen Gestalten, mit seinem reichen, wilden, nie versiegbaren Leben lag vor mir. Aus sonnigem Süden leuchteten die weißen Flächen des Schneeberges herein.

Als ich wieder zu mir selbst kam, war mein Knabe nicht da. Die Aussicht an den Fenstern schien ihm zu langweilig geworden zu sein, er hatte in der Turmstube ein paar Kanonenkugeln entdeckt, die vor Zeiten der Türke oder der Franzose als Souvenir heraufgeschickt. Diese Kugeln hub der Junge an hin- und herzurollen und war nun eben mit dem Turmwächter darüber in Unterhandlung, ob man sie nicht zu den Fenstern hinausrollen könne.

So bin ich mit ihm endlich wieder herabgestiegen, und zwar um eine Erfahrung reicher. Und es ist doch so selbstverständlich: Ein handliches Spielzeug hat für das Kind mehr Wert, als der Anblick stolzer Menschenwerke und Naturgröße, für welche ursprünglich kein Auge vorhanden ist. Es muß die Genußfähigkeit des Sehens also dem Menschen erst anerzogen werden

Als wir durch die Kärntnerstraße hinausgingen, erkundigte sich der Knabe, ob in Wien denn nicht lebendige Bären, Hyänen, Schlangen und Affen zu sehen wären? —

„O ja," gab ich ihm im Gedanken zur Antwort, „aber Du würdest sie für Menschen halten. —" Indes wollte ich seine Wünsche nicht ganz leer ausgehen lassen. Damals wurde in einem Lokal der Walfischgasse eine kleine Gesellschaft von australischen Kannibalen gezeigt, Menschenfresser: ein Mann, ein Weib, ein Knabe. Sie hatten allerlei weiße Menschenknochen als Zierde quer an die Nasenlöcher gesteckt. So thun's die australischen Stutzer. Der Mann kam auf uns zu, gröhlte mit feinem Stimmlein etwas und reichte meinem Knaben artig die Hand. Dieser war zuerst totenblaß vor Schreck, hernach glührot vor Freude geworden.

Der Wilde aber ließ die kleine Hand, die er so jovial gedrückt hatte, nicht mehr aus den schwarzen rollenden Augen. „Ob er etwa Appetit nach ihr habe?" fragte ich den Impresario. „I bewahre!" versetzte dieser, „er ist ja so weit schon kultiviert. Er blickt nur auf die Hand, ob ihm der Kleine Geld geben wird."

Und so blieb als Errungenschaft von unserem Spaziergang durch die größte Kulturstätte des Reiches, daß mein Knabe daheim sich damit etwas zugute thun konnte: er habe in Wien gute Bekanntschaft mit einem Menschenfresser gemacht. Allerdings war es einer der harmlosesten; er hätte in der Großstadt weit schlimmere finden können.

Das große Mädel mit dem Reisegenossen.

Das war auch kein übles Erlebnis, als meine achtzehnjährige Tochter aus der weiten Welt mir einen Lorbeerkranz und meinem Erstgeborenen ein Totengerippe brachte.

Es war Abend, ich lag schon im Bette und horchte durch die halboffene Thür in das erleuchtete Nebenzimmer, wo mein Ältester Klavier spielte und die übrigen dazu sangen. Das sind köstliche Stunden; eigener Kinder einfache Musik klingt zehnmal schöner als manches rauschende Konzert weltberühmter Virtuosen. Und dabei läßt sich in dunkler Kammer beschauliche Einsamkeit hegen, in glückseligen Schäfertagen einer fernen Vergangenheit leben. Um in höhere Regionen zu steigen, dazu braucht man die Musik nicht immer, mir ist sie die treueste Führerin zurück in meine Jugend, natürlich muß sie selbst schon dort gewesen sein, wenn sie hinfinden soll; ich muß dieselbe Melodie oder Harmonie einst gehört haben. Auf mich wirkt Musik erst dann, wenn sie gleichsam geschichtlich geworden ist, wenn sich an jeden Ton eine Lebenserinnerung bindet, also, daß meine Vergangenheit fast wie eine musikalische Idylle an mir vorüberzieht.

Nun, wie ich an diesem Abende eben wieder einmal so hübsch drinnen war in meinen holdseligen Flegeljahren, wo wir das Lied „Wenn ich ein Vöglein wär" gesungen — da sprang die Thüre auf. Annerl ist da! Acht Tage früher hatte ich sie nach Wien mitgenommen, wo zur Weihnachtsgabe für arme Steirerkinder in der Residenz eine Vorlesung zu halten gewesen war. Ich kehrte mit dem nächsten Zuge wieder heim. Das Mädel fand mehr Geschmack an dem bunten Wien und war bei Freunden dort geblieben.

Nun kam sie auch zurück und nicht mit leeren Händen, wie sie ja allemal jedem, ob groß oder klein, etwas mitzubringen pflegt, wenn sie von irgendwo heimkommt. Da kriegt zum Beispiel die kleine Martha eine Maus, die

aufgezogenerweise dreimal im Zimmer herumlaufen kann; die Gretherl einen aus ähnlichen Antrieben hüpfenden Frosch, der Hans einen Hampelmann, der mit Händen und Füßen herumschlägt und mit dem Kopfe wackelt; die Mutter einen ehernen Igel als Briefbeschwerer; ich als das größte Kind ein „Reixerl", um damit von meinem Tisch aus schellen zu können, wenn ich sonst etwas haben will. Der Wert dieses Reixerls kommt also dem einer Wünschelrute gleich. Diesmal aber hatte Annerl etwas ganz Besonderes, das sah ich an ihren leuchtenden Augen, als der Dienstmann nachkam mit einer flachen breiten Schachtel und einem raschelnden Sacke. In der Schachtel konnte ein Album von Wien sein, das sich ja im Bilde so gern sehen läßt und auch sehen lassen kann. Der Sack fühlte sich an, als ob ein Kegelspiel drinnen wäre mit den neun Kegeln und einer Kugel.

Nun, das war einmal doppelt fehl geschoben. In der Schachtel befand sich ein Lorbeerkranz mit weißgrünen Schleifen, zur Erinnerung an meine Vorlesung mir nachgeschickt. Im Sacke war ein vollständiges urwirkliches Totengerippe, ein lange versprochenes Christbaumgeschenk des Doktoronkels Fritz an seinen medizinbeflissenen Neffen Sepp.

Warum nicht dir der Kranz, mein neunzehnjähriges Bürschlein, und warum nicht mir Altem die Knochen? Siehst du nun? Ich habe die Poesie erwählt und sie begleitet mich und fächelt noch meiner faltigen Stirn Frühlingslüfte zu mit dem Kranze. Du hast den ernstesten Beruf erkoren, den es giebt auf dieser Welt, der gönnt dir keine Jugend, keine mehr! Schon heute, kaum der Bart dir anhebt zu sprossen auf deinem rosigen Gesichte,

tritt er an dich heran mit dem hohläugigen grinsenden Totenschädel! Und die Knochenarme, die dich heute das erste Mal umfangen, sie lassen dich nicht mehr los, bis du selber bist wie sie. — Erinnerst du dich noch an jenen Spaziergang, den wir zusammen machten an einem deiner Kindestage? Du fragtest bei den Gegenständen unterwegs um alles, was ein Mensch beantworten kann, und um alles, was er nicht beantworten kann, und als wir zu einer Totenbahre kamen, da fragtest du nicht. Nie noch hattest du einen Toten gesehen, und doch war er dir so selbstverständlich, daß du das Wörtlein „Warum?“ für überflüssig hieltest.

So vertraut warst du schon damals mit ihm, du lustiger Knabe, in dessen Gemüt immer die Sonne scheint. Gebeten habe ich dich, Sohn: Arzt werde nicht! Dieser Stand kann es dir nicht halten, was er verspricht und du kannst es nicht halten, was die Kranken von dir erwarten. Ist er aber doch so grenzenlos unerschöpflich, der Sonnenschein deines Herzens, daß er dich nie verläßt auf der dunklen Bahn, und daß er auch noch helle Wärme strahlt auf deine Menschenbrüder, die in Not und Elend sind — dann in Gottesnamen, dann werde Arzt. Ob du wissenschaftliche Probleme lösest, darnach frage ich nicht, nur das eine bitte ich dich, Kind: Sei liebreich mit den Kranken! — Ich selber bin oft krank gewesen und auch diese Zeilen schreibe ich unter Leiden. Mit ihren Wissenschaften haben die Ärzte mir wohl auch gedient; wo sie mich aufrichteten, da thaten sie es aber noch mehr durch ihre Güte und menschliche Teilnahme. — Vergiß also, mein Kind, unter den Messern und Giften nicht der Güte. Und später stelle für dein Heilverfahren vielleicht doch lieber

als Vorbild einen ferngesunden Menschen auf, als ein Skelett. An diesem aber studiere nun mit Fleiß und Pietät den Bauplan des menschlichen Körpers. — Ein Gärtner kann die Rosen seines Gartens nicht liebevoller, nicht heiterer hegen als du jetzt die Knochenteile hervorsuchtest, zusammenheftetest an feinen Häkchen, so daß der unheimliche Geselle an unserem Abendtische saß, die Finger lang auf den Tisch hingespreitet, den Schädel zurückgelehnt auf die Sessellehne, als säße er am Klavier und spiele uns ein übermütiges Phantasiestück vor. Wir hörten zwar nichts, konnten es uns aber denken, wovon er musizierte . . .

Und diesen neuen musikalischen Hausgenossen hat uns Annerl gebracht. Wie sie sich mit ihm unterhalten habe unterwegs? — Gar nicht, er sei in seinem Sack zusammengetroddelt gewesen unter der Bank im Waggon und habe nur immer ein bißchen geklappert, wenn man mit dem Fuß auf ihn stieß. — Was der Schaffner gesagt habe? — Der habe gefragt, was im Sacke sei, sie habe geantwortet: ein Kleidergestell zum Zusammenlegen, was ja doch keine Lüge gewesen wäre. — Wie sie den Reisegenossen dann auf der Wagenfahrt untergebracht habe? Ja, da habe der Kutscher anfangen wollen freundlich zu werden, hierauf habe sie ihn ersucht, den Sack ein bißchen vor sich auf den Knieen zu halten, das habe er gethan, neugierig ein wenig hineingeguckt und einen Hilferuf ausgestoßen, so grell, daß die Pferde einen Sprung gemacht hätten. Das führe er nicht weiter! Totenschädel! Gespenster! — Sie habe ihn ausgelacht und bald wären sie an Ort und Stelle gewesen.

Ein tapferes Mädel bist! sagte ich, die würdige Schwester des künftigen Medizindoktors. Übrigens wäre auch mir so ein stummer Reisegefährte bisweilen lieber als mancher

unermüdliche Schwätzer, der durch seine Aufdringlichkeit liebenswürdig sein will, und dieses in Wahrheit doch nur erst dann werden dürfte, wenn ihm mit allem Fleische auch einmal die Zunge abhanden gekommen sein wird.

Und nun gingen wir, die zwei Beschenkten, daran, den Gaben würdige Plätze anzuweisen, denn auf dem Haubenstock konnte der Lorbeerkranz nicht hängen und bei Tische der Knochenhans nicht sitzen bleiben. Den Kranz hing ich über einem Christusbilde auf, und zwar so hoch, daß die Kochfrau nicht dran konnte, um die Lorbeerblätter herabzupflücken zur Würze für die Fleischbrühe. Sepp ist in seiner Absicht, das Skelett unter den Christbaum zu hängen, von den Hausgenossen schmählich überstimmt worden. Also stellte er den hageren Mann in die Wandecke an sein Bett. Einen boshaften Hausmann haben wir, der hat ihm geraten, dem Gerippe seinerzeit Sense und Sanduhr in die Hand zu geben, es dann hinaus über die Eingangsthüre zu hängen mit großer Aufschrift: „Hier wohnt ein Doktor der Medizin."

Sie sollen witzeln. — Ich habe für den neuen Hausgenossen stets eine besondere Hochachtung gehegt. War er doch einer der wenigen Auserwählten, die dazu bestimmt sind, auch noch im Tode den Lebendigen zu nützen, wenn sich an ihren Resten, bevor sie zu Asche werden, bei der Jugend die Flamme des Wissens und Erkennens entzünden.



Mein Heim.

Das Wohnzimmer in der Stadt.

1888.

Es ist immer gewagt, Menschenkenner zu sich zu Gaste zu laden, und es ist immer lohnend für Menschenkenner, in eines Nachbarn Haus zu treten. Völker wie Personen verkörpern in ihren Wohnräumen ihren Charakter. Der verweichlichte Türke spinnt sich ein in ein Nest von Teppichen. Der auf Pracht und Förmlichkeiten sein Heil setzende Romane liebt den prächtigen Rundbogenstil, liebt Samt und Seide oder die prunkhafte Verschnörkelung mit Goldzier. Der geradsinnige Germane baut sich seine Zimmereinrichtung aus hartem Holze mit geraden Linien.

So auch bei einzelnen Personen. Trete ich in ein Zimmer, das mit Tabakspfeifenreihen geschmückt ist, oder mit Schlägern und Säbeln und Fechtfäustlingen, oder mit Lotterbetten und Bildern, welche mangelhaft bekleidete Frauenzimmer darstellen, so werde ich — selbst wenn der Bewohner des Raumes persönlich sich versteckt und vergräbt — eine ganz bestimmte Meinung von ihm gewinnen. Ein Mensch, der seine Kleidung und Wohnung stets nach der neuesten Mode herrichtet, erscheint mir unbeständig und

zerfahren. Wer einen bestimmten Charakter hat, der teilt denselben allmählich seiner Wohnung mit, die Gegenstände, die ihn umgeben, sind sozusagen aus ihm hervorgewachsen; es werden Dinge aus den verschiedensten Zeiten seines Lebens, ja selbst aus den Zeiten seiner Vorfahren und auch aus Zeiten seiner Kinder vorhanden sein, und sie werden doch untereinander harmonieren, weil sie eben zu ihrem Mittelpunkte, dem Eigentümer, in einem natürlichen Verhältnisse stehen. Mancher trachtet sein innerstes Wesen vor den Mitmenschen zu verhüllen und ahnt nicht wie offen und geschwätzig es in seinem Wohnraume daliegt.

Der Poet, welcher die ganze Welt in seine tiefsten Herzensgeheimnisse blicken läßt, hat keinen Grund, seine Kammer zu verbergen, welche sich, oberflächlich besehen, von einer gewöhnlichen Bürgerswohnung vielleicht nur durch den Mangel einer Wertheimerkasse unterscheidet. Genauer beschaut, ergeben sich auch andere Unterschiede.

Im Sommer ereignet sich's manchmal, daß fremde, neugierige und zugleich auch schöne Augen um mein Landhaus herumspähen und zu den Fenstern hineinlugen. Bei meiner Stadtwohnung geht das nicht, weil sie zu hoch liegt. So will ich die neugierigen Freundinnen und Freunde artig einladen, die Treppen hinaufzusteigen und mich mit ihrem sehr geschätzten Besuche zu beehren. Vielleicht verstehen wir uns dann noch umso besser. Denn auch diese Stube mit ihrem geringen Inhalte (die Goldrahmen sind aus Holz und die Marmorstatuen aus Gyps) ist ein Denkmal meiner Vergangenheit, meiner Bestrebungen, Erfolge, Enttäuschungen, meines Glücks und auch meiner Fehler und Lächerlichkeiten. Auf die ganz unvermeidliche Gefahr hin, eitler Selbstbespiegelung geziehen zu

werden, gehe ich unbefangen dran. Meine Meinung ist und bleibt, daß Niemand seinen Mitmenschen etwas Besseres zu geben hat, als sich selbst.

Ich bitte einzutreten! Eine hübsch geräumige Stube, nicht wahr? Die beiden Fenster sind gegen den Stadtpark hinaus, schaut im Sommer viel Grünes, im Winter viel Schnee herein. Sie sehen keine glatten Parquetten und Tapeten, auch keinen Majolikaofen und keinen kunstvoll gemalten Plafond. Braungefärbte Wände, ein braungewichster Fußboden und weiß angestrichene Flügelthüren machen die ganze Eleganz aus, die ich schon so vorfand. Hier spann ich mich also ein, hier habe ich herbe Stunden und glückliche Jahre verlebt und mit vielen Dingen, die mich in meinem Daheim umgeben, bin ich so sehr zusammengewachsen, als ob sie Glieder meines Leibes wären, oder treffender gesagt, Glieder meiner Seele.

Die Stube ist Wohn-, Arbeits-, Besuchs- und Schlafzimmer in einer Person. Zu den Thüren herein kommt der Mensch, zu den Fenstern herein kommt der Tag; weiße Spitzenvorhänge an den Fenstern verleihen dem Zimmer die Stimmung des Lichten und Luftigen. So wollen wir's uns bequem machen und die einzelnen Gegenstände ein wenig betrachten. Wertvoll im Sinne des Marktes sind sie nicht, aber unschätzbar sind sie für den, der nach langem Bemühen und Erwarten sie erworben und gesammelt oder aus lieber Freundeshand erhalten hat.

Das älteste Stück, welches in der Stube steht, ist ein dunkelpolierter Schreibtisch. Ich bitte nicht zu lebhaft an ihm zu rütteln, der alte Herr steht nicht mehr auf sehr strammen Füßen. Er wurde erworben für das Honorar einer drolligen Dorfgeschichte im Jahre 1872, und zwar bei

einem Trödler als altes Stück. Zur Stunde, wie er damals in meine Stube gekommen war, schrieb ich gut empfundene und schlecht geratene Verse, die heute noch an seiner inneren Schubladewand kleben.

Mit meinem ersten Namenszuge auf diesem Tische unterschrieb ich den Empfangsschein einer Depesche. Die Depesche zeigte mir den Tod meiner Mutter an. — Auf dem so traurig eingeweihten Tisch ist die größere Anzahl meiner Werke entstanden, die ersteren und intimsten derselben „Heidepeters Gabriel" und die „Schriften des Waldschulmeisters". Das alte Möbel hat in meiner Stube noch heute den Ehrenplatz, obzwar es aus seinem ursprünglichen Winkel von einem stattlichen Schreibtische in altdeutscher Renaissance verdrängt worden ist, welcher mir gegenwärtig zur Werkstatt dient. Der alte Herr genießt seinen Ruheplatz unter dem stets feierlich dreinblinkenden Wandspiegel. Auf ihm stehen die Gypsbüsten zweier guter Freunde: Karl von Holtei und Anastasius Grün, dann die Porträts meiner alten treuen Führer Adalbert Svoboda und Robert Hamerling, und ein größeres Bild der Erzherzogin Stephanie, welches die hohe Frau noch in den Tagen ihres Glückes mir gespendet hat. — Unterhalb steht ein niedlicher Holzscheiterstoß, der zwei kleine geheime Laden birgt; ein Andenken an meinen Jugendfreund August Brunlechner; bei dem Anblicke dieses Gegenstandes steigt in meiner Erinnerung eine ganze Welt aus dem Studentenferienleben im Oberlande auf. Wenn Sie wüßten, meine Herrschaften, wie viel Burschenlust und Dichterwehmut und Jugendeselei in diesen geheimen Laden verborgen liegt! — Daneben auf dem alten Schreibtische steht eine andere Botschaft aus dem Walde. Dieselbe ist ein Tinten-

gefäß in Form eines abgeschnittenen Eichbaumstrunkes, der noch fest auf den Wurzeln steht und einige Seitenarme, an denen noch Laub ist, ausstreckt. Das Gewurzel dieses Baumstockes ist von Flechten und Pilzen umwuchert; am Stammstrunke hängt als Martertaferl ein Muttergottesbild, unter welchem ein winziger Eichlaubkranz prangt. Zwischen den Ästen ist ein Spinngewebe gespannt, an der halben Höhe des Strunkes läuft ein natürliches Marienkäferchen, daneben in die Rinde sind die Buchstaben: P. R. eingeschnitten. Das Ganze ist kaum eine Spanne hoch und von unbeschreiblicher Feinheit in der Ausführung. Es kam mir von einem lieben Freunde aus Fürth bei Nürnberg zu, als eine der sinnigsten Weihnachtsgaben, deren ich mich je zu erfreuen hatte.

Das Alles und noch vielerlei Anderes, was meinem Leben nahesteht, trägt der pensionierte Sekretär. Außerdem macht er sich noch nützlich durch die Hut, welche er in seinen tiefen Laden den Heimgartenhandschriften, den Korrekturbogen und anderen Blättern gewährt.

Auch der neue, gegenwärtig benützte Schreibtisch, ein kräftiger Bursche mit deutscher Eckigkeit, hat sich schon vollkommen eingebürgert, obzwar er noch keine andere Geschichte aufweist, als daß „Jakob der Letzte", „Martin der Mann", „Die Weiberpeitschen" und einige andere Bosheiten darauf entstanden sind. Seine Kästlein und Laden sind ganz der Arbeit und ihren Erzeugnissen gewidmet. Der mir werteste Gegenstand auf diesem Arbeitstische ist eine alte, rostbraune Schere, mit welcher ich einst das Lodentuch geschnitten und den Faden abgezwickt habe. Gleich daneben liegt eine goldene Feder als Andenken an ein großes Schriftstellerfest in Wien.

Seit kurzem besitze ich drei alt-deutsche Bücherkästen, einen Büchertisch — der mitten in der Stube steht — und eine Bilderlade in gleichem Stile. Diese einfachen aber geschmackvollen Stücke aus Nußbaumholz entstammen Grazer Werkstätten und bereiten mir durch ihre ruhige Kräftigkeit und freundliche Würde, sowie durch ihre Bequemlichkeit eine kindische Freude. Einer dieser Kästen dient lediglich zur Aufbewahrung von litterarischen Erzeugnissen, Bildern, Diplomen, Albums und sonstigen Ehrenzeichen. Wer dieses Möbel etwa den Kasten der Eitelkeit nennen wollte, dem möchte ich nicht mit einem Wörtlein widersprechen.

Weil wir miteinander schon vertraut geworden sind so will ich die geschätzten Besucher auch ein wenig in die übrigen Bücherkästen gucken lassen. Die Sammlung ist nicht groß. Ich bin ein Freund vom Buche, aber nicht von Büchern; ich pflege nur wenig zu lesen und dann lieber die alten Lieblinge zu wiederholen, als neue Bekanntschaften zu suchen. An schöner Litteratur finden Sie bei mir außer den deutschen Klassikern und wenigen Freunden der Gegenwart nichts Nennenswertes. Besser steht es mit Geschichtswerken, naturhistorischen, länder- und völkerbeschreibenden Schriften und mit volksmundartlicher Litteratur. Am liebsten habe ich Lebensbeschreibungen bedeutender Menschen; aus solchen — meine ich — lernt man am meisten. Die neuen Philosophen sind nur in einzelnen zufälligen Bänden vertreten, ich bin kein Freund von ihnen. Zahlreicher vorhanden sind Bilderwerke und Karten; auf letzteren verfolge ich stets die Länder- und Reisebeschreibungen, die mir eine Lieblingslektüre sind. Unter den Bildern befindet sich eine Anzahl großer Photographien Defreggerscher Gemälde, von dem Meister selbst mir ge-

widmet. Zu den mir besonders werten Bilderspenden gehören vier große Alpenlandschaftsbilder aus der Schweiz, die Porträts zahlreicher Dichter und Künstler mit persönlicher Widmung, von solchen auch Handzeichnungen und Gemälde zu einzelnen Teilen meiner Schriften. Reich an Interesse dürfte die Sammlung von Handschriften bedeutender Zeitgenossen sein, mit denen brieflich zu verkehren ich das Glück habe. In einem besonderen Gelasse des Bücherkastens befindet sich noch eine Anzahl jener an sich unbedeutender Bücher, die ich in meiner Jugend gelesen und die über Bord zu werfen man nicht so leicht übers Herz bringt; darunter sind auch jene vergilbten Schulbücher, aus welchen ich lesen und schreiben gelernt habe, ferner eine alte Bibel und ein Gebetbuch meiner Mutter.

Hinter einem der Bücherkästen versteckt sich ein rundes dreifüßiges Tischchen, in dessen Lade Cigarren verborgen sind. Solche rauche ich bloß ausnahmsweise und dann nur — um meine Zimmerluft zu schonen — außer Hause, meist in froher Gesellschaft. Über seiner angedeuteten Heimlichkeit prahlt sich das Tischchen mit einer hellroten Mappe, die auf ihm lehnt und in welcher vier Zeichnungen von A. Hendschel zu meinem Gedichtchen: „Därf ih's Dirndl liabn?" sich befinden.

Da die Stube gleichzeitig das Redaktionszimmer des „Heimgarten" ausmacht, so ist auch ein geräumiger Papierkorb und ein stattlicher Ofen vorhanden, in welchen die eingelaufenen „Versuche" Raum finden. Da die Stube auch den Empfangssalon bildet, so fehlen etliche Holzsessel und eine weichgepolsterte Sitzbank nicht, unter welcher ein Fußteppich die Achtung ausdrückt, die man vor den Besuchern zu empfinden hat. Da sie endlich auch das Schlaf-

gemach ist, so kann ich das Bett nicht verschweigen, dessen Gestell jene bekannte Form hat, die zwischen Barock und Renaissance ratlos hin- und herschwankt.

Nun wenden wir uns von dem Notwendigen dem Schönen zu, den Erinnerungen, den Spenden lieber Menschen, sofern dieselben nicht im Sommerhäuschen zu Krieglach aufbewahrt sind.

Links des im Dienste stehenden Schreibtisches an der Wand ist eine Photographie meines Geburtshauses in Krieglach-Alpel; daneben hängt ein Porzellanteller, auf welchem derselbe Gegenstand als Winterlandschaft gemalt ist. Darüber im dünnen Rahmen eine Bleistiftzeichnung von eigener unbehilflicher Hand, das liebe Bergkirchlein zu Kathrein am Hauenstein darstellend. Ferner finden sich an den Wänden teils in Photographien, teils in Aquarellen, teils in Ölgemälden, der Ort Krieglach, das alte Gasthaus „zum Bürscher" daselbst, das alte Bürgershaus Mitteregger u. s. w., welche zu meinen Jugendjahren in Beziehung stehen; dann das Gut Rainhof bei Krieglach und mein Sommerhaus. Auf und über dem Tische stehen die trauten Bilder meiner Frau und Kinder in ihren verschiedenen Lebensjahren, und eine große Handzeichnung (Blumenstrauß) meiner Frau aus ihrer Schulzeit. Dann die kleinen Bildnisse meiner Eltern, wovon das der Mutter das einzige, welches existiert, leider keinen richtigen Begriff von ihren Zügen giebt. In dieser Gruppe sind auch zwei niedliche Ölbilder, welche ich ebenfalls dem Freunde in Fürth zu verdanken habe. Das eine stellt Krieglach in Schnee dar, das andere auf photographischem Grunde ist das Bild meiner Wenigkeit aus der Zeit des Handwerkerlebens. Es soll sehr wohl getroffen sein. Noch zu er-

wähnen sind (nachträglich) die Bilder meiner Freunde Peter von Reininghaus, Doktor Wilhelm Kienzl, Karl Morre, Hans Grasberger, Friedrich von Hausegger, Emil Ertl, Adolf von Bachofen, Franz von Defregger, Ludwig Staackmann u. s. w.

An der gegenüberstehenden Wand hängt ein großes Farbendruckbild nach Defreggers herrlichem Gemälde: „Die Brüder", bekanntlich die überaus herzige Familienscene darstellend, wie ein junges Studentlein auf die Ferien heimkehrt ins Vaterhaus und dort ungeahnt ein kleines Brüderchen findet. Ein weiteres großes Farbenbild stellt den Heiland dar, wie er in Begleitung von Petrus und Johannes ausgeht, um die Armen und Presthaften, die an der Straße kauern, zu trösten. Dieses mein Lieblingsbild ist über einer Art von Altartischchen so gestellt, daß ich — im Bette oder auf dem Sopha ruhend — es vor Augen habe. Ein kleines Bild: „Maria mit dem Kinde" hängt im Fenster; dasselbe wird alljährlich unter den Christbaum gestellt, der auch in dieser Stube sein Heim hat. — Auf dem Ofen und den Bücherkästen stehen die lebensgroßen weißen Büsten von Goethe, Schiller und Hamerling. Endlich ist an der Wand noch das Bild eines jungen Weibes, darunter ein kleines, aus Holz geschnitztes Grabmal, welches Reliquien von der so frühe Heimgegangenen birgt. — Das Monumentchen im romanischen Stil ist eine Arbeit Hans Brandstetters aus der Zeit, da er in Graz Holzschnitzerlehrling war.

In der Lade, die unter dem Monumentchen ist, ruht die Zither, auf deren Saiten kundige Finger einst so viele Liebesinnigkeit und süße Wehmut erklingen ließen. Sie schweigt seit Langem. — Daneben ist ein kleiner Trinkbecher, aus welchem ich Gleichenberger Constantinsquelle

getrunken habe vor Jahren, da die Leute hinter meinem Rücken von mir sagten: „Mit dem ist es vorbei". — In derselben Lade liegt auch ein Ölzweig, den ein Freund einst auf dem Ölberge bei Jerusalem für mich abgeschnitten und heimgebracht hat.

An einzelnen Stellen der Wände hängen noch Lorbeer- und Edelweißkränze, auch Schleifen und Bänder, welche im Wohnzimmer die Farbenfrische besorgen, die man doch nicht ganz missen mag. Vor wenigen Jahren hatten die Lorbeerkränze eine schlimme Zeit. Eine neu angekommene Küchenmeisterin freute sich sehr darüber, daß bei uns gewürzhaftes Suppenkraut nett in Kränzen gebunden vorrätig sei, sowie man in ordentlichen Häusern auch Feigen- und Zwiebelkränze an den Nägeln hängen hat. Sie rupfte die Blätter allmählich aus und als ich endlich das kahle Gerippe des Lorbeerkranzes sah, wies es sich, daß wir meinen ganzen Ruhm mit der Brühe gegessen hatten. Vielleicht auch ist er so am allerbesten verwertet worden.

Etwa vor einem Jahre hat mir der Prunkteufel einen Kronleuchter ins Haus geschleppt, der mit seinen roten Kerzen, die gewunden wie ein Strick sind, das Poetenzimmer mit unerhörter Pracht erfüllt. Das Christkind brachte auch ein paar metallene Armleuchter, und so ist des Glanzes und der Herrlichkeit kein Ende.

Wenn die Morgensonne kommt, die Glasprismen des Kronleuchters gleich Diamanten funkeln und in roten, grünen und blauen Feuern an den Wänden glühen, da ist's wie ein blühender, leuchtender Frühling in der Stube, und die Menschenseele hebt sich zur Freude. Sie freut sich auch darüber, daß sie sich über derlei alltägliche Kleinigkeiten noch zu freuen vermag.

Ein andermal lasse ich die Fensterrollen herab, auf denen in hellen Farben ländliche Idyllen gemalt sind. Dann herrscht in der Stube eine warme Dämmerung, in welcher die Goldrahmen der Bilder mildrötlich leuchten. Dann schlage ich vielleicht das Buch eines hochgemuten Dichters oder Denkers auf und bin mit ihm in seinen Welten und in seinen Himmeln.

Das fröhliche Lachen der Kinder im Nebenzimmer bringt mich wieder zu mir selbst. Nun geht leise die Thüre auf und der Hausfrau sorgender Sinn prüft die Wärme der Luft und auch die Flächen der Geräte, ob sie wohl blank und frei von Staub sind und ob nicht sonst etwas vorhanden, was die Stimmung stören könnte, die ein Poet für sein Gedeihen bedarf, wie der Fisch das Wasser. — Das ist ja eben auch eine Kleinlichkeit an mir, daß ich mich in meiner Stube alsbald unbehaglich fühle, sobald ein Gegenstand nicht ganz an seinem bestimmten Platze steht, ein Buch, ein Blatt müßig herumliegt oder sonst etwas nicht in Ordnung ist. Das geniale Durcheinander, wie man es bei Dichtern und Gelehrten zu finden pflegt, mangelt dieser Poetenstube. Was ich will und brauche, das ist Sonntagsstimmung in mir und um mich.

Ich vermied es bisher, meine Herrschaften, Ihren Blick auf die Uhr zu lenken, aus Besorgnis, Sie könnten das für eine Anspielung halten, fortzugehen. Es ist wahrlich noch nicht spät und die Uhr geht gut. Es ist eine ehrliche Schwarzwälderin, zu der ich mir vor kurzem erst einen Uhrkasten aus Eichenholz machen ließ, wie man sie in alten Bauernhöfen findet. Diese Uhr in diesem Kasten verleiht der Stube erst die richtige Heimlichkeit; ihr langsames, leiseklingendes Ticken bringt Einem so recht den Frieden

des Hauses zum Bewußtsein. Das weiße Zifferblatt schaut freundlich-ernst herab; ihr Zeiger ist wie ein Finger, der sich immer wieder sachte und bedeutungsvoll hebt, mahnend: Denke daran, o Freund, wie rasch die Stunden, die Tage, die Jahre fliehen! Des Menschen Wohnhaus auf Erden ist nur ein Zelt in der Wüste, dem Pilger zur kurzen Rast. Du wirst in einem stillen, dunklen Kämmerlein wohnen; die Gegenstände, an denen heute dein Herz hängt, werden zerstreut sein oder zerbrochen, fremde Menschen werden in diesem Raume leben und wohl kaum des Mannes gedenken der hier einmal so kindisch und so froh gewesen ist.

Das Sommerhaus.

1888.

Wer hätte in seinem Stadt- und Weltleben nicht manchmal das Gefühl tiefer Ermüdung und Verstimmung, ohne eigentlich die Ursache davon zu kennen! Ich leide gar manchmal unter solchen Stunden der Abspannung und des Unbefriedigtseins, habe dagegen aber einen Talisman. Ich öffne ein Kästchen an meinem Schreibtische, in demselben liegt ein eiserner Schlüssel. Er ist nicht etwa aus Stahl fein gearbeitet, sondern schier plump aus Schmiedeeisen vom Dorfschmied verfertigt. Der Anblick dieses Schlüssels erquickt mich, er erinnert mich an köstliche Zeiten und verspricht mir wieder solche, er ist mir ein Anker, an den ich mich anhake, wenn beim Schwimmen im Meere des Weltlebens meine Kraft erlahmen, mein Mut sinken will — es ist der Schlüssel zu meinem Sommerhause im Gebirge.

Das Haus steht zur Stunde vielleicht halb versunken im Schnee, Winterstürme umbrausen seine Giebel, kein Pfad führt an seine Thür, die Fensterläden sind verschlossen und kalte Starrnis liegt in den finsteren Räumen. Längst sind auch die letzten Mäuse ausgewandert, denn ihre Naturen sind nicht ideal genug, um einen ganzen Winter über an den deutschen Klassikern und hehren Werken der Philosophen zu nagen. Es ist ein armes inhaltsloses Haus für den, der nach Speck ausgeht. Und doch thut es mir wohl, den Schlüssel in der Hand zu halten und mich in demselben gleichsam des lieben Landsitzes zu freuen, den mir das freundliche Geschick gegeben hat.

Als ich im Jahre 1869 für mein erstes Büchlein „Zither und Hackbret" das Honorar von hundert Gulden erhalten hatte, legte ich die Hälfte dieses Betrages in die Sparkasse. Das war der Grundstein zum eigenen Hause. Acht Jahre später, nachdem ich durch meinen hochherzigen Verleger Heckenast manche Bücher in die Welt geschickt, hatte mein Ersparnis mit Einschluß der Zinsen die Höhe von 4000 Gulden erreicht. Nun ging ich dran. Nur wenige Stunden von der Tummelstätte meines Kindes- und Jugendlebens, im Dorfe Krieglach, an der Ostseite desselben, erwarb ich einen zwischen Feldern und Wiesen gelegenen steinigen Grundstreifen von nahezu einem Joch in der Ausdehnung, und auf demselben ließ ich mir von dem wackeren Dorfzimmermeister Johann Katzenberger ein Haus bauen. Den Plan dazu hatte ich mir recht und schlecht selbst entworfen. Man warnte mich vor dem Unternehmen, es würde mir Ärger und Unannehmlichkeiten bringen und am Ende würde der dafür festgesetzte Betrag um ein Großes über-

schritten sein. Das traf nicht zu; der Bau, das langsame Erstehen des neuen Heims hatte mich im Gegenteile höchst wohlthätig angeregt, jeden Tag ging ich hin und freute mich an dem Aufsteigen der Mauern, an dem Einzimmern der Thüren und Fenster, an dem Errichten des Dachstuhles, und endlich an dem Fertigstellen des Inneren. Und die bestimmte Bausumme ist nicht um einen Kreuzer überschritten worden.

Der Hausbau begann anfangs Juni 1877. Am ersten September waren im Arbeitszimmer bereits die Wände übertüncht und die Fenster eingeglast. Brennend vor Verlangen, in meinem eigenen Hause zu sein, zog ich sofort noch an demselben Tage mit ein paar Büchern und der Schreibmappe in das Zimmer. Die Leute warnten mich und erinnerten an das Sprichwort: Ist ein gemauertes Haus fertig geworden, so nimmt man im ersten Jahre seinen Feind, im zweiten seinen Freund in die Wohnung, im dritten zieht man erst selber ein. Ich fand aber die Mauern nach dem schönen Sommer so ausgetrocknet, daß ich ungeachtet der Warnungen tagsüber, während in den Nebenzimmern noch die Tischler und die Schlosser hämmerten, im neuen Hause arbeitete, wobei freilich durch die offenen Fenster freie sonnige Luft zu mir herein kam. Das Freudegefühl dieser Tage ist unbeschreiblich, aber, wie ich glaube, die Folgen davon stellten sich bald ein. Ein heftiger Schnupfen begann, der sich wöchentlich mehrmals wiederholte, sich jahrelang hinzog und endlich in einen chronischen Brustkatarrh ausartete, von dem ich heute noch nicht ganz befreit bin.

Das war die erste Gabe meines neuen Hauses. Dann kamen freilich bessere. Das größte Gut erwies es meinen

Kindern, denen nun ein ländlicher Tummelplatz gegeben war, auf welchem sie die seligsten Jahre ihres Lebens in heller Lust verleben konnten. Die Kinder weihten mir das Haus, wie ich es ihnen geweiht hatte. Mein Herz ist sehr mit demselben verwachsen und es ist mir weh, wenn ich bedenke, was mit ihm geschehen soll, wenn ich nicht mehr bin und es meinen Überlebenden der Beruf nicht gönnen wird, in ihm zu wohnen.

Es sind manchmal fremde Leute gekommen, um den Sommersitz zu sehen, sie suchten eine feine Villa im Schweizerstile, so einen architektonischen Salontiroler, und gingen an meinem Dache vorüber.

Das Haus hat nach außen nicht viel Zierliches, mit seinen dicken Mauern steht es ziemlich derb und vierschrötig da, gar keinen andern Zweck verfolgend, als den, seinen sieben kleinen Wohnräumen mit Zugehör ein solider Burgfried zu sein. Hinter dem Hause ein Gemüse- und Obstgarten, in welchen ich eine schmucke Bretterzelle stellen ließ; vor dem Hause ein Wildgarten, dessen gepflanzte Bäumchen jahrelang nicht wußten, sollten sie in die Erde hinein, oder aus derselben hervorwachsen, die sich aber fast plötzlich für letzteres entschieden und heute stattlich und üppig den Bau vor der auf naher Eisenbahn vorüberrauschenden Welt zu verdecken trachten. Die ganze Besitzung ist mit einem Holzzaune umplankt, welcher freilich alljährlich vervollständigt werden muß, weil manche arme Dorfleute aus demselben ihr Brennholz zu holen pflegen. Ich spüre nicht nach, wer es thut, denn „was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß“. Jenen aber macht es warm, und so soll darob keine Feindschaft sein.

Seit vielen Jahren bewohne ich mit meiner Familie

das Haus Sommer für Sommer. Der Wildgarten giebt seinen süßen Blütenduft, seinen trauten Schatten, sein Säuseln und Vogelsingen; der Gemüsegarten wird den ganzen Sommer über nicht müde, das beste Grünzeug in die Küche zu schicken, und die Obstbäume geben uns im Herbst, wenn wir mit den Schwalben davonziehen, manchen Korb voll köstlicher Äpfel mit in die Stadt. Das Anwesen ist sehr klein, und doch schafft das Bewußtsein, es selbst gegründet zu haben, ein gutes Behagen.

Es hat sich auch schon angelassen, als ob das Haus thatsächlich zu klein werden wollte, aber ich hütete mich wohl, es zu vergrößern und dadurch den Kreis der Bedürfnisse zu erweitern. Im Gegenteile, ein einziges lichtes Zimmerchen, das meine geringen Habseligkeiten leicht und ordentlich unterbrächte, wäre das Ideal für meine Person. Gehört ja doch alles mein, was die Natur ausgebreitet hat im weiten Rund.

Als Aufenthalt der Glücklichen in der Bibel ist das Paradies und die Stadt Zion bezeichnet worden. Letztere konnte nie so recht volkstümlich werden, selbst die goldene Stadt ist über den Garten des Paradieses nicht aufgekommen. Mir gab das gütige Geschick alljährlich sechs Monate Erdenleben in der Stadt und sechs Monate Paradies auf dem Lande.

Kaum daß der Winter seinen Höhepunkt überschritten hat, werden schon die Monate, die Wochen und endlich die Tage gezählt, bis das Landhaus zu beziehen ist. Die Stadt wird lästig und lästiger, die Menge und der Verkehr mit ihr unbehaglicher und das herrliche Aufgrünen im Stadtpark und in der Umgebung ist für mich nur dazu da, um die Sehnsucht nach dem wirklichen Lande mächtig

zu entfachen. Ich fühle mich welk, abgehetzt, stumpfsinnig, langweilig, ich empfinde eine Abneigung gegen mich selbst, und der Verkehr mit Leuten macht diese Empfindung nur noch ärger. Es ist keine Arbeitslust, keine Warmherzigkeit mehr in mir, ein grämiger, lederner Geselle, liege und sitze ich in der Stadtwohnung noch einige Zeit herum oder schleiche unlustig und halb verloren durch die lärmenden Gassen, in denen der Aprilwind den Staub aufwirbelt. — Und eines Tages packe ich urplötzlich meinen Handkoffer und übersiedle aufs Land ins Sommerhaus, wo durch die Vorsorge der wackeren Gattin alles in guter Bereitschaft steht. Die Familie bleibt einstweilen noch in der Stadt, die Kinder werden noch Monate lang in den Schulen zurückbehalten und ergötzen sich im Gedanken, wie gut es dem Vater sein mag.

Dem Vater ist es wirklich gut. Die leibliche Atzung findet er im Gasthause Höbenreich, dann zieht er sich in sein stilles Haus zurück oder streicht über die Fluren, durch die Wälder. Er kann das alte Glück kaum fassen, das nun wieder wie ein neues Leben über ihn gekommen ist.

In der Stadt, die an allen Enden und Ecken von schönen Sentenzen trieft, ist mancher gute Spruch gehört und gelesen worden, aber einer erdrückt den andern. An mein Landhaus habe ich nur einen einzigen altdeutschen Spruch schreiben lassen, der aber mahnt mich und alle, die eintreten, um so eindringlicher:

„Treu unser Herz,
Wahr unser Wort,
Deutsch unser Lied,
Gott unser Hort.“

Unser Ziel sei der Frieden des Herzens! Nie leben-

diger wird mir dieser Gedanke, als wenn ich im Frühjahre das kühle Haus betrete. Anfangs sind die Zeitungen, die mir folgen, noch Unruhstifter, bald bleiben sie unter ihren Adreßschleifen in einem Winkel der Stube liegen, bis der Leseverein des Dorfes mich mitleidig von den Papierlasten befreit. Trete ich hinaus, so sehe ich weder Tschechen noch Franzosen, weder Heiden noch Christen, weder Juden noch Antisemiten, sondern nur Menschen, die einen gesunden Egoismus haben, neben demselben auch ein gutes Herz, und beides ehrlich bekennen. Was mich anbelangt, so höre ich weder Lob noch Tadel, die Welt kann mich nicht erreichen und das Dorf läßt mich in Ruh. So ist der liebe, erquickende, versöhnende Frieden da und in solcher Stimmung wird das Leben fast überirdisch, fast wunschlos. Nur „daß ich angesichts der heiligen Wunder Gottes mich meines Lebens freue, sonst will ich nichts".

Da sitze ich im Stübchen und blicke hinaus auf die Felder, die vor dem Hause weithin ausgebreitet liegen bis zu den blauenden Waldbergen; oder ich schaue in der andern Richtung auf den uralten Dorfkirchturm, den die Schwalben umkreisen. Ein Buch halte ich vielleicht in der Hand, aber ich kann nicht lesen, ich bin zu glücklich, ich kann nicht denken, ich kann nur träumen und die himmlische Ruhe empfinden, die um mich und in mir ist. — Dann wieder sitze ich am Waldrand und betrachte den allerwärts aufkeimenden Frühling und die lichten sommerlichen Wolken am Himmel. Ich sehe dort einen Landmann, der Korn säet; dieses Korn wird grünen und ich werde seinen köstlichen Blütenduft genießen in den langen Frühsommertagen. Es wird

in goldener Reife stehen, der Mohn und die Rade und die Kornblume werden in ihm leuchten, die Schnitter werden kommen mit klingenden Sicheln, Hochsommergewitter werden aufsteigen, und ich werde da sein. Auf den Feldern werden in langen Reihen die Garbenhäuschen stehen, dazwischen wird der Pflug schon wieder die Furchen ziehen, die lichtgrünen Fächer der Rübe werden darauf zittern im kühlen Winde, daneben auf dem Wiesenrand die Herbstzeitlose, und ich werde noch da sein. Endlich werden die gilbenden Blätter von den Bäumen fallen, im Grase wird Reif, auf den Bergen Schnee liegen, auf den Feldern und Gärten wird man die letzten Früchte einheimsen, und ich werde immer noch da sein. Ich sehe den Sommer aufstehen und sehe ihn schlafen gehen, und abgewendet von dem schaalen Treiben der Menschen habe ich einen Blick frei in Gottes Weltenuhr.

Regt sich dann auch einmal der Hang nach Geselligkeit, so finde ich im Dorfe Genossen, die vielleicht einen engeren, doch nicht verschwommeneren Gesichtskreis haben als jene, denen sich das Weltleben zwar geweitet, aber auch verflacht hat. Der Verkehr mit den Menschen auf dem Dorfe ist mir stets anregend und meinen litterarischen Arbeiten förderlich; von den Stadtkreisen läßt sich das bei mir nur beziehungsweise sagen. Meine erzählenden Werke sind größtenteils auf dem Lande oder durch dessen Befruchtung entstanden, die nachdenklichen und raisonnierenden fast alle in der Stadt und durch deren Einfluß. Und doch muß ich gestehen, daß mir für zeitweiligen Aufenthalt die Stadt unentbehrlich geworden ist. Nicht allein wegen äußerer Bequemlichkeit und aus Gesundheitsrücksichten in den scharfen Wintermonaten,

sondern auch wegen der geistigen Regsamkeit, die wie gesagt nicht eigentlich befruchtend auf meine Arbeiten wirkt, mir aber persönlich wohlbekommt, wenn sie einen gewissen Grad nicht überschreitet und nicht nervös macht.

Das Ländliche schlichtet geistige Unpäßlichkeiten auf das Trefflichste. Die im Frühjahre fast elementar gewaltige Abneigung gegen das Stadtleben beginnt gegen den Hochsommer hin die Spannung zu verlieren. Zur Zeit, wenn die Kinder mit ihren Schulerfolgen kommen und ich mit ihnen über Berg und Thal wandere, ist die Wage zwischen Stadt und Land fast ausgeglichen. Zum Beginne des neuen Schuljahres werden, ohne daß das Behagen am Landleben auch nur im Geringsten abgenommen hätte, mit der Stadt neue Beziehungen angebahnt, und im späten Herbste, wenn die Wege grundlos werden und der Frost in die Mauern des Sommerhauses dringt, versucht man's neuerdings mit der Stadt. Die erste Empfindung in derselben ist die der Behaglichkeit. Der Sinn für Theater, Kunst und feinere Geselligkeit ist wieder rege, mit einem frischen Idealismus schaut man in die Welt hinein. Man wird bald enttäuscht. Ich habe, fast scheint es, das Mißgeschick, auf dem Lande in geistiger Beziehung anspruchsvoller zu werden. Der Verkehr mit der großen Natur, das Sichvertiefen in die litterarischen Werke bedeutender Geister, das eigene Nachdenken auf einsamen Wegen erweitert die Seele, man schaut gleichsam von einem erhöhten Standpunkte aus auf das Menschenleben nieder. Nun ist man plötzlich wieder in der Misere der Welt. Der hohle Prunk, der geistige Hochmut, der Tratsch im großen Stile, das unfruchtbare, herzvergiftende politische Gehetze und soziale Gezänke, die Modethorheiten, die

Impotenz der Kunst, die sich nur noch zur Verhöhnung der Sitte zu erheben vermag — alles das und viel mehr noch widert mich an, wenn ich vom Lande komme.

Man ergiebt sich indes bald und hat nur sehr auf der Hut zu sein, daß man nicht selbst von solchen Früchten der Hochkultur angesteckt wird. Ein Rückzug in seine vier Mauern steht auch in der Stadt frei und in diesen vier Mauern vermag die Erinnerung wieder eine schöne sommerliche Welt hervorzuzaubern. In der Seele ist Sonnenschein und Blumenblühen und Vogelsang und der ländliche Friede. Und gehts einmal schief, so nehme ich den Talisman aus dem Kästlein, den Schlüssel, und schwelge in dem Bewußtsein des Sommerhauses und seiner reineren Freuden.

So treibt's der Mensch. Und wohl dem, der eine ideale Welt hütet, in die er sich flüchten kann, wenn die reale ihm zu unangenehm wird.

Der Wildgarten.

Wenn man von Krieglach aus gegen Osten hin an der Reichsstraße wandert, so fällt an der rechten Seite eine langgestreckte Baumpartie auf, die sich südlich ins Land hineinzieht. Ein unscheinbares Thor führt zwischen Buschwerk hinein und einen Sandweg entlang. Die landschaftliche Stimmung ist fast plötzlich eine düstere geworden, träumend streift man über thaufeuchte Wiesengründe hin, die mit Birken-, Lärchen- und Kieferngruppen bewachsen sind und sich links in die Dunkelheit üppiger Fichtenbestände verlieren. Hie und da blauen links zwischen Gestämme die östlichen Alpenhöhen des Mürzthales durch,

während rechts das Auge auf junge Waldanpflanzungen fällt. An einer Linde vorüber streift unser Weg über die frischgrüne Au bis zu einer Stelle, wo rechts von ihm ein Fußsteig abzweigt, der zwischen Flieder- und Haselnußgebüsche sachte bergwärts steigt. Die Würze der kühlen Luft ist köstlich. Man kommt zu einem Birkenwäldchen, wo sich eine Ruhebank befindet, von der man einen großen Teil des Wildparkes überschauen kann. Weiter hin stößt der Fußsteig wieder zum Kiesweg, der sich neben Fichten, Ameishaufen und Wildstrupp heranzieht, vorüber an zwei besonders auffallenden, stattlichen Lärchen, die ihre Kronen hoch über alles andere Gewipfel gegen Himmel erheben.

Man kommt zu einem breiten beschotterten Platz, und hier ist die Wegscheide. Der eine Weg biegt scharf ab gegen den nahen Holzpavillon, der fast verborgen in einer Kastaniengruppe steht. Der Weg zur Linken zieht sich in die östlichen Partien an Lärchen und Birken vorüber, entlang einer dunklen Hecke gegen das große Einfahrtsthor hinter dem Herrenhause. Der Weg rechts führt in die oberen Gegenden des Wildparkes. Vor uns erhebt sich die Nordfront des Herrenhauses mit ihrer glänzenden Fensterreihe, im Vordergrunde von einem blühenden Rosenhaine besäumt. Wenn wir den Weg verfolgen dem Herrenhause entlang, so öffnet sich uns über grüne Matten hin eine Fernsicht auf den Ort Krieglach und auf den Hohen Gölk, der sich steil und dunkel im Hintergrunde erhebt. Wir hören das Rauschen eines Wasserfalles. Wir stehen still und horchen. Es ist der sprudelnde Quell einer Wasserleitung, wir stehen am Forum. Hier die Freitreppe zur Pforte des Herrenhauses, hier der Tummelplatz mit

allerlei wirtschaftlichen Vorrichtungen. Unter dem Schatten einer Linde Tisch mit Rundbank, daneben ein Brunnenwerk aus der Vorzeit. — Wir wenden uns etwas gegen Südwesten, eine kurze Strecke thalwärts, dann gerade aus. Rechts grüne, blühende Matten mit jungen Baumpflanzungen, links junges Heckengebüsch, welches die Flächen eines Nutzgartens nur halb verdeckt. Der Weg steigt wieder leicht an, immer gegen Süden in der Richtung des Gebirges hin. Auf dieser ganzen Strecke genießt man die Aussicht ins weite Land, anfangs nach Westen, später auch nach Osten hin. Vor unseren Augen taucht ein leuchtender Holzbau auf, genannt das „Almhaus“, dem wir zuwandern, um an der kunstvoll durchbrochenen Veranda emporzusteigen zum Eingange. Sollten wir diesen verschlossen finden, da ein einsiedlerischer Sonderling drin wohnt, so biegen wir rechts um die Ecke, an jungen Fichtenbeständen vorüber, und gelangen nach Kurzem zum idyllischen Gartenhause, das unter einem uralten Apfelbaum hingeschmiegt ruht. Wenden wir unsere Schritte zwischen diesen Gebäuden durch gegen Osten, so erschließt sich plötzlich vor unseren Augen ein grüner Plan, von Kieswegen durchzogen. Von hier aus kann man auch die Grenzlinie erblicken, die die Besitzung im Süden und Osten abschließt. Stundenlang kann man sich ergehen in diesen Anlagen...

Wem gehört der herrliche Besitz? Der herrliche Besitz gehört einem Poeten, der ihn soeben wahrheitsgetreu beschrieben hat. Er vergaß in vorstehender Beschreibung nur zu sagen, daß das Flächenmaß dieses Wildparkes, mit allem was drin und drauf steht, nicht ganz ein Joch beträgt, welches er vor Jahren selber bepflanzt hat, daß der Bäume, die da angedeutet, kaum mehr als sechzig Stämme

sind, welche vom Dorfe und von fremden Feldern begrenzt werden, daß das Brunnenwerk aus der Vorzeit nichts als ein gewöhnlicher Pumpbrunnen ist, den er einst graben ließ, daß das „Herrenhaus“ nur von einem vorübergehenden Witzbolde so genannt wurde, in der That aber das bescheidene Sommerhaus ist, welches der Poet vor zwanzig Jahren sich erbaut hat, und endlich, daß das „Almhaus“ ein Blockhäuschen ist, welches den Familienrest beherbergen soll, der im ersteren Hause nicht mehr Platz findet.

Dieses alles hat der Poet vergessen zu sagen, das übrige stimmt genau, besonders das frische Grün, die würzige Luft und die herrliche Aussicht auf den Ort und auf den Hohen Gölk, die selbst Rothschild, wenn er hier einen Palast gebaut hätte, nicht besser haben könnte.

Da sieht man wieder einmal, wie es diese Herren Dichter machen; das, was sie sagen, ist oft nur schön durch das, was sie verschweigen. Und im Grunde können sie nichts dafür, daß der Leser unwillkürlich so fleißig mitdichtet. Übrigens mag letzterer sich den flüchtig skizzierten Landsitz noch so großartig gedacht haben, der Thatsache kommt er schwerlich nahe. Die Landgüter und Schlösser des Poeten liegen im Reiche seiner Phantasie, und während er sich auf seinem wirklichen Erdenraum von 1500 Geviertklaftern stundenlang ergeht, durchstreift er im Geiste Besitztümer, die alle Maße übersteigen, die vom Neide der Mitmenschen selten, vom Steuerboten niemals heimgesucht werden.

Nein, das letztere will ich nicht gesagt haben. Das wäre ja gerade, als ob man sich selbst denunzieren wollte! Wie leicht könnte der Finanzminister auf schlechte Ge-

danken kommen! Warum den größten Luxus, die Phantasie, nicht besteuern? Sie wird zwar besteuert, sobald sie sich in Druckschwärze oder sonst wie öffentlich zeigt. Aber die egoistische Phantasie, in der jemand allein für sich und ganz heimlich schwelgt, die geht frei aus, die giebt zwar Gott, was Gottes ist, aber nicht dem Staate, was des Staates ist. Ein Millionär zahlt Tausende von Steuern, und recht ist's. Der Phantast übertrumpft den Millionär an Reichtum und Genuß bei weitem, und den läßt das Steueramt laufen wie einen Landstreicher. Ist das in Ordnung? — So könnte ein vernünftiger Finanzmann denken. Und bums — wären morgen auch die Luftschlösser besteuert.

Beseelte Sachen.

Zu den vielen Schwächen, welche im Kampf ums Dasein mir ein wenig abträglich sind, gehört meine Anhänglichkeit an leblose Dinge. Wenn man sein Herz an ein Pferd, einen Hund, eine Katze, einen Vogel hängt, so begreift sich das; wir wissen in dem Tiere ein Gefühl, sehen in demselben eine Gegenneigung, ahnen an ihm sogar etwas wie Liebe und Dankbarkeit. Hat man eine Blume gerne, oder einen Fluß, oder einen See, oder ein Felsengebirge, so kann die höchst natürliche Ursache im Schönheitsgefühl liegen. Liebt man ein Bild, ein Blatt Papier von teuerer Hand, eine Haarlocke, einen Ring, so spielen da die mächtigen Gewalten der Erinnerung mit. Schließt man sich an ein Feld, an einen Wald, an einen Garten, so kann das der Nützlichkeitssinn machen. Wenn man im Gemüte aber an einem alten Kleidungsstücke, an

einem halbvermoderten Schrank, an bestimmter Ecke eines Zimmers hängt, so scheint das wohl zweck- und sinnlos und eine manchmal sogar lächerliche Schwäche zu sein.

Ich schäme mich dieser Schwäche kaum, sie bedeutet für mich ein Talent, mit Dingen glücklich zu sein, mit denen viele andere nichts anzufangen wissen. Seelenlose Gegenstände kann man ja beseelen, fast zu einer lebendigen Person machen, oder, sie beseelen sich im Laufe der Zeit und der Geschicke selbst. Jedes der alten Möbel, die in meinem Zimmer stehen, hat für mich eine bestimmte Physiognomie bekommen, mit der es entweder ernst dreinschaut, wie der Uhrkasten mit der Uhr, oder einnehmend lächelt, wie die Schublade, oder schalkhaft blinzelt, wie der Spiegel, oder beschaulich dalehnt wie der Sessel, oder bereitwillig mitarbeitet wie der Schreibtisch, oder friedlich schlummert, wie das Bett, oder ein dummgutmütiges Bedientengesicht macht, wie der Stiefelknecht.

Mein alter Schreibtisch, er steht sehr unbeholfen und ungefüg da in der Stube, er zerstört den „Stil" der Einrichtung; gute Bekannte beschwören mich, dieses Möbel zu entfernen. Ich kann es nicht, ich will es nicht. — Manchmal, wenn ich in traulich einsamen Stunden in der Stube auf- und abgehe, trete ich zu diesem Schreibtische, und wie ein alter Krieger sein invalides Pferd streichelt, mit dem er Schlachten geschlagen, so streichle ich das alte Möbel.

Vor Antritt einer Reise, verabschiede ich mich förmlich von einzelnen Einrichtungsstücken und Bildern, bei der Heimkehr grüße ich sie ebenso herzlich. Und bin sogar eifer-

süchtig. Die Wanduhr darf in meiner Abwesenheit nicht ihr Tik-Tak schlagen, ich stelle sie früher ab. Mir ist auch nicht darum, daß der Zeiger richtig die alltägliche Zeit anzeige, die Uhr mag Mitternacht haben, wenn ich mein Morgenbrot einnehme, oder Abend, wenn ich Mittag esse, ganz wie es ihr beliebt, sie wie ich richten uns nach keiner bestimmten Stunde. Ich brauche auch ihr aufdringliches Ausrufen der Stunde nicht — sie sei die richtige oder unrichtige — darum habe ich ihr den Mund verboten, das heißt, das Schlagwerk gesperrt. Nur ihren ernstgemütlichen Pendelschlag will ich stets hören, der des Tages mir das Gefühl der Einsamkeit verscheucht und in der Nacht manchen unwirtlichen Traum löst. Wenn ich fremd im Eisenbahnzuge sitze, mein Gepäck, meine Fahrkarte nicht weiß, höchst spärlich bekleidet bin und im nächsten Augenblick aussteigen soll, so ist das eine unangenehme Sache, aus der den Träumenden das Tik-Tak der Uhr endlich weckt. Also ist es auch, wenn ich auf hohem Gebirge, auf einem Felsvorsprung liege, jeden Augenblick in Gefahr, in die Tiefe zu stürzen, meine Kameraden verloren habe, sie für verunglückt halten muß, da sagt die Uhr: Tik-Tak, wach' auf, du bist daheim wohlgeborgen in deiner Stube.

Der Gewandkasten, der Bücherschrank, der verräucherte Kupferstich an der Wand, das Kreuz aus Lärchenholz meines Heimatswaldes, ganz schlecht geschnitzt, es sind nichts weniger als Zierden, sie machen die Wohnung nicht schön, aber sie machen mir sie lieb. Sie sind bei mir gewesen in den Zeiten großer Armut, in den Tagen des Leides, in Jahren anspruchsloser Jugendlust — und jetzt, da es mir besser geht, soll ich sie verabschieden? In die Rumpelkammer

stecken oder gar dem Trödler verkaufen? Der Mensch darf sich auch gegen leblose Dinge einer Art von Dankbarkeit befleißigen, damit er sie um so leichter übe gegen lebendige Wesen, gegen Tiere, die ihm gedient, gegen Menschen, die opferwillig ihm Gutes gethan haben. Die Pietätlosigkeit gegen Sachen, welche auf langen Lebenswegen uns begleitet haben, ist das Zeichen eines eigennützigen, dankloſen Herzens. Auch ich habe mich anzuklagen in manchem. Ein Eckkästchen aus meinem Vaterhause, in welches der Vater einst die geweihte Wachskerze, das Steuerbüchel und den Bauernkalender gethan, in welches die kranke Mutter ihre Medizinen, ihr Eßlöffelchen, ihr Gebetbuch zu legen pflegte, war mir viel zu rußig und wurmstichig gewesen für die Stadtwohnung, ich verschenkte es. Nach einiger Zeit wollte ich das alte Kästchen zurückkaufen, aber es war nicht mehr zu finden, es war wohl von fremden Händen mit Verachtung zertrümmert und in den Ofen geworfen worden.

Ich kann mir sonder Herzweh vorstellen, wie sie einst meinen gestorbenen Leib ohne viel Umstände hinaustragen und irgendwo vergraben werden; aber wie nach meinem Tode die Trödler kommen und meine „Sachen" verschleppen, auf den Fetzenmarkt werfen, die Leute darum ein bißchen feilschen und dann mit Wegwerfung vorübergehen werden, das darf ich mir nicht lebhaft vorstellen, ohne in Traurigkeit zu verfallen. Und es ist ja wahr, ein Menschenleib, der gestorben, ist ganz seelenlos, kann nichts mehr wirken, kann niemandem mehr gefällig sein und niemandem zur Freude; ein Kasten, ein Bild, ein Tisch, für so leblos es auch gilt, kann immer wieder etwas leisten, den Menschen dienen, ihnen Behaglichkeit

oder Vergnügen bereiten. Also lebt mancher „leblose" Schrank Jahrhunderte lang, erlebt eine Weltgeschichte und eine eigene, eine Schrankgeschichte, könnte seiner treuen Dienste wegen in den Adelsstand erhoben werden, wie das ja gleichsam der Fall ist in aristokratischen Häusern, wo solche Gegenstände sorgfältig bewahrt werden von Geschlecht zu Geschlecht und ihre Wappen aufgedrückt haben, und endlich, wenn sie ganz unbrauchbar geworden, in einem alten Schlosse ihre Pension genießen, bis sie vollends in Moder zerfallen.

In einem Hause, das ganz nach der Mode eingerichtet ist, wo man kein altes Stück und nicht die geringste „Stillosigkeit" findet, leben Parvenus, und noch dazu solche, die nicht gemütlich sind, nicht herzbeschaulich, denn sonst müßte sich ein oder das andere Andenken an Eltern, Geschwister oder Familienereignisse immerhin finden. Ganz so gleichgiltig, wie sie die Sachen angekauft, können sie dieselben wieder weggeben, sie bleiben fremd in ihrer eigenen Wohnung, oder mit einem praktischeren Worte, sie bleiben unabhängig gegenüber den Kanapees, Fauteuils, Kommodeurs, Etagères, Sekretärs u. s. w. — Und es ist ganz klug das.

Im Speisezimmer meines Sommerhauses steht ein ungeschlachter Tisch. Er ist alt, massiv, so schwer, daß zwei Personen dazu gehören, um ihn von der Stelle zu rücken, und hat bloß Platz für acht Personen. Unser sind zwölf und oft noch mehr, aber wir müssen uns an den Tisch zwängen und allerlei Unbequemlichkeit leiden; doch, die einfache Kost, die daraufgesetzt wird, schmeckt, denn es ist der Tisch aus meinem alten Vaterhause, auf welchem

ich den ersten guten Knödel gegessen und den ersten schlechten Vers geschrieben habe.

In meinem Bücherkasten befindet sich eine alte Scharteke, dickbauchig und unförmig, die Blätter vergilbt, der Einband von abgestandenem Schweinsleder, welches seit den vierzig Jahren, da ich es kenne, riecht, wie angebranntes Horn. In diesem Buche — es ist mehrere hundert Jahre alt — stehen kuriose Sachen, aber ich brauche gar nicht darin zu lesen, schon durch sein Dasein erzählt es mir allerhand Geschichten; ich wüßte keine Verbindung herzustellen zwischen den zwei Dingen: Thatsache aber ist, daß, so oft ich dieses alte Buch ansehe, mir mein erstes — wohl ziemlich harmloses — Liebesabenteuer einfällt.

In einem sehr geheimen Fache verwahre ich ein paar Dukaten. Sie sind das Taufpathengeschenk für meinen ältesten Sohn. Nun sollte ich euch einmal beschreiben können, was diese Goldmünzen für Augen machen! — Genau solche, wie ein kleines Kind, welches mit kirschrunden, munteren Äuglein in die Welt blickt. Wenn ich eines dieser Dukatlein vorwitzig einmal ein wenig in den Rand kneipen wollte, ich bin überzeugt, daß es aufschriee, wie ein gekneiptes Kind.

Im Winkel hinter meinem Bücherschranke lehnt ein altes Stück Holz. Es sieht aus, wie ein morschender, halbentrindeter Baumast.

Ein neues Stubenmädchen, welches wir ins Haus genommen, traf ich gerade, wie sie im Begriffe war, diesen dürren Ast übers Knie abzubrechen und in den Ofen zu stecken. Noch zum Glücke konnte ich es verhindern; hätte sie mir dieses Holz vernichtet, so würde ich sie wahrschein-

lich ermordet haben. Es ist ein Stock, den ich mir einst als junger Mensch in den Urwäldern der Insel Rügen geschnitten, mit dem ich damals meine Reisen durch die germanischen Länder gemacht hatte, mit welchem ich alljährlich froh erregten Herzens den Christbaum anzünde und den sie mir einst in den Sarg mitgeben müssen, weil unsereiner halt auch noch im Sarge sein Plaisirchen haben will.

Mein Arbeiten.

I.

„Jetzt muß ich Ihnen aber doch einmal zuschauen beim Dichten!" sagte einst ein anmutiges Mädchen und lugte mir über die Achsel.

Im Augenblick blieb die Feder stehen.

„Warum schreiben Sie denn nicht?"

„Es sperrt sich, mein Kind, wenn mir jemand zuschaut."

Sie lächelte wunderfein und der Leser ist darauf gefaßt, daß in solchem Moment der Poet dem Maidlein einen Kuß giebt und sagt, das wäre ein Gedicht. Eine wohlfeile Wendung, doch bei mir wäre sie damals nicht wahr gewesen.

Und so möge auch die Neugierde meiner schönen Leserin auf die ehrenhafteste Weise befriedigt werden. Wir Männer nehmen manchmal ja die Arbeit kaum minder ernst, als die Liebe.

Also, wie man arbeitet und dichtet. Bin ich für eine poetische Arbeit aufgelegt und in derselben befangen, dann kann mich jeder Zwischenfall wohl arg verwirren, aber keiner mich auf der Stelle für etwas anderes interessieren. Und

wenn in solchem Moment ein Bote mit der Nachricht einträte: dein dankbares Vaterland hat in Erwägung deiner Verdienste und in Erwägung ferner, daß deine Füße dich nicht mehr so recht im Gebirge herumtragen wollen, dir einen Ehrenesel zum Geschenk gemacht — das höchste Ziel meiner Wünsche! — es würde mich kaum viel angenehmer berühren, als der eintretende Amtsbote, der mir die Steuerrückstände des Jahres vorführt. Es ist das eine wie das andere eine Störung und im Augenblicke des Schaffens ist dem Dichter das Dichten das Wichtigste auf der ganzen Welt.

Das Wichtigste und das Genußreichste, der einzige Zustand im Leben, der sich ganz entschieden des Lebens lohnt.

Ja so, das wollte ich nicht sagen, denn ihr könntet meinen, liebe Freunde, es solle heißen: Darum laßt mich in Ruh! — Laßt mich vielmehr nicht in Ruh, störet, stopfet einmal das Brünnlein, das so ununterbrochen aus meiner Feder quillt. Ich glaube steif und fest, es ist Herzblut; ihr mögt es für Wasser halten, das nun über ein Vierteljahrhundert lang die Welt überschwemmt. Bringet mir neue Anregungen, Eindrücke, Stimmungen, lasset mich von euch und anderen Schönes aufnehmen, und so für eine Weile vergessen auf das Geben; aber stopfet mir meine Produktionslust nicht auf längere Zeit, sonst müßte ich sterben.

Ich habe mich in den ersten Jahren bei jedem neuen Buche, das in die Welt ging, entschuldigt, daß es da war. Aber das ist ein Narr, der sich alle Jahre einmal entschuldigt, daß er existiert. Existieren und dichten ist bei mir eins.

Habe ich eine Arbeit vollendet, so atme ich auf und verspreche mir eine gute, lange Rast; verspreche mir kleine Reisen, frohe Feste in der Familie, geselligen Verkehr mit heiteren Menschen, mit lehrreichen, wissenschaftlichen und unterhaltenden Büchern, verspreche mir Kunst- und Naturgenüsse und was derlei Ideale abgemüdeter Kopfarbeiter mehr sind. Einige Tage geht das Schlaraffenleben ganz gut, mit Heißhunger verzehre ich geistige Nahrung, das Hirn ist wie ein ausgepreßter Schwamm, der sich wieder einmal ansaugen will und ansaugt. Das dauert eine, höchstens zwei Wochen, hernach stellt sich allmählich ein geistiges Unbehagen ein, dem rasch das körperliche folgt. Ich fühle mich verstimmt, unstet, appetitlos für leibliche und geistige Nahrung. Es träumt, es gährt, es jagt sich etwas in meinem Kopfe, und wenn ich nachsehe, was es sei, so finde ich nichts, das Gestalt oder Namen hätte. Eines solchen Tages, zumeist gegen Abend, wenn schon das helle Lampenlicht auf ein weißes Blatt Papier fällt, setze ich mich hin und beginne zu schreiben. Sonst ist die glatte oder störrische Feder oft maßgebend für das Gelingen der Arbeit, und das Sprichwort, das man bei einem gewandten Schriftsteller anzuwenden pflegt: er hat eine gute Feder! ist nicht nur bildlich. Bei einem solchen plötzlich erwachten Arbeitsdrange aber ist jede Feder gut genug, und steht nur erst ein Satz, auch nur ein Wort auf dem Papier, dann belebt sich's, formt sich's, die Stimmung wird zum Gefühle, das Gefühl zum Gedanken, der Gedanke zum Wort, das Wort zur Gestalt. Das Alles aber erst, wenn die Feder schon naß ist oder die erste Zeile auf dem Blatte steht. Es muß ein gewisser äußerer Zwang da sein, der mir das peinigende Ding im Kopfe sich verdichten hilft. Sätze und

Wendungen, die mitunter früher ausgedacht wurden, nehmen sich, wenn sie hernach ohne weiteres geistiges Zuthun abgeschrieben werden, fast allemal hölzern und ungefüg aus, wogegen das, was im Momente des Schreibens entsteht, und im Momente des Entstehens hingeschrieben wird kräftiger und lebendiger erscheint.

Ist aber die Stimmung eine zu günstige, fliegt die Feder zu glatt dahin, so laufe ich allemal Gefahr, geschwätzig und weitläufig zu werden, was erst später beim „Feilen“ oder auch gar nicht bemerkt wird; während, wenn der Stoff einmal lebendig ist, eine gewisse Schwere oder Mühe in der Wahl der Ausdrücke, im Komponieren, ja selbst ein wenig physische Anstrengung im Schreiben, den Text gedrängter und gehaltvoller macht. Je lästiger das Schreiben, desto kürzer sucht man sich zu fassen.

Je größer die Begeisterung für den Gegenstand, desto weniger Sorgfalt hat man für den Stil. Das Versunkensein in den Stoff wirkt selbst oft bei der Korrektur des Bürstenabzuges noch so wesentlich, daß man die blühendsten Satzfehler nicht sieht, welche später als Druckfehler auf den ersten Blick höhnend ins Auge springen. Das Auge des Dichtenden geht nicht auf den Buchstaben — es sieht auf dem Papiere nicht Striche und Wörter, sondern ganz andere Dinge.

Für Plaudereien, Stimmungsbilder, Schilderungen und dergleichen genügt die einfache Angeregtheit. Für Erzählungen oder Aufsätze ernsterer Art muß Stoff und Plan im Kopfe selbstverständlich schon vorhanden sein. Aber auch das gewinnt bei mir erst an Deutlichkeit während des Schreibens; und wäre es im Vorhinein noch so sorg-

fältig durchdacht worden, erst während des Schreibens gliedert sich's und bekömmt Leben. Das Schreiben ist das Schaffen.

Am besten von statten geht mir die Arbeit nach dem Frühstück und nach dem Nachmittagskaffee, besonders aber, wie erwähnt, des Abends bei dunklem Zimmer und der Lampe, an welcher ich fünf bis sechs Stunden thätig sein kann, ohne auch nur im Geringsten zu ermüden. Hingegen darf ich einer solchen, für sich überaus behaglichen Anspannung niemals trauen, weil ihr stets eine Abspannung und Erschöpfung folgt, die um so größer ist, je heftiger und schwungvoller die geistige Thätigkeit gewesen war. Von vielem Einfluß ist mir die Beleuchtung des Zimmers, des Schreibtisches. Wenn die Sonne in das Zimmer oder gar auf den Tisch scheint, ist es mir unmöglich zu arbeiten, und vollends im Freien wäre ich der nötigen Sammlung nicht fähig. Gegen die Sonne kommt mein Lichtlein nicht auf. Hingegen eine Stube, in welcher der Tisch nahe am sonnlosen Fenster steht, so daß das ruhige milde Licht recht voll auf das Blatt fällt, ist mir für die Entfaltung des inneren Lebens günstig. Ich pflege — wie meine Hausgenossen sagen — während des Nachdenkens zum Fenster hinauszublicken, so daß es scheint, ich warte auf Ereignisse, die draußen vor sich gehen sollen, oder ich betrachte die Blätter der Bäume oder die Wolken. Selbstverständlich sieht man nichts, als das geistige Bild, an dem man arbeitet. Am besten dient mir, wenn ich zum Fenster hinausstarre, der neblichte Tag oder die finstere Nacht. Der Lärm auf der Gasse, das Geräusch in den Nebenzimmern kann mich nicht stören, nur muß ich versichert sein, daß die Thür nicht aufgeht. Die Vor-

stellung, daß plötzlich jemand zu mir hereintreten könnte, lähmt mich wesentlich im Denken.

Das Aufreibende einer größeren Arbeit liegt für mich darin, daß ich während deren Dauer — das ist oft wochen- und monatelang — für kaum etwas anderes Sinn und Interesse gewinnen kann. Der Gegenstand meiner Arbeit verfolgt mich immer und überall hin, raubt mir Appetit und Schlaf. Ich suche nichts, als die Einsamkeit, sei es im Hause, sei es auf Spaziergängen, und was mir da begegnet, ich sehe es nur mit halbem Auge, was ich höre, ich höre es nur mit halbem Ohr, ich bin nur ein halber Mensch für meine Umgebung. Die andere Hälfte baut und ordnet und dichtet an dem entstehenden Werke.

Dichter — kleine wie große — werden oft genug befragt, wie sie denn das Ding angingen, daß ihnen was einfiele und daß da was entstünde? Hierin geht's nun aber Jeder anders an, wie man in den Aussagen solcher Leute finden kann. Wer sich für die Werke eines Dichters interessiert, der möchte natürlicherweise auch wissen, wie dieselben gemacht werden; daher ist obige Frage leicht zu verzeihen, und wohl auch, wenn der Poet darauf antwortet, so gut er über seine Arbeitskraft und Arbeitsweise Rechenschaft zu geben vermag.

Ich werde häufig wegen der Entstehung meiner „Schriften des Waldschulmeisters“ befragt. Habe keinen Grund, daraus ein Geheimnis zu machen und will zeigen, wie größere Werke doch ganz anders keimen, als kleine Geschichten und Aufsätze, die oft Gaben der Stimmung und der Stunde sind.

An einem neblichten Märztage 1872 machte ich einen Spaziergang nach Mariagrün bei Graz. Unterwegs fand

ich das frische Blättchen einer Erdbeerpflanze, welchem ich, als dem ersten grünen Blatt des Jahres, meine Aufmerksamkeit zuwendete. Ich betrachtete die Schönheit des Baues, der Zeichnung, der Farbe und dachte: Wenn man so ein einfaches Ding in seinen hundert Einzelnheiten, die den meisten Menschen kaum auffallen, genau und liebevoll beschriebe, und zwar so, als ob es eine Seele hätte, so müßte manche neue Schönheit der Natur aufgedeckt werden. Wenn ich also in Wald und Feld einen Mann herumwandeln ließe, der Herz und Verständnis hätte für solche scheinbar so unbedeutende und doch so wunderbare Dinge, und er beschriebe sie! Und wenn er nicht bloß die kleinen Pflanzen beschriebe, sondern auch die großen, den Baum, den Wald, die Steine und die Felsen, die Thautropfen und die Wildwässer! Und wenn er weiter ginge und Tiere schilderte, kleine und große, die Ameise, den Wolf, den Habicht! Und wenn er noch weiter ginge und auch den Naturmenschen beschriebe, so gegenständlich, als wäre er eine Pflanze, ein Reh! Und wenn er noch weiterginge und darstellte, wie solche Naturmenschen für sich und in Gemeinschaft zusammenleben, wie eine Waldgemeinde ist und wie sie entsteht! Und wenn dieser Schilderer endlich so weit ginge, daß er einen Mann beschriebe, der zur Gründung einer Gemeinde von Waldmenschen Anlaß giebt, deren Gedeihen fördert, deren materielle Vorteile lenkt, deren geistige Bedürfnisse, deren Gemüt weckt und leitet, deren Kinder lehrt, kurz, deren Mittelpunkt wird, bis er selber altert und welkt und hinsinkt, wie dieses Blättchen Erdbeerlaub hinsinken wird im Herbste!

Von diesem Tage an trug ich etwas im Kopfe herum, das mich nicht mehr verließ, das immer wirkte. Was ich

auch dichten und schreiben mochte, es bezog sich unwillkürlich auf den Wald und sein Kleinleben, und auf die Waldgemeinde und den Mann, der sie gründete und ihr Mittelpunkt war. Die losen, scheinbar selbständigen Stücklein, die ich damals in den Blättern abdrucken ließ, es waren lauter Kapitel eines größeren, mir aber selbst noch gänzlich unbekannten Werkes.

Endlich im Hochsommer desselben Jahres, als ich eines Tages von einem Berge niedergestiegen war und ermüdet auf dem Baumstrunke eines tiefschattigen Waldes rastete, zog ich mein Notizbuch heraus, begann den Stoff aufzumerken, zu gliedern, zu ordnen, er weitete sich, vertiefte sich. Ich sah, daß er der vielen Kleinigkeiten und Innerlichkeiten wegen — die für das Nacherzählen zu zart und flüchtig, doch sonst aber so wichtig waren — der Tagebuchform entspreche, und plötzlich war der Titel da: „Die Schriften des Waldschulmeisters".

Obwohl man naturgemäß den Titel sonst nach der Vollendung des Werkes zu bestimmen pflegt, so ist er doch manchmal auch früher da und wird als Leitgedanke Grund und Stab für's Ganze, das sich an ihm zur größeren Einheitlichkeit heranwächst. Als ich im darauffolgenden Winter zur Ausarbeitung des Planes ging, dehnte sich der Stoff während des Schreibens über meine Erwartung: es wuchsen neue Teile und Episoden heraus, die, weil unmittelbar entstanden, mich mehr erwärmten und beseelten als die ursprünglichen Aufzeichnungen, die teils zu Schemen verblaßt waren, während das Neue Fleisch und Blut hatte. So ist in diesem Werke Manches, was ich anfänglich als nebensächlich betrachtete, zum Grundmark geworden, während in demselben die Beschreibung der Erdbeerblätter,

des Thautropfens u. s. w. sehr untergeordneter Natur wurde.

Jahrelang hatte ich die Gewohnheit, alles, was mir auf meinen ländlichen Spaziergängen auffiel und einfiel, ins Notizbuch zu schreiben, um es demnächst zu verarbeiten. Aber wenn ich dann etwas aus dem Innern heraus dichtete und dergleichen Notizen hinein verwob, um sie anzubringen, so wurden das allemal Zuthaten, die nicht recht paßten oder zum mindesten überflüssig schienen; sie waren eben nicht organisch aus dem Stoff hervorgewachsen. Ja sie leiteten mich sogar von der eigentlichen Sache ab und wirkten fast immer störend. Seitdem ich das erkenne, habe ich die Notizjagden aufgegeben. Ich betrachte nichts mehr in der Absicht, um es litterarisch zu fassen; was von der äußeren Welt unwillkürlich durch die Sinne einzieht, das wird drinnen sein, dort mit mir verwachsen und wenn ich es brauche, aus dem Innern hervorkommen.

Seit in meinen Rocktaschen weder Notizbuch noch Bleistift zu finden ist, beginnt sich mein Gedächtnis zu stärken, das sich sonst gerne nur auf das Aufschreiben verlassen hatte. Was vergangene Erlebnisse betrifft, weiß der Mensch nicht immer, was er weiß. Dafür sind mir Gespräche über Bauerntum und Dorfleben ersprießlich, wobei ich ins Erzählen komme und mir Erinnerungen wach werden, die ohne äußere Anregung sicher begraben geblieben wären. Eine von Natur etwas schwerfällige Geistesthätigkeit bedarf solcher Triebfeder, und selbst wenn's die eigene Zunge wäre.

„Ich weiß das, denn ich hab's erzählen gehört."

„Von wem?"

„Von mir selber."

Klingt das nicht bedenklich? Und doch kann es mit rechten Dingen zugehen. Die Zunge, wenn sie einmal im Schwunge ist, macht das Pendel des Gehirnes und rückt dort den Zeiger der Erinnerung vor und auf Mancherlei, was sonst verborgen geblieben wäre. Was Einfälle anbelangt, so kann eine plötzlich glänzend aufsteigende Idee sich mitunter wieder rasch verflüchtigen; es war nur eine momentane inhaltslose Blase gewesen.

Vieles, was ich schrieb, habe nicht ich gedichtet, hat sich vielmehr in mir selbst gedichtet, ohne sich leiten zu lassen von Erwägungen und Absichten. Als ich begann, war es Dieses, und als es fertig geworden, war es Jenes.

Leider habe ich an mir die Erfahrung machen müssen, daß das Studium aus Büchern, es mag der Gegenstand wie immer sein, gar wenig fruchtend auf meine Schaffenskraft wirkt, dieselbe eher lähmt und mich befangen macht. Auch was mir von anderen Leuten zur etwaigen Bearbeitung mitgeteilt wird und selbst wenn es aus jenen Kreisen wäre, wo ich Bescheid weiß, vermag mich nur selten entsprechend lebhaft zu begeistern. Nur unmittelbar Erlebtes, oder was mir plötzlich blitzartig durch den Kopf geht, das zündet und entwickelt sich. Andererseits wieder vermisse ich die Vorteile des systematischen Unterrichtes und Studiums, das schon von Kindheit auf den Geist gelenkig macht, in hohem Grade. Man ist unbeholfen im Theoretischen, in der Anordnung; vollends das Nachschlagen in Hilfsbüchern macht Schwierigkeiten, weil man die Bücher, die Quellen nicht kennt.

Worin meine bescheidene litterarische Ausbildung besteht, ich weiß es eigentlich selbst nicht, und wovon ich sie

habe, das weiß ich noch weniger. Die Lehrbücher der Poetik, die geschriebene Kritik, die Urteile des Publikums wirkten auf mich fast gleich Null. Höher schlage ich das Lesen jener Autoren an, mit denen man naturverwandt ist, so daß man sich anfangs zu ihnen hingezogen fühlt und sie als Vorbilder wählt. Große Klassiker oder sonst Schriftsteller, die eine mir ferneliegende Richtung verfolgen, haben mich nie gefördert. Bei meinem leicht zu entmutigenden Charakter mußte das Ziel nicht zu weit und nicht zu hoch gesteckt sein, und mußte mir die Möglichkeit einleuchten, es ebenso gut oder besser machen zu können, als mein Vorbild war. Daß man sich vor dem Nachahmen seiner Lieblingsschriftsteller zu hüten hat, versteht sich von selbst. Vorbilder müssen fördern, ohne die Ursprünglichkeit und Originalität, wenn eine da ist, zu beeinträchtigen. Am meisten zugute gekommen sind mir stets persönliche Besprechungen mit Freunden. Ein einziges lebendiges Wort bekommt mir besser als ein ganzes Buch, das mich belehren soll. Alles in allem genommen, ist es wohl die aus vielseitiger Erfahrung reifende Selbsterkenntnis, die den Geschmack und den Takt des Schriftstellers läutert und bestimmt. Ich rufe sie an, sie hat an mir noch manches zu vollbringen!

In früheren Jahren habe ich alles zwei und dreimal geschrieben, gewöhnlich in der Absicht, um den Stil zu glätten und beim Umarbeiten einzelne Partien weiter und bedachtsamer auszuführen. In den meisten Fällen mochte das gewiß sehr zweckmäßig gewesen sein, mitunter hat sich aber in der neuen Bearbeitung auf Kosten des Natürlichen und Unmittelbaren die Künstelei eingenistet. Heute schreibe ich kleinere Sachen nur einmal, lasse aber auf

dem Blatte Papier Raum frei zum Feilen, Ausbessern und Einschalten, für die Möglichkeit, daß mitunter noch ein leidlicher Einfall nachgehinkt kommt, der die Arbeit vervollständigen kann.

Schriftsteller, die sich ja unterfangen, über alles zu schreiben, und auch noch über einiges andere, sollten, meint man, eine große Auswahl an Stoff haben. Und doch haben sie die Wahl nicht. Sie müssen das nehmen, was sie angeflogen, ja gewissermaßen befruchtet hat, was sie anregt, was sich in ihr Gemüt gesetzt hat. Vor einiger Zeit bin ich gefragt worden, wann der Dichter lebhafter fühle, beim Erleben des zu Schildernden oder beim Schildern des Erlebten? Nach meiner Erfahrung mußte ich beziehungsweise antworten: Beim letzteren. Die Einbildung wird manchmal Erlebnis und beim Erwachen ins reale Sein findet man sich kaum zurecht im eigenen Zimmer.

Indes geht dieses Versunkensein in den Gegenstand nicht so weit, daß z. B. eine zu schildernde Gefahr mich in Angst, ein Unglück in Aufregung, eine Liebesscene in Inbrunst versetzen könnte. Das Gefühl ist anderer Art, ich möchte es ein objektives Gefühl nennen, wenn dieser Ausdruck nicht gar so ungereimt wäre. Besonders nervösen Naturen kann es freilich passieren, daß dieses Mitleben mit der entstehenden Erzählung zu mächtig wird und die Gegenständlichkeit derselben gefährdet; was man in solcher Verfassung schreibt, mißlingt. Seines Stoffes Herr zu sein und zu bleiben, das ist Hauptsache.

Bisweilen kommt der Dichter in die Lage, Stoffe zu behandeln, die ihn gar nichts angehen, Gefühle zu äußern, die er gar nicht hat, Gedanken zu haben, die er erst suchen muß. Um Gelegenheitsgedichte, Festspiele, Sinnsprüche

aller Art wird er angegangen, und hier zeigt sich's, ob er sein Handwerk auch gelernt hat und Bestellungen auf seinen Witz annehmen kann. Mußdichtungen gehen bei mir ganz anders vor sich, als die freiwilligen, da wird nach Ideen gejagt und nach wohltönenden Worten gesucht, die über den Mangel des Gefühles hinwegtäuschen sollen. Bei solcher Gedankensuche muß der Körper in mäßiger Bewegung sein — am besten ein Spaziergang — bei welcher leichten Erschütterung etwaige Fragmente sich im Gehirne loslösen und wie Eiszapfen klingelnd zu Boden fallen. Das Gedicht, der Spruch braucht ja nicht lang zu sein, heißt es tröstend; als ob es der Umfang machte, wie bei einer Kuhhaut! Mit wenigen Worten etwas Rechtes zu sagen, das ist eben die Kunst. Übrigens braucht's in solchen Sachen gemeiniglich nichts Rechtes zu sein, wenn's nur klingelt. Schlaflose Nächte werden dazu hergenommen, um nachzudenken, aber die Gedanken, die in liegender Stellung entstehen, im Dunkel der Nacht leuchten, sind, bei Tage betrachtet, zumeist sehr hinfällig und verblaßt. Doch der Termin verstreicht, die Festpersonen erwarten vom Schuster die neuen Stiefel und vom Dichter das Festgedicht, was bleibt diesem übrig, als schließlich fadenscheiniges Zeug auf ein solides Metrum zu haspeln — und das Opus ist fertig.

Wenn das, was *fertig* ist, nur immer auch *vollendet* wäre!

II.

Hier noch etwas von der Art und Weise, wie ich schreibe, feile und Verbesserungen anbringe. Sie meinen, Verehrteste, „es wäre alles so einfach und leicht hingeschrieben

wie ein erster wohlgezielter Wurf", und als wandere gleich alles nach der ersten Niederschrift in die Druckerei. — Dem ist wohl bei größeren Arbeiten nicht so. Lassen Sie sich sagen, wie vielfach ich mich mit einem umfangreicheren Werke beschäftige. Nehmen wir zum Beispiel den Roman „Das ewige Licht". Wenn die Sache im Kopfe so weit fertig ist, daß ich anfangen kann an die Ausarbeitung zu denken, dann schneide ich mir Kanzleipapier in Quartblätter, deren etwa fünfhundert Stück. Das Blatt wird nur auf einer Seite beschrieben und links ein Rand freigelassen. Ich beginne die Schrift anfangs des Jahres 1894, und in drei Monaten ist das Werk fertig. Ach, fertig! Jetzt beginnt erst das schwere Arbeiten, die erste Niederschrift war ja nur ein freudiges Schaffen, ein fast leidenschaftliches Selbstgenießen dessen, was innerlich lebendig geworden. Allerdings war ich während der Zeit für alles andere nicht vorhanden. Wenig Eßlust, wenig Schlaf, nicht das mindeste Interesse für äußere Eindrücke aus Gesellschaft, Natur oder Kunst, ganz unfähig für Geselligkeit — nur allein sein mit dem Gegenstande. Eine glückselige Zeit, aber man wird sehr mager dabei.

Nun ist die Rohschrift fertig, nun beginnt die weitere technische Arbeit. Durchlesen des Werkes, Feilen. Kaum ein Satz ist ganz ohne Fehler, oder er ist unklar, oder er steht nicht an der richtigen Stelle, oder er ist eine Banalität, verdirbt die Stimmung, stört den richtigen Eindruck des Ganzen; also diese Sätze streichen, neue hinschreiben links am Rande, ganze Seiten wegwerfen, neue einfügen. Das ist eine Arbeit von etwa vier Wochen. Dann kommt das Werk für den ersten Abdruck in die Druckerei. Nun wird in den Korrekturabzügen das Ganze noch einmal.

und zwar genau, Buchstabe für Buchstabe, durchgelesen, es werden typographische Fehler korrigiert. Es werden wieder Sätze gestrichen und neue eingefügt, es treten stilistische Mängel in den Vordergrund, die der Autor im Manuskript oft nicht gesehen hat, das alles wird verbessert.

Endlich ist „Das ewige Licht" in der Zeitschrift gedruckt, es scheint fertig zu sein. Welch ein Irrtum! Jetzt erst im Drucke tritt mir das Werk objektiv entgegen, ich sehe es mit ganz anderen Augen als früher, ich sehe große Mängel und Fehler, ich sehe schöne Möglichkeiten, die Dichtung zu erweitern, zu vertiefen. Allerhand fällt mir ein, was dazugehört, um sie vollkommener zu machen. Durch Gespräche mit andern darüber wird mir auch manches klar, das Werk wächst neuerdings aus sich hervor. Ich setze mich hin, schneide wieder Quartblätter, aber mehr als fünfhundert, und beginne scheinbar, das gedruckte Werk abzuschreiben. Es ist aber durchaus kein Abschreiben, es ist eine völlig neue Bearbeitung. Gar selten ein Satz bleibt stehen in seiner ursprünglichen Form, große neue Teile werden eingefügt, die Naturbeschreibung wird anschaulicher gemacht, die Charakterschilderung plastischer gestaltet, die Ereignisse und Handlungen werden sorgfältiger motiviert, persönliche Stimmungen des Verfassers, die sich ursprünglich so gerne vordrängen, werden in den Hintergrund geschoben, auffällige Tendenz wird gemildert. Es läßt sich ja nicht sagen, was da alles geändert wird. Ist nun das Werk dieses zweite Mal neugeschrieben, was längere Zeit als das erste Mal in Anspruch nimmt, dann wird es durchgelesen und am Rande links werden Einschaltungen gemacht, wie das erste Mal. — Ist das alles geschehen, dann kommt das Manuskript in die Druckerei, um es als

Buch zu drucken. Ich bekomme zwei Korrekturen, eine in sogenannten Fahnen und eine in Buchform umbrochen. Das Werk wird jetzt also von mir noch zweimal gründlich durchgelesen und sorgfältig korrigiert, wobei es wieder ohne kleine Verbesserungen nicht abgeht. — Und so bei jedem späteren Neudruck, falls es sich als nötig oder erwünscht zeigt. Ich betrachte es nicht allein als eine ernste Pflicht, die litterarischen Werke so fehlerfrei und vollkommen als möglich in die Welt zu geben, es ist mir auch ein inneres Bedürfnis, das zu thun. Es ist nicht allein die Achtung vor der Lesewelt, es ist auch die Liebe zu meinen Schriften, die mich zwingt, sie mit allem Fleiße nach meinem Wissen und Können zu vollenden. Es bleibt immerhin noch genug zu wünschen übrig.

„Das ewige Licht" ist also zweimal geschrieben und fünfmal vom Verfasser gelesen und korrigiert worden, bevor es das erste Mal als Buch erschien. — Ähnlich vollzieht es sich mit anderen meiner Romane; ja selbst bei Zeitungsabdrücken erbitte ich mir stets eine, manchmal auch zwei Korrekturen. Auf solche Weise ist manches meiner Werke zehnmal, ja auch zwölfmal vom Autor revidiert worden, und wie ich und andere glauben, nicht zu seinem Nachteil. Auch pflegen die Verleger solche Autorenrevisionen sehr zu wünschen, weil ihnen schon im Interesse ihrer Firma darum zu thun sein muß, ihre Verlagswerke möglichst fehlerfrei und formenrein in die Öffentlichkeit zu geben.

Der Laie wird es nicht begreifen, wie man etwas zehn- und zwölfmal revidieren und doch immer noch Fehler übersehen kann. Und daß er's nicht begreift, begreife ich; ich begreife es ja selbst nicht.

Vielleicht gelingt's aber doch, die auffallende That-

sache einigermaßen begreiflich zu machen. Ich habe oben eigentlich nur die handwerksmäßige Seite der Sache besprochen und die inneren Vorgänge beim litterarischen Produzieren zu wenig oder gar nicht ans Licht gehoben. Ich habe nicht gesagt, daß beim Dichten das Schreiben lediglich der Hand überlassen wird, ohne alle Aufsicht. Das Auge schaut zwar scheinbar hin auf die entstehenden Wörter und Zeilen, sieht sie aber kaum. In Wirklichkeit ist dieses Auge ganz nach innen gewendet, wo die Ereignisse vorgehen. Da sind alle Sinne zusammengelaufen, schauen und hören zu, thun mit und gehen gleichsam in Gestalten über, die draußen auf dem Papier in der Eile angemerkt werden müssen, ehe sie sich verflüchtigen. Das soll die Hand besorgen und sie thut, was sie will, das eine Wort schreibt sie richtig, das andere gefehlt, je nachdem sie's in der Übung hat. So geht's wenigstens bei mir vor sich, bei dem die Absicht richtig zu schreiben zwar groß, aber der Drang richtig zu dichten, noch größer ist. Wenn ich bei einer poetischen Arbeit Zeit habe, auf die Korrektheit der Schreibung zu achten, dann mag ich das Zeug lieber in die Faust ballen und damit nach Spatzen werfen — es wird nichts.

Aber nachher beim Durchlesen wird der Verfasser die äußeren Fehler doch sehen! Nein, er sieht sie auch beim Durchlesen nicht. Er hat immer nur die Bilder der Seele vor seinem Auge. Es ist wie beim musikalischen Menschen, der mag ein Lied noch so fehlerhaft singen, er hört nicht die Fehler, er hört das Lied in seiner Vollendung. Es ist wie beim Redner, der hört nicht das Stottern, nicht die unrichtigen Ausdrücke seiner Rede, er hört das, was er sagen will.

Aber wenn es der Autor wiederholt liest, in der Absicht, die Fehler auszubessern? — Nun, der Dichter versteht unter Korrektur sein Besonderes. Er versteht darunter nicht die Ausstreichung und Verbesserung von Schreib-, Sprach-, Druckfehlern, das kann jeder Korrektor, jeder Schulmeister. Er nimmt den Revisionsbogen seines Werkes zur Hand, in der Absicht, Fehler der Dichtung zu verbessern, neue Schönheiten und Wirkungen hineinzulegen, kurz, sie innerlich zu vervollkommnen. Dann treten die Bedenken, Erwägungen heran, Konflikte tauchen auf, ob das künstlerisch so oder anders, und wie zu machen sei. An alle Vermeidung von Widersprüchen muß gedacht werden, an Fernhaltung von Unwahrscheinlichkeiten, Geschmacklosigkeiten, wie sie in plötzlichem Einfall manchmal aus der Feder springen. Und wenn Bua und Dirndel selbander lustig durch Wald und Fluren laufen im Buch, da hat der wachsame Poet nicht Zeit, auf Druckfehler zu achten. — Bleibt doch einige Aufmerksamkeit übrig, so wäre sie auf den einfachen, klaren Sprachstil, auf Ausrottung von Fremdwörtern u. s. w. zu richten. Lieber Himmel, wie kann man alles aufzählen, was in einem Poetenkopfe vorgeht, während er bei seinem Revisionsbogen sitzt! Sieht er zwischen all den krausen Dingen durch wirklich einmal ein umgekehrtes u, oder eine falsche Endung, oder ein fehlerhaft geschriebenes Wort, natürlich wird der Unhold sofort niedergestochen mit dem Bleistift — aber nebenbei drücken sich kichernd die anderen unsichtbaren Fehler und sie tanzen erst später keck vor den Augen des unglücklichen Autors, wenn sie durch die Presse auf tausenden von Exemplaren festgenagelt sind.

Solange der Verfasser noch ein dichterisches Interesse

an seinen Werken hat, solange ist und bleibt er ein schlechter Korrektor äußerer Fehler. Er sieht sie nicht.

Wenn ich ein Buch von mir jahrelang nicht mehr revidiert habe, so wirkt es dann bei dem nächsten Durchlesen auf mich fast wie eine Neuheit. So schlecht ist mein Gedächtnis, daß ich bei mancher Novelle, die einst von mir selber geschrieben wurde, in der höchsten Spannung bin, wie sie ausgeht. Daß man in solchem Zustande die Jagd nach Druckfehlern leicht vergißt, ist begreiflich. Nun findet schon der Verfasser die Fehler nicht, so findet sie gewiß nachher der Leser. Der findet alle, und noch einige dazu.

III.

Nun noch ein Wort über das für Manchen so geheimnisvolle K, das früher in meinem Namen stak.

„Wer sich einen Namen gemacht hat, der kann ihn auch schreiben wie er will," sagt Hamerling. Er selber hatte seinen ursprünglichen Namen Rupert Johann Hammerling in Robert Hamerling verändert. In Ausnahmefällen und bis zu einem gewissen Grade geht das, im weiteren dürfte freilich auch die Behörde ein Wort dreinreden wollen. Ich habe meinem Namen schon in früher Jugend, als er noch sehr schwach war, ein s ausgebrochen und ein K eingesetzt. Das ist aber nicht aus Übermut geschehen, sowie es später wieder nicht aus Übermut geschah, wenn ihm das K weggenommen ward. Es hatte beides seine Gründe.

Mein Name ist Peter. Da gab es nun in meiner Heimatsgegend nicht weniger als fünf oder gar sechs Leute, die Peter Roßegger hießen. Sie waren nachweisbar gar nicht alle verwandt miteinander und wir genierten uns

weiter nicht. Als ich aber ins Alter eingetreten war, wo man anhebt, mitzuthun, hub die löbliche Post an, mir Briefe zu schicken. Da schrieb zum Beispiel ein Bauer, er müsse mich auf Wildschadenersatz klagen, denn die Hasen und Rehe fräßen ihm das Kraut. Eine Weibsperson ließ mir schreiben, daß ich nicht gar so stolz sein solle und mich doch wieder einmal anschau'n lassen möge. Ein Wirt teilte mir mit, daß er die Zechschuld, wenn sie nicht binnen acht Tagen bezahlt werde, dem Notare übergebe. Und ich war ganz unschuldig, ich war nicht der Peter Roßegger, der als herrschaftlicher Jäger die Wildschäden zu verhüten oder zu vergüten hatte; war nicht der Peter Roßegger, der in untreuem Stolze sich nicht mehr anschauen ließ, war nicht der Peter Roßegger, der beim Wirt auf dem Kerbholz stand. Ich war der einschichtige Waldbauernbub auf der Höhe, der dem Schullehrer in Kathrein manchmal um Bücher schrieb. Und wenn die Bücher geschickt wurden, so fanden sie mehrmals den Richtigen nicht, kamen an den Jäger oder an einen anderen Namensbruder, der sich über das Zeug ärgerte, weil der Mensch was Besseres zu thun hat, als „büchelgucken wie ein Herrischer". „Der Waldbauern Peterl, der mag's thun, der ist halt ein anderer Leut," hieß es. Also mußte sich dieser andere Leut um einen anderen Namen umschauen.

Von dem einen Namensbruder hatte ich erfahren, daß er ein „Petri Stuhlfeier" war, der zweite war ein „Peter und Paul", der dritte ein „Peter Domianus". Ja, wenn das gilt, daß man sich nach seinem besonderen Kirchenkalenderheiligen oder Feste nennen darf, dann bin doch ich mit meinem Namenstag am 1. August ein „Petri Kettenfeier"! — Gedacht, gesagt, geschrieben. Am 1. No-

vember 1862 erklärte ich feierlich in der damals von mir herausgegebenen Handschrift: „Fröhliche Stunden" (vierter Jahrgang), daß ich mich von diesem Tage an mit P. K. R., das ist Petri Kettenfeier Rosegger, unterschreiben würde.

Seither sind mehr Jahre vergangen, als das deutsche Kartenspiel Blätter hat. Ich habe das Spiel des Lebens tapfer mitgemacht und meinen Namen eingesetzt für Gutes und bisweilen auch für minder Gutes, im ganzen aber — wie mich dünkt — das Spiel nicht verloren. An meinen Namen Petri Kettenfeier haben sie Lobsprüche geheftet mehr als zuviel, haben sie Lorbeerkränze gehangen, mehr als er tragen konnte, und doch that ich ihn wieder ablegen. Das Kettenfeier, dessen K auf allen meinen älteren Büchern stand, ließ ich weg, um in Zukunft wieder meinen alten einfachen Peter hinzuschreiben, denn jene Namensvettern sind mir nicht mehr gefährlich. Größtenteils sind sie schon eingerückt beim heiligen Petrus, und wenn der Rest nachkommt, so wird der ehrwürdige Pförtner bei seinen Namensbrüdern sich nicht irren, wie einst der Briefträger von Sankt Kathrein, wird jedem seinen Platz anweisen, den er verdient. Der Grund für den Kettenfeier war also gefallen, hingegen waren allmählich Gründe gegen ihn aufgetreten. Lange Jahre hatte man sich um die zwei Buchstaben P. K. nicht viel gekümmert, endlich wollten sich die Leute dabei doch auch etwas denken und so erfuhren die beiden Zeichen verschiedenerlei Deutungen. Sie nannten mich Peter Karl, oder Peter Konrad, oder Professor Karl, oder Pater Karl. Das P. Karl Rosegger wiederholte sich auf den Briefumschlägen recht häufig, auch an Pastor Karl war mancher gekommen. Als die Leute endlich auf das Petri Kettenfeier verfielen, schienen

sie über den wunderlichen Namen nicht wenig verwundert zu sein. Etliche meinten, ich hätte diesen Namen in Hinblick auf den nordischen Dichter Burns angenommen, der in einem seiner schönsten Gedichte den Petri Kettenfeier zu Ehren brachte. Daß der Name im Kalender der katholischen Kirche zu suchen sei, fiel den wenigsten ein. Als ihnen aber das Wort einmal mundgerecht war, wollten sie es auch ordentlich ausnützen und jetzt hub der Kettenfeier an, den Rosegger zurückzudrängen. Der letztere Name wurde einfach ausgelassen. Der aber will sich das nicht gefallen lassen und beruft sich auf seine angestammten Vorrechte.

Mit Vollendung des fünfzigsten Lebensjahres hatte sich manches geändert und wenn der Kettenfeier aus obigen und vielleicht auch noch anderen Gründen verabschiedet ward, so sagte ich gleichzeitig manchem Jugendideale, aber auch mancher litterarischen Jugendeselei Lebewohl. Andererseits kehre ich mit Wiederaufnahme meines ursprünglichen Namens gleichsam auf die Scholle meiner Kindheit zurück. „Peter“, unter diesem Namen, den die Mutter gab, fühl' ich mich heimlich. Liebe Freunde sollen mich bei diesem Namen rufen, auf den Titelblättern meiner neuen, reiferen Bücher soll er zu lesen sein und auf meinem hölzernen Grabkreuze soll nichts stehen als: Peter Rosegger.



Meine Verleger.

In bäuerlicher Hausbackenheit hatte ich mir's gleich anfangs gesagt: Dichten mußt du. Aber schriftstellern und drucken lassen nur, wenn du mit den Deinen davon leben kannst. Wenn nicht, denn nicht. Dein Bestes sollst du leisten, dann aber auch nicht blöde sein im Zugreifen um dein redlich Teil. Poeten und Künstler sollen sich hüten, den Leuten je zur Last zu fallen. Betteln müssen ist nicht ästhetisch. — Gesellschaftlich frei sein! Du erlangst dieses Ideal nur auf wirtschaftlicher Grundlage. Aber du verstehst nichts vom Geschäft, denn deine handelsakademische Bildung ist flöten gegangen, und diese Musikantin gäbe zur Lyra ein abscheuliches Konzert.

Also der Geschäftsfreund, der Verleger. Man findet ihn manchmal, ohne viel zu suchen. Im Laufe der Zeit werden ihrer mehrere und unterschiedliche.

Begonnen sei die flüchtige Übersicht mit dem Verlage meines „Heimgarten". Das ist die alte, für Steiermark vielfach verdiente Grazer Firma „Leykam", bei der im Jahre 1864 mein erstes Gedicht erschienen ist. Später übernahm sie den Verlag meiner Schriften in steierischer Mundart, deren erstes Bändchen „Zither und Hackbret" im Jahre 1869 beim wackeren Josef Pock in Graz aufgelegt worden war. Pock hatte bald hernach sein Ge-

schäft an Leykam verkauft und dafür eine Champagnerfabrik gegründet. Mit diesem Geiste konnte er des Dankes der Mitbürger sicherer sein, als mit dem litterarischen. Im Jahre 1876 begann ich bei „Leykam" den „Heimgarten" herauszugeben und stehe mit diesem Hause seit länger als dreißig Jahren in angenehmen Verkehr.

Den Buchverlag meiner hochdeutschen Schriften hat mein Geschick im Laufe der Zeit auf drei andere Häuser übertragen, und zwar von 1870—1878 auf Gustav Heckenast in Pest, von 1880--1893 auf A. Hartleben in Wien, und seit 1893 auf Ludwig Staackmann in Leipzig.

Ende der Sechzigerjahre war's, als ich über meinen Lieblingsdichter Adalbert Stifter einen schwärmerischen Aufsatz veröffentlicht hatte. Daraufhin ließ mir der Verleger Stifters, Gustav Heckenast in Pest, ein warmes Schreiben zugehen, aus dem zu ersehen war, daß dem Pester Großverleger, dem die deutsche Litteratur viel und die ungarische noch mehr verdankte, der neugebackene Schriftsteller aus den steierischen Bergen nicht mehr unbekannt war. Und er schrieb, falls ich ein neues Buch unter der Feder hätte, für welches etwa noch keine Bestimmung getroffen wäre, dasselbe seinem Verlage anzuvertrauen. Wann hat ein junger Dichter ein neues Buch nicht unter der Feder? Ein Band „Geschichten aus Steiermark" lag da, wegen der großen Kriegsunruhen des Jahres Siebzig verzichtete „Leykam" recht gerne auf mein hochdeutsches Werk, und so ist mir Heckenasts Einladung sehr gelegen gekommen. Innerhalb der neun Jahre sind bei Heckenast von mir neun Werke in dreizehn Buchbänden und acht Jahrgänge des von ihm angeregten und von mir redigierten, größtenteils auch selbst geschriebenen

Volkskalenders „Das neue Jahr", nebst einer Jugendausgabe erschienen. Aber höher noch als den werkthätigen Verleger, unter dessen Ägide mein Name bekannt wurde, und dessen Fürsorge für den Autor mir schon nach wenigen Jahren den Bau eines Wohnhauses in Krieglach ermöglichte, schätze ich die persönliche Freundschaft des ausgezeichneten Mannes. Er war dem ungeschickten, leichtbeweglichen Geschichtenschreiber, der arglos in einer lockenden Welt stand, Ratgeber und Führer. Schon im Jahre 1871 schrieb der Chef des berühmten Verlagshauses an den schüchternen Menschen aus dem Waldlande: „Mein lieber junger Freund! Nehmen Sie doch ja keinen Anstand, mich jetzt und in aller Zukunft auch, ganz schlechtweg Ihren lieben Freund zu nennen. Wir wollen bei der Verschiedenheit unseres Alters nichts abwägen, als die Intensität unserer freundschaftlichen Gefühle, und darin möge jeder trachten, es dem anderen gleichzuthun." Und in einem nächsten Briefe heißt es: „Meinem Gemüte thut es wahrlich wohl, gleichsam eine Nachfolge und einen Ersatz zu finden für das innige Verhältnis, welches mich mit Adalbert Stifter bis zu seinem Tode verband, indem ein junger Geist, der in dieselben Bahnen lenkt, ein jugendlich frisches Gemüt, das in gleicher Tiefe dichterisch erglüht und ein Herz, das in gleicher Güte und Reinheit für die edelsten Güter der Menschen strebt, sich mir anschließt, und die Tage, die mir in diesem Leben noch übrig sind, durch solchen freundlichen Anschluß erhellen will."

Man kann sich denken, wie erhebend und ermutigend solche Worte auf den oft zagenden und an sich zweifelnden Burschen gewirkt haben. Bestrebt habe ich mich stets, dieser vertrauenden Hingabe würdig zu werden, aber nie

konnte ich ihm das sein, was er mir gewesen. — An meinen Produkten war wohl mancherlei auszustellen, er that es mit tiefem Verständnisse und mit größter Zartheit. Er hat mich vielfach vor litterarischen Abwegen behütet, vor Versuchungen, die damals mit klingenden Schmeicheleien von allen Seiten auf den anstrebenden Litteraten herankamen. Stets suchte er den edelsten Regungen Nahrung zu geben, die Flamme des Ideals zu nähren. So schrieb er eines Tages: „Wie möchte ich Ihnen in Freundschaft die Hand drücken, da ich immer wieder erfahre, daß Sie in den höchsten und reinsten Regionen die Dichtkunst gerade so empfinden wie ich! Wie wohlthuend ist solche Verwandtschaft der Gefühle in einer Zeit namentlich, wo sich der größte Teil derjenigen, die für hochgebildet gelten, ja, die heute den Ton angeben, in den Verirrungen eines traurigen Modegeschmackes gefällt. O, lassen Sie sich doch ja nicht irre machen, mein verehrter Freund! Nur der sich zum reinen Äther der Dichtkunst zu erheben weiß, der lebt fort in den Höhen und streut seine Himmelsblumen nieder auf die Menschheit von einem Geschlecht zum anderen. Haben Sie Vertrauen zu sich, mein Freund, Sie sind ein geborener Dichtergeist, werfen Sie Ihr Geschenk Gottes nicht auf den Markt, um die rohe Menge damit zu erlustigen, sondern pflegen Sie das Gold Ihres Herzens und gehen Sie mit aufgeschürzten Armen an die schwere Arbeit des Künstlers, der für jede Blüte seines Geistes die edelste Formgebung zu erringen sucht." — Ist das die Sprache eines Geschäftsmannes? Nein, das sind Worte des Lehrers. Wo er an den ersteren meiner Bücher zu tadeln fand, da war er doch auch wieder nicht so rechthaberisch, um seine Änderungsvorschläge für maß-

gebend zu halten. „Ich verlege Ihnen das Werk ja selbstverständlich unter allen Umständen,“ schrieb er, „auch wenn Sie meine Rathschläge nicht befolgen, denn am Ende ist der Instinkt des Schaffenden immer noch bedeutsamer, als das Sehen des Kritikers, der ich obendrein gar nicht bin und auch nicht sein will.“ „Die Schriften des Waldschulmeisters“ waren das erste Werk, in welchem Heckenast mich für selbständig hielt und seit diesem hat er, wie er später schrieb, sich ängstlich gehütet, mich zu beeinflussen. — Dagegen erwies er mir die Ehre, bei neuen Stifter-Ausgaben meinen Beirat zu heischen, so besonders bei der Kürzung des „Nachsommers“, den wir zusammen im Sinne des heimgegangenen Dichters durchgeführt haben.

Ich besitze von Gustav Heckenast mehr als zweihundert Briefe, die alle gleiche Wärme, Güte und Weisheit atmen. Er freute sich an meinen litterarischen Erfolgen, die von Band zu Band weitere Kreise zogen. Er nahm innigen Anteil an meinen persönlichen Geschicken und an seinen Briefen besitze ich ein mitlebendes Tagebuch über meine Bestrebungen, Lebensereignisse, Freuden und Leiden jener Zeit. Wie herrlich sind die Briefe, die er mir nach dem Tode meiner Mutter im Jahre 1872 schrieb, die er mir ein Jahr später zu meiner Verlobung und Vermählung sandte, und wie edel, tröstend und stützend die Worte, die er mir zwei Jahre später zugerufen hatte, als der schwerste Schlag meines Lebens mich getroffen! — So verwuchs ich immer inniger mit diesem Manne. Oft besuchte ich ihn in Pest, auf seinem Landgute Maroth bei Gran, bei seinen jeweiligen Aufenthalten in Wien und endlich in Preßburg, wohin er, sich vom großen Geschäfte zurückziehend, im Jahre 1875 übersiedelt war. Mehrmals ist er auch nach Steier-

mark gekommen, wir machten zusammen Gebirgspartien, wobei ich immer neue Vorzüge an ihm wahrnahm. Er war eine vornehme Natur durch und durch, sowohl in seinen Manieren, als auch in seinem Wirken und Genüssen. Er war gleich empfänglich und verständnisvoll für Naturschönheit, für Musik und Malerei, wie für Litteratur. Und trotz aller Pflege des Schönen, trotz des riesigen geschäftlichen Wirkungskreises blieb ihm noch Zeit und Herz für seine Freunde. In seinem Hause herrschte Gastfreundschaft im feinsten Sinne, es war ein behagliches, sorgloses Sein in dieser Atmosphäre des Schönen und Guten.

Im Jahre 1878 begann der alternde Freund zu siechen. Er rief mich nach Preßburg, ich fand den sonst so stattlichen Mann körperlich gebrochen, aber sein Gemüt war noch frisch. Er widmete mir den Abend ganz allein, er hatte mancherlei Pläne für neue Ausgaben meiner Schriften. Aber als ich ihn in später Nachtstunde verließ, um am nächsten Frühmorgen nach Graz zurückzureisen, hielt er lange meine Hand und sprach mit seltsamem Nachdruck: „Was Sie, mein theuerer Freund, beginnen mögen, ich wünsche Ihnen das reinste Glück auf Erden!“ — Ein paar Wochen später, am 11. April, die Nachricht von seinem Tode.

Wer mehr von der Persönlichkeit dieses Mannes wissen will, der lese die in drei Bänden gedruckten Briefe von Adalbert Stifter. Der größte Teil dieser Briefe ist an Gustav Heckenast gerichtet, als rührendes Denkmal, das ein edler Dichter einem edlen Verleger gesetzt!

Nach dem Tode Heckenasts kam der Verlag in fremde Hände. Mir waren schon früher die Verlagsfirmen George Westermann in Braunschweig und Otto Janke in Berlin

freundlich genaht, nun kamen Duncker & Humblot in Leipzig und Hermann Manz in Wien, bei welchen ich einzelne Bände erscheinen ließ. An die Stelle all dieser Firmen ist dann die rührige Buchhandlung A. Hartleben in Wien getreten. Letzterer ist eine große Vertriebsthätigkeit nachzurühmen, die bei meinen Werken besonders in Österreich von Erfolg war.

Im Jahre 1893 machte ich durch Freundesvermittlung die Bekanntschaft mit Ludwig Staackmann in Leipzig, dem Verleger Spielhagens. Dieser Mann hatte sein persönliches warmes Interesse schon früher meinen Schriften zugewendet. Nun wurde er mein Verleger für die neuen und künftigen Werke, um dieselben nicht bloß litterarisch zu verwerten, sondern auch für den Verfasser ertragsfähiger zu machen, durch Verbreitung in der weiten Welt. Ich fand an Ludwig Staackmann mehr als einen noblen Geschäftsmann, ich fand wieder einen persönlichen Freund im edelsten Sinne des Wortes. —

Das Glück ist sehr wankelmütig, ich habe es oft erfahren müssen. In diesen Jahren des Wohlbehagens habe ich mich manchmal bangend gefragt: Wie lange wird das dauern? Während im Dezember 1896 der vorstehende Aufsatz geschrieben wurde, kamen aus Leipzig zwei Nachrichten. Die eine: Ludwig Staackmann ist an einer Lungenentzündung erkrankt! Die andere zeigte seinen Tod an.

Dreieinhalb Jahre lang hatte ich den Freund besessen, an welchem mir ein Gustav Heckenast wieder erstanden war. Thatsächlich alles, was über diesen gesagt wurde, paßt auch auf Staackmann. Doch hätte sich hier zwischen Mann und Mann ein noch innigeres Verhältnis bilden können, als dort, wo ein größerer Altersunterschied

vorhanden war. Als sei er mir aus meinem Hause hinausgestorben, so war's, als Staackmann dahinging. Seine hohe Auffassung von Welt, Kunst und Dichtung, die Vornehmheit seines Charakters, wie hatte sie meine sinkende Menschengläubigkeit neuerdings gehoben! Er hätte nie erlaubt, es zu sagen, aber dem Überlebenden muß ein Wort des Dankes frei sein. Die zahlreichen Briefe Staackmanns an mich sind mir ein wahrer Schatz, sie sind wieder voller Güte und Milde, immer klar, verläßlich, fein in der Form, und in Gehalt oft von wahrer litterarischer Tiefe. Eine gleiche Gesinnung bei den verschiedensten Lebenserfahrungen, ein gegenseitiges Verstehen und Achten der Interessen des anderen hatte uns so nahe gebracht. Allerdings war in unserer Kindheit und Jugend sich manches ähnlich gewesen. Auch sein ursprünglicher Lebensweg lag der geistigen Welt, der Litteratur, weit ab, auch er hat sich in mühevoller Selbsterziehung zu einem idealeren Beruf emporgearbeitet. In schon vorgerückten Jahren hatte er den Beruf des Buchhändlers gewählt, den er stets von seiner edelsten Seite aufgefaßt hat und in dem er, was Rechtschaffenheit und genialen Fachblick anbelangt, bald ein allgeehrtes Vorbild werden sollte. Ein großes Kommissionsgeschäft ließ ihm Zeit und Stimmung, die Werke von zweien seiner Lieblingsdichter freundschaftlich zu fördern und selbst zu verlegen. Nie hat er den Wert eines Buches nach dessen Ertragsfähigkeit bemessen, ein schöner Gegensatz zu jenen Verlegern, die ein Werk, das geschäftlich sich nicht bewährt, nachgerade zu hassen beginnen, und wäre es sonst noch so gehalt- und wertvoll. Staackmann stellte sich vorerst in ein persönliches Verhältnis zum Inhalte seines Verlagswerkes, um so natürlicher und glück-

licher ergab sich dann das Protektoriat für das gute Fortkommen des Buches.

Wiederholt haben wir einander besucht — ich ihn in seinem schlichtvornehmen Patrizierhause zu Leipzig, inmitten seiner Familie, er mich in meinem steierischen Sommerhause, von wo aus kleinere und größere Partien unternommen wurden. Er war als erster Mitbegründer des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines in den Bergen wohl daheim, von der Schweiz bis Steiermark, und noch immer pulsierte dem mehr als sechzigjährigen Manne frisches Touristenblut in den Adern. Auf einer Anhöhe bei Krieglach gab's bald eine Staackmannbank, auf der wir in Sommernachmittagen saßen und in lebhaften Anregungen die halbe Weltgeschichte durchsprachen. Gerne stieg er mit mir hinauf ins alte Gehäge des Waldbauernbuben; auf den Hochmatten rasteten wir und schauten hinaus ins weite freie Bergland. Als ich ihm daselbst einmal anvertraute, daß die Waldheimat mich wehmütig stimme, rief er fröhlich drein: „Aber Freund, den Verleger stimmt sie nicht wehmütig, den stimmt sie wohlmütig!“ Er meinte das Buch, als dessen Fortsetzung soeben der Band: „Als ich jung noch war“ in die Welt ging. — „Sie sehen,“ fuhr er fort, „daß die Geschicke Ihrer Jugend zum Segen Ihres späteren Lebens geworden sind, und daß das Leben eines Einzelnen, und sei es auch in aller Verborgenheit der Armut, ganz wunderbar zum Gemeingut Vieler werden kann.“ Seine Fürsorge für mein und meiner Familie Wohl war überall vorhanden ohne daß sie sich dankheischend jemals vorgedrängt hätte. Den Poeten betrachtete er als einen Menschen, der Besseres zu thun hat, als praktisch zu sein. Darum müßten andere für ihn sorgen. „Ich komme ja

auch nicht zu kurz," pflegte er in Geschäftssachen zu sagen, „Sie erhalten von mir nichts geschenkt, nur das, was Ihnen gebührt." Er hatte die Absicht, alle meine hochdeutschen Schriften unter einen Hut zu vereinigen, sollte das aber nicht mehr erleben.

Auf gebahntem Wege weiterschreitend bin ich völlig geneigt, diese Staackmannjahre als die Glanzzeit meines litterarischen Lebens zu betrachten.

Friedrich Spielhagen, dessen ältester intimer Freund Staackmann gewesen, hat in seiner Selbstbiographie mit wenigen Zeilen ihm ein schönes Denkmal gesetzt, das alle bestätigen, die den treuen Mann gekannt haben. In einem Schreiben an mich sagt Spielhagen: „Wir haben an ihm Unersetzliches verloren. Er und ich sind Freunde gewesen über vierzig Jahre, ohne daß auch nur der Schatten eines Mißverständnisses den Himmel unserer Freundschaft getrübt hätte. Seine Herzensgüte konnte nicht übertroffen werden. Und er war noch mehr als ein guter Mensch — obgleich das in meinen Augen ungeheuer viel ist. Ich habe nie einen verständnisinnigeren, feinsinnigeren Berater in poetischen Dingen gehabt." — Schlichter und besser kann man den Heimgegangenen nicht kennzeichnen, dem auch ich ein dankbares Andenken bewahren werde mein Leben lang.



Meine lieben Feinde.

Über das Selbstverständliche ist stets zu schweigen. Sonst müßte der alte Waldbauernbub, der „herrisch" gewordene, denn doch auch des langen und breiten erzählen, daß er weitere Freunde gehabt. Viele derselben sind ja schon tot und ihre „Marterln" stehen teils im Buch „Gute Kameraden", teils anderswo. Was mir Robert Hamerling, Ludwig Anzengruber gewesen, wie ich mit Anastasius Grün stand, mit Berthold Auerbach, mit Friedrich Schlögl, mit Franz Stelzhamer, mit Emil Vacano, mit Gottfried von Leitner, das ist aufgeschrieben worden. Jeder hat sein Kreuzlein auf dem Hügel. Der Lebendigen sind gottlob noch manche, aber sie wollen nicht genannt sein.

Mit umso größerer Pietät kann ich mich also mit meinen lieben Feinden abgeben, die allerdings auch nicht genannt sein wollen, weshalb ich sie lieber in ganzen Körperschaften vorführe, wo einer sich hinter dem andern verstecken kann.

Die Klerikalen.

Wie hast du's mit der Religion?

Fausts Antwort auf diese Frage Gretchens dürfte wohl keines unserer gesetzlich anerkannten Glaubens-

bekenntnisse befriedigen. Und ein bißchen Faustnatur steckt in sehr vielen Menschen, ich gestehe es, auch in mir; da hat man keine Wahl und Absicht, das ist Natur.

Wer wissen will, wie ich es mit der Religion halte, der findet in meinen Schriften eine Antwort.

Dem Bekenntnisse meiner Väter bleibe ich treu, ohne darum andere Konfessionen zu verachten. Im Ganzen bin ich der Überzeugung, daß unsere Ideale von Humanismus und Sittlichkeit im Christentume am ehesten Erfüllung finden können. Die Vorzüge der Konfessionen preise ich, wo ich sie finde; Dinge aber, die mit meiner Vernunft, wie sie Gott dem Menschen verlieh, oder mit meinem Gefühle nicht übereinstimmen, lehne ich für mich ab, und wenn mir dieselben auch obendrein für das Allgemeine nachteilig zu sein scheinen, so bekämpfe ich sie.

Ich glaube, ein redlicher Mensch kann und darf nicht anders handeln.

Nebst diesem subjektiven Standpunkt der eigenen Überzeugung und des persönlichen Gefühles — Dinge, die ja nicht unfehlbar sind — habe ich als Schriftsteller und Dichter auch den objektiven einzuhalten, d. h. ich habe religiöse oder konfessionelle Gegenstände nicht immer durch mein persönliches Auge, sondern oft auch durch das Auge anderer zu sehen. Ich habe das Leben, die Eigenschaften, Meinungen und Thaten der verschiedenartigsten Menschen darzustellen und es kann doch unmöglich von dem Dichter verlangt werden, daß er nur solche Personen reden und handeln lasse, welche seine eigene Meinung ausrichten.

In mir ist ein unbezähmbarer Drang, über alles, was mich berührt, meine Meinung zu sagen. Stets be-

dauere ich, wenn Personen oder Parteirichtungen sich dadurch verletzt fühlen, allein nie bereue ich, meine von keiner Rücksicht beeinflußte, aber auch keine Person anschuldigende, einzig nur die Sache erwägende Meinung ausgesprochen zu haben, so lange ich sie für richtig halten muß.

Diese hier angeführten Thatsachen, die eigentlich ganz selbstverständlich sind, hatten mir wiederholt eine große Gegnerschaft hervorgerufen. Meine Schriften konnten weder dem landläufigen Liberalen behagen, noch dem Atheisten gefallen, noch dem Radikalen und Naturalisten angenehm sein, ebenso wenig werden sie dem Pietisten entsprechen. Das thut mir auch gar nicht leid. Befremdlicher war mir, daß der Klerus sich von allem Anfange an ablehnend gegen mich verhalten hatte, was wohl darin liegen mochte, daß ich als armer Student in die Obhut seiner politischen Gegner gekommen war. Ich hatte mich freilich auch von diesen nicht beeinflussen lassen; meine Weltanschauung brachte ich schon so ziemlich fertig als 22jähriger Junge aus dem Waldlande mit, sie hat sich geklärt, aber im Wesentlichen bis heute nicht geändert.

Als ich mit dem ersten Büchlein in die Öffentlichkeit getreten war, wurde selbes allerorts wohlwollend aufgenommen, nur ein paar klerikale Blätter neckten mich und ich neckte sie dann wieder. Es war kindisch von mir, aber ich war ja überhaupt damals noch ein Kind in litterarischen Dingen. Der Spaß wurde Ernst, allmählich sah ich mich auf einen Standplatz gedrängt, von welchem aus das klerikale Lager mit schärferem Auge zu beobachten war, ich sah mich ihm gegenüber gestellt. Ich konnte nun mit größerer Unbefangenheit Ungemach und seelische Leiden

bedenken, welche so Vielen aus dem Volke, so auch mehreren meiner Blutsverwandten, durch klerikalen Einfluß erwachsen sind, und derentwegen mir Konflikte geschaffen wurden, die darzustellen nicht an der Zeit ist.

Selbstverständlich fiel es mir nicht ein, einzelner Fälle wegen der ganzen großen Institution entgegenzutreten; was mir das Herz zu sehr drückte, das sprach ich offen aus, dann war es wieder gut. Ich hatte Neigung zur Geistlichkeit; auf dem Lande viel mit ihr im Verkehr, kann man wohl auch ihre Vorzüge kennen lernen. Ich habe diese Vorzüge auch unzähligemale in meinen Schriften darzustellen gesucht. Keiner meiner weltlichen Berufsgenossen von heute wird den echten Priester so vom Herzen erhoben, keiner den religiösen Sinn des Menschen so begeistert gefeiert haben, als ich vermöge meiner innersten Überzeugung zu thun mich bestrebe. Andererseits schone ich freilich auch in diesen Kreisen das Verwerfliche nicht; das schone ich in gar keinem Stande, bei gar keiner Partei, auch an mir selbst nicht.

Im Bewußtsein meiner ehrlichen Absichten bin ich nun zwar sicher, daß der edeldenkende Teil des Klerus meinen Standpunkt würdigt, ja, ich habe Beweise davon. Im Grunde predigen wir ja doch das Gleiche, der Priester auf der Kanzel, ich in meinen Schriften: die Gerechtigkeit, die Mäßigkeit, die Klugheit, die Starkmut und die Menschenliebe. Immerhin aber war es mir bedauerlich, daß die klerikale Presse ihre Feindseligkeiten gegen mich fort und fort gesteigert hatte.

Welcher Schriftsteller, der nicht stets den rein kirchlich-dogmatischen Standpunkt bekennt, ist den Klerikalen über-

haupt recht? Keiner. Aber man ignoriert solche Schriftsteller. Warum hier der Lärm?

Wenn man den Krieg gegen mich noch völkerrechtlich geführt hätte, das heißt ehrlich und anständig und auf Grund des Thatsächlichen. Aber das war nicht immer der Fall. Zu entschuldigen wären die oft sehr bösartigen und tückischen Angriffe kirchlicher Blätter nicht gewesen, wenn sie — wie sie zwar behaupten — im Namen der Religion gestritten; zu entschuldigen waren sie nur, weil sie für ihre Partei auftraten, und Parteikämpfe — man weiß ja.

Meinen Aufzeichnungen entnehme ich einige Beispiele der liebenswürdigen Behandlung, die ich mir von einem Teile der klerikalen Presse gefallen lassen mußte, und endlich auch — die Macht der Gewohnheit! — ruhig gefallen ließ. Ich habe, um das noch vorher zu sagen, die dreiste Eigenschaft, daß jedes Unrecht, welches mir zugefügt wird, mein Selbstgefühl steigert. Schmeichelei drückt mich, Lob erfreut mich, Tadel bessert mich, Schimpf beleidigt mich, des Guten willen Unrecht leiden stärkt mich. So entstehen die folgenden Zeilen durchaus nicht in nervösem Zustande verletzter Eitelkeit oder tieferer Kränkung, und sobald der Gegner den Speer wegwirft, um mir die Hand zu reichen, so ist ihm auch verziehen.

Selten griff die klerikale Presse unmittelbar eine meiner Schriften an; hatte man es mit einem bestimmten Buche zu thun, so berief man sich auf andere Bücher von mir, die noch viel schlechter wären, als das vorliegende, die man aber nicht nannte. Am liebsten suchte man zur Kritik des Buches dem Verfasser als ehemaligen „Schneidergesellen" Eines am Zeug zu flicken, was sich manchmal recht spaßig ausnahm, aber nicht anständig war. Mit großem

Witzaufwande schrieb eines Tages ein Herr in seinem klerikalen Leibblatt: „R. soll statt des Pegasus lieber den Ziegenbock reiten und ‚mäck, mäck!‘ rufen.“ Ein anderer erfand für den Alpengeschichten-Erzähler den Titel: „Lederhosen-Dichter“ und bedauerte ebenfalls, daß der Mann nicht Schneider geblieben. Es mag ja sein, daß meine Hosen stichhältiger gewesen wären als meine Dichtungen, allein, wenn ein Kämpe der Kirche dem vermeintlichen Antichrist nicht anders als durch die Lederhosen beizukommen weiß, so leistet er kein Beispiel von göttlicher Erleuchtung.

Das „Kremser Wochenblatt“, welches sich einst durch seine leidenschaftliche Entrüstung über mein Sprüchel, „daß der Herrgott die Priester, der Teufel die Pfaffen erschaffen habe,“ so tragikomisch selbst verriet, war auch der Meinung, daß meine Hosen besser ausgefallen wären, als meine in Krems gehaltene Vorlesung, „die dazu noch zu kurz gewesen“. Ich aber meine, besser zu kurze Vorlesungen, als zu kurze Hosen. Das erinnert mich auch an jenen Mann, der mein Gedichtchen: „Därf ih ’s Dirndl liabn?“ sich ins Taschenbuch abschrieb, bevor er in Entrüstung das Original verbrannte.

Ein besonders Eifriger suchte die Idee praktisch zu verwerten und wollte einige Bauernbursche zu einer Art von Religionsübung auf der „Lederhose“ des Poeten verpflichten; sie antworteten ihm: Wenn in der Hose ein anderer stäke, so wären sie gerne dazu bereit.

Etwas ernster war eine andere Gruppe von Kritikern zu nehmen, welche wohl die zu vernichtenden Werke anführte, dieselben aber mißdeutete, ihnen absichtlich einen falschen Sinn, eine schlimme Absicht unterschob, um solche dann vor dem gläubigen Publikum zu verketzern. Oder es

ward der Ausspruch irgend einer im Buche vorkommenden Person als die Meinung des Verfassers hingestellt, ein Verfahren, wodurch man aus dem Dichter machen kann, was man will. So stellte es ein oberösterreichischer Korrespondent im klerikalen „Österreichischen Reichsboten“ an. Behauptete der Schelm, daß in meinem „Gottsucher“ alle positive Religion geleugnet werde. Wie fatal er's traf! Denn gerade in diesem Werke suchte ich mit aller mir zu Gebote stehenden Kraft zu zeigen, daß ein Volk ohne positive Religion nie und nimmer leben könne. Habe es eine alte verloren, so mache es sich eine neue, und sei diese eine grundfalsche, wie etwa die in dem Werke geschilderte Vergötterung des Feuers, so gehe es daran zu Grunde. So laut und beständig dieser Gedanke im „Gottsucher“ betont wird, so wollte ihn doch manch klerikales Blatt nicht verstehen, und die Ursache dessen, weil im Roman ein fanatischer Schwärmer den unklugen und weltlich gesinnten Pfarrherrn erschlägt. Daß der Thäter und die ganze von ihm mißleitete Gemeinde den verhängnisvollen Irrtum mit dem Untergange büßen muß, wurde von solchen Kritikern einfach vertuscht.

Der gewöhnliche Kunstgriff klerikaler Blätter war die absichtliche Verwechslung des Christentums im Allgemeinen mit dem Katholicismus im Besonderen. Auf solcher Grundlage brachte die „Salzburger Chronik“ einmal einen giftigen Artikel gegen meine Erzählung: „Empor zu Gott“. In demselben wurde der Verfasser genannter Erzählung als Giftmischer für das Volk angeklagt, und zwar, weil er das Heiligtum in Brotesgestalt „als das Symbol des Höchsten im Himmel und auf Erden“ bezeichnet hatte. — „Die Hostie ist kein Symbol, ist der wirkliche Gott,“ wurde gesagt. —

Daraus erhellt, daß ein ängstlicher Dichter sich hüte vor dem Ausdrucke kirchlicher Stimmungen, denn er könnte es dem Kleriker doch nie und nimmer recht machen. Nun sind aber die Poeten einmal keine Leute, die nach dogmatischen Vorschriften dichten, ihr Wort hat den natürlichen Empfindungen des Menschen zu entspringen.

Der Dichter lebt in einer gewissen Vertraulichkeit auch mit den Himmlischen und verkehrt mit ihnen häufig in jener menschlichen Unmittelbarkeit, die das Übernatürliche in das Bereich des Sinnlichen setzt. Da giebt's manchen warmherzig humoristischen Vergleich, manch naiven Ausdruck, da nimmt der Mensch seinen Gott bei der Hand, dankt ihm jauchzend für diese schöne Welt, oder fragt ihn wohl auch einmal treuherzig nach einer besseren, und warum er Dieses und Jenes gerade so und nicht anders gemacht habe? Das ist ja eine durchaus volkstümliche Art, durch welche die Religion nicht erniedrigt wird, welche vielmehr zeigt, daß die religiöse Vorstellung besonders dem Gebirgsvolke im Blute liegt. Aber mancher Kritikus schien solchen unmittelbaren Verkehr ohne Zwischenperson nicht gerne zu sehen. Doch bleibe ich dabei: Wie Gott den Menschen nach seinem Ebenbilde erschaffen hat, so erschafft der Mensch sich Gott nach des Menschen Ebenbilde. Da demnach der Älpler manchmal etwas menschlich mit seinem Gott umgeht, so hat der Volksschilderer das ebenso zu schildern. Und wenn dieser Schilderer wohl gar selbst einmal in die Art seiner Landsleute fällt, so schadet das nicht und ist gewiß nicht so schlecht gemeint, als es einige gern auslegen möchten. Ich habe mich freilich auch an die Bibel gemacht, habe Noahs Weinseligkeit, Jakobs Schlauheit, Davids Minnehuld und des starken Absalons Schwäche

geschildert, habe gegen Judas Iskarioth und den linken Schächer mir Ehrenbeleidigungen zu schulden kommen lassen — lauter Sachen, die übel vermerkt worden sind. Wenn mir heute ein unbefangener Mensch sagen kann, daß ich mit derlei wirklich gegen den christlichen Sinn und das religiöse Gefühl verstoßen, so überantworte ich — ohne eine Anspielung machen zu wollen — meine Bücher dem Scheiterhaufen.

Das „Linzer Volksblatt", welches jahrelang bestrebt war, in Oberösterreich Haß gegen mich zu säen, behauptete gelegentlich schlechtweg, R. sei dem christlichen Glauben feindlich gesinnt, weil in manchen seiner Geschichten der Pfarrer mit der Köchin in Verbindung gebracht werde — und fragte naiv, ob derlei das Volk zu wissen brauche? Dann sei es kein Wunder, wenn die Lehrlinge und Gesellen nicht beten, nicht in die Kirche gehen wollten, die Mädchen überspannt würden, vor der Geistlichkeit keine Achtung hätten, die Kinder verrohten, ungehorsam und genußsüchtig würden. Das machten die Bücher von R. — Sollte das dem Manne wirklich Ernst gewesen sein? Viele behaupten es, ich aber halte ihn für einen verkappten Humoristen.

Merkwürdig wohlwollend und einfältig zugleich war ein orthodoxes Blatt der nicht unierten Kirche; dasselbe sagte: „R. wäre ein ganz guter Volksdichter, wenn er sich nur etwas mehr der Aristokratie und der Kirche anschließen möchte!" Das kommt mir vor wie das Wort meines philosophischen Schneidergesellen von dazumal: Der Spatz wäre ein ganz hübscher Vogel, wenn er nur vom Adler den Schnabel, vom Häher die Federn und von der Nachtigall den Gesang hätte!"

Das „Literaturblatt für katholische Erzieher“ behauptete einmal, daß die Propaganda, die für mich in Deutschland gemacht werde, von der Freimaurerloge ausgehe und knüpfte daran Folgerungen, bei denen es Einem eiskalt über den Rücken gehen könnte. Die Freimaurer, das sind Verführer, Seelenmörder, Teufelsknechte u. s. w.

Am knappesten verstand es ein junger Katechet in Kärnten, sein Urteil und seine Wünsche über mich zusammenzufassen: derselbe teilte seinen Schülern mit, daß R., der Verfasser des „Volkslebens in Steiermark“ und des „Waldschulmeisters“, einfach für die Hölle reif sei.

Sehr schlau half sich ein heimisches Blatt, welches zu beobachten ich zufällig Gelegenheit hatte. Das besprach nur solche Schriften von mir, mit denen es prinzipiell nicht einverstanden war, während es die Werke, gegen die es nichts einwenden konnte, wie ein Geheimnis des Beichtsiegels verschwieg. Von solchen Blättern kann man auch lernen, wie der mißgünstige Kritiker Teile des Textes aus dem Zusammenhang reißen, sie mißdeuten, ändern oder unrichtig machen kann, um sie hernach als unrichtig tadeln zu können. Ein etwas ungeniertes aber nicht ganz unpraktisches Verfahren.

Das sind nur wenige, mir ganz zufällig in die Hand gekommene Beispiele, wie die klerikale Presse zu schäkern liebte.

Von der Kanzel wurde in manchen Ländern so anregend und beständig gegen mich gepredigt, daß der Verleger die Reklamekosten ersparte. Im Volke ging der Same auf, aber anders, als sie wollten.

In einem obersteirischen Dorfe war eines Sonntags im Freien Christenlehre gewesen. Sie war würdig und

handelte von den Thorheiten des Aberglaubens. Nach der Christenlehre pflegten die versammelten Dorfburschen der Geselligkeit, sie sangen muntere Volkslieder, gegen welche der Pfarrer nichts einzuwenden hatte. Unter Anderen wurde auch mein Liedchen: „Därf ih 's Dirndl liabn?" gesungen. Das regte den anwesenden Kirchendiener, genannt „der Sakristei-Wastel", auf, er fühlte sich verpflichtet, einzuschreiten. Er winkte mit der Hand und rief: „sie sollten das Schandlied nicht singen!" — Als die Burschen lachten und weitersangen, sprang der Wastel auf ein hohles Faß und rief mit wütenden Geberden: „Der Herrgott wird dem Buben das Mensch nie erlauben, nie! Wird nit lachen zu der Unzucht! Weinen wird er! — dem Petrus," — damit meinte er den Verfasser des Liedchens — „dem ist überhaupt nit zu trauen. Petrus, Petrus! Du bist ein Wolf im Schafspelz!"

„Wastel, Wastel!" rief jetzt ein Bursche, „Du bist ein Schaf im Wolfspelz!"

Das Gelächter, welches hierauf entstand, hat dem guten Küster alles verdorben.

Hinter solchen Partei-Kasperln stand freilich immer die geschlossene Front ernster Widersacher.

So war ich den Mucker- und Junkerblättern ein Dorn im Auge, deshalb, weil ich mit meinen Schriften für die Verlassenen der Menschheit, besonders für das Bauerntum eintrete. Jene Blätter witterten in solcher Neigung zu den Armen und Geringen einen Haß gegen die Reichen und Hochstehenden, fanden aber für diesen Vorwurf keinen rechten Anhaltspunkt. Da kam mein Buch: „Martin der Mann." Und siehe, der Hochverräter war fertig! In dem Buche wird eine Revolution und ein

Fürstenmord geschildert. Ist denn derlei nicht schon vorgekommen? Freilich motiviert mein Fürstenmörder „Martin" seine That, denn wenn er sie nicht vor sich selbst rechtfertigen würde, wie könnte er sie begehen? Die Begründung einer That ist ja die erste Notwendigkeit in der darstellenden Dichtung. Kommt in Martin nicht später die Reue zu lebhaftestem Ausdruck, geht er und Alles, was er liebt, nicht an seinem Verbrechen zu Grunde? Und das soll revolutionär sein!? Doch einige Mucker- und Junkerblätter behaupteten steif und dreist, Martin der Mann wage sich an die Person des Herrschers, predige nichts Geringeres als den Fürstenmord. Und dann kann wieder der ungebildete Schneidergesell, der Giftmischer, der Volksverführer, der Antichrist, den man wenigstens mundtot machen müsse.

So und ähnlich ging es viele Jahre lang.

Ursprünglich verlästerten mich diese Herren unter dem Vorwande, ich sei als Volksdichter nicht katholisch genug. Später zeigte es sich, daß auch jene meiner Werke, in denen alles Konfessionelle vollständig vermieden wird, wie im „Jakob dem Letzten", „Martin dem Mann" u. s. w., ihnen höchst zuwider waren. Nicht so sehr die ästhetische Seite meiner Dichtungen griffen sie an, das könnten sie oft mit recht gutem Grunde thun, als vielmehr immer nur die „Tendenz". Na, was habe ich denn eigentlich für eine vertrackte Tendenz? — Nach längst bekanntem Vorbilde predige ich die Liebe, nehme mich der Armen an, speise mit Sündern.

Ich hasse Niemanden, Alles was Mensch heißt, steht mir nahe. Die Absicht zu beleidigen liegt meiner Natur

fern. Wie es in mir ist, so schreibe ich es heraus, wie ich das Leben sehe, so gebe ich es wieder. Ob zwar im Allgemeinen die ernstliche Absicht hegend, als Schriftsteller Gutes zu wirken, denke ich doch während der Arbeit nicht an die Folgen dessen, was ich schreibe. Wäre ich ein bißchen praktisch, ich würde bei der Prüfung des Geschriebenen mich fragen: Wird das den Lesern auch recht sein? Werden sie das auch so verstehen, wie ich's meine? Kann das für Einzelne nicht Anlaß zum Ärgernisse geben? — Werden sie mich darüber nicht verfolgen? — Aber ich möchte lieber fragen: Wenn der Dichter aus solchen Rücksichten einmal anfinge zu streichen, wo sollte er aufhören? oder: was bliebe dann noch übrig von seiner Meinung, von seiner Eigenart?

Seit einiger Zeit nun sind die gegnerischen Stimmen kleinlauter und seltener geworden. Der Chefredakteur eines Blattes, das mir seit vielen Jahren in treuer Feindschaft ergeben gewesen, äußerte gelegentlich: „Wir haben uns vorgenommen, den R. nicht mehr anzugreifen."

Nun also! Warum hat man uns dieses Kapitel nicht überhaupt erspart?

Die Antisemiten.

Als in meinem Vaterlande die Hochflut der antisemitischen Bewegung tobte, hat sie auch mich für ein Weilchen mit in den Strom gerissen. Anzengruber hatte mich noch gewarnt: „Sehen wir uns von oben das Götterschauspiel an, wie die zwei Bestien sich auffressen bis auf den Schwanz." Er meinte die beiden sich blindwütig zerfleischenden Parteien.

Als Poet bin ich den „Bestien“ zwar aus dem Wege gegangen. Kann man aber als Mensch, als Sohn seines Volkes, als Staatsbürger gleichgiltig bleiben in einem Kampf, der den Boden erschüttert und die Herzen verwüstet! Hätte ich mich derweil auf einem Baumwipfel meines Waldlandes schaukeln und jodeln sollen? Ich hatte eine Zunge, ich hatte Hörer, die bange aushorchten nach einem guten Wort. Und ich redete. Besänftigen wollte ich. Nicht verschweigen konnte ich die Gefahren, die unserem alten deutschen Leben durch das Judentum drohten, die Schäden, die in Handel und Wandel und in der Presse abscheulich zu Tage traten. Thatkräftige und redliche Bekämpfung der fremden Übermacht auf gesetzlichem Wege. Aber Schonung des Menschen im Juden! Ein braver Jude muß uns so wert sein, wie ein braver Romane oder Germane. — Das war mein Wort, es war ja gewiß kein neues, andere riefen es eindringlicher als ich. Aber ich setzte ein zweites hinzu: Volksgenossen! Wenn ihr dem Judentum unterliegt, so sitzt die Schuld größtenteils in euch selbst. Ihr seid geldgierig — der Jude kauft. Ihr seid genußsüchtig — der Jude vermittelt. Ihr schnappt nach jedem Luxusköder, den der angelnde Jude auswirft. Ihr sitzt im Wirtshaus, der Jude im Geschäft. Ihr seid unklug, der Jude ist schlau. Ihr seid unter euch uneinig, der Jude hält es mit den Seinen. Das sind die Hauptursachen, wenn der Jude euer Herr wird! — So und nicht anders habe ich es gesehen und so habe ich gesprochen.

Wie? hieß es, der so redet, das will ein Deutscher sein? Das ist ein Judenknecht. Ein von Juden bestochener Lump! Und nun hub — es war im Sommer 1885 — gegen mich ein wahres Haberfeldtreiben an, mitten in

meiner Heimat. Allerdings zuerst nur von zugezogenen Fremden angezettelt, aber sie waren rührig, besonders in ihrer Presse, und die anderen traten ängstlich zur Seite, eingeschüchtert von der Gewaltherrschaft der Antisemiten. Wer mich verteidigt haben würde, der hätte auch sein Teil bekommen. . . . Ich mag mir jene Zeit nicht mehr näher ins Gedächtnis rufen, sie war die leidensreichste meines Lebens. Gar so kindisch war ich noch. Ich kränkte mich unsäglich darüber, daß eine jeweilige politische Partei mich für einen Verräter meines Volkes hielt. Daß solche Beschimpfungen, Verdächtigungen und Verleumdungen nur Parteiwitze sind, mit denen die besten Freunde sich gelegentlich necken — das habe ich damals noch nicht gewußt.

Ich war als Christ und Deutscher selbst ein geborener Antisemit, aber es ist wohl kein Wunder, daß in mir damals eine Abneigung gegen die schlechte, brutale Gebahrungsweise der Partei-Antisemiten aufstand, die kaum mehr zu überwinden war. Und wenn es möglich gewesen wäre, dem Judentume mich in die Arme zu hetzen — die Antisemiten hätten es zuwege gebracht.

In ihren Blättern stand es immer wieder zu lesen, daß ich ein Jüdling wäre, daß meine Schriften mit dem, was sie über die Schwächen und Laster der Deutschen sagen, eine abscheuliche Schädigung des deutschen Volkstums begingen. Die natürliche Folge davon war, daß jüdische Zeitungen, die früher sich nie um mich gekümmert, nun anhuben, mich als den Ihren zu betrachten, als Philosemiten zu loben, im Kampf gegen den Antisemitismus meinen Namen auszuspielen. Und so stand ich, der harmlose Mensch, der keine Zeile je in böser Ab-

sicht geschrieben, der nicht die Türken und nicht die Juden, am wenigsten die Deutschen, sondern nur das Niedrige und Gemeine stets bekämpfte, so stand ich plötzlich mitten im Parteigewirre, gebrandmarkt als Abtrünniger seines Volkes. Und nach dem, wie sie mir Unrecht thaten, schloß ich, daß sie wohl auch gerade so anderen Unrecht thun möchten, und es kam das Mitleid mit den Verfolgten. Nie war für mich etwas so schwer, als in jener Zeit das Bestreben, gerecht zu sein. Meine Freunde Hamerling und Anzengruber sind mir beigestanden. Hamerling sagte: „Wie stolz würde mancher sein, wenn er, wie Sie, das Glück hätte, ein Märtyrer seines Freimutes zu werden.“ Und Anzengruber sagte einmal in seiner Weise: „Wenn Sie alle Monate einmal voll werden thäten, so möcht' ich glauben, Sie sind der Mond. So arg bellen Sie die Hunde an!“

In Wien lebte damals ein gescheiter Jude, der eines Tages den Ausspruch gethan haben soll: Steiermark hat viele Krakehler, aber nur einen Antisemiten, das ist der Rosegger. Dieser Mann will, daß die Laster der Juden mit ihren Tugenden bekämpft werden sollen. Das hat einen Kopf. — Zwei oder drei Juden waren, die ich seit vielen Jahren zu meinen persönlichen Freunden zählte, ja, denen ich Dank schuldete. Einer von diesen sagte mir, ich weiß nicht, zum Troste oder zum Trotz: „Seitdem dieser Antisemitismus so gegen Sie aufgetreten ist, fürchten wir ihn nicht mehr. Er wird auch noch andere ausstoßen und die purifizierte Roheit bleibt zurück.“

So lebte ich in meinem Walde oder in meiner stillen Stube als „Jüdling“ etliche Jahre dahin, ohne Verkehr mit Antisemiten, ohne Verkehr mit Juden — nur dem

Menschen lebend in mir und anderen. Da ist es ganz plötzlich anders geworden. So unvermittelt ich damals zum „Judenknecht" gemacht worden war, so flott wurde ich über Nacht zum Antisemiten. Und wie das zugegangen ist, das will ich im nächsten Kapitel erzählen.

Die Juden.

Heinrich Heine war ein Dichter, der die meisten seiner Schriften in deutscher Sprache schrieb. Also waren sie jedem Deutschen zugänglich. Etwa in meinem dreiundzwanzigsten Lebensjahre stieß ich das erste Mal auf seinen Namen. Vielleicht las ich in irgend einem Lesebuch das eine oder das andere Gedicht von ihm, des weiteren ging ich vorüber, wie ich vielleicht an Gleim, Wieland, Thümmel, Gutzkow, Kotzebue und vielen anderen deutschen Dichtern vorübergegangen bin, deren Namen mir wohl geläufig waren, zu deren näherer Pflege ich aber keine Nötigung empfand. Ich hatte auch keine Zeit dazu. Meine Lehrer waren der Meinung, der dreiundzwanzigjährige Bengel solle zuerst lesen, schreiben und rechnen lernen, dann sich an die Geographie, Geschichte, Naturgeschichte u. s. w. machen. In den Litteraturstunden unterhielten wir uns mit Schiller, Goethe, Lessing, Herder, Körner, Uhland, Schefer und anderen aufbauenden Dichtern, während von Thümmel, Heine und anderen gesagt wurde, sie wären verneinende Spottgeister und eigneten sich nicht für junge Leute. Wohl hörte ich auch, daß Heine in einer vergangenen Epoche der deutschen Geschichte von Bedeutung gewesen; ich konnte mir nicht viel Zeit nehmen, solche Aussprüche auf ihre

Richtigkeit hin zu prüfen, ließ sie unbeschaut gelten und wendete mich meinen persönlichen Aufgaben zu.

Im Laufe der Jahre erlebt man ernste und komische Zeiten. Zu den letzteren rechne ich die glorreiche Epoche der Interviews. Ich sage die glorreiche Epoche, weil die Interviews es nur mit „berühmten" Männern zu thun haben, oder „berühmte" Männer machen. So einer wird dann durch Rundschreiben befragt, ob es einen Gott gäbe und eine unsterbliche Seele, oder was der Befragte über den Antisemitismus für eine Meinung habe, oder über die Wahlreform, oder wie er es angestellt, ein so hohes Alter erreicht zu haben, oder ob man den Käse zum Mittagstisch oder zum Abendmahl nehmen solle. Er wird auch befragt, was er sich von Bismarck denke, oder von Kneipp, oder von der jungdeutschen Dichterschule, oder vom Distanzreiten, oder von der Friedensliga, oder von der Civilehe, oder von der Jubiläumsmeierei. Greise werden befragt, ob Liebe ein Verbrechen sei, Jünglinge, ob Witwen gute Ehefrauen abgäben. Ästhetiker veranstalten eine „Enquete" über die Zukunft der deutschen Kunst und Pädagogen fragen in der Runde an, ob die Kinderhöschen besser vorne oder hinten zu knöpfen seien.

Der Befragte giebt dann entweder eine ernsthafte Antwort, oder eine launige, oder eine ausweichende, oder gar keine, je nach seiner augenblicklichen Stimmung oder je nachdem er über den Gegenstand etwas zu sagen hat oder bei solcher Gelegenheit sagen will. Gründlich fällt die Antwort niemals aus, denn dazu haben die Fragesteller keinen Raum und die Befragten keine Zeit. Ersteren ist durchaus nicht um eine erschöpfende und allseitige Beleuchtung ihres Gegenstandes zu thun, sondern um eine

Sammlung möglichst geistreicher kurzer Aussprüche bekannter Persönlichkeiten. Daraus machen sie ein Büchlein, das sie mit den honorarfreien Beiträgen glänzender Namen füllen und gut verkaufen. Dabei haben sie noch den Vorteil, sich selber in die Reihe der „Berühmten“, ja sozusagen als deren Führer vor aller Welt hinzustellen.

Um diese Zeit der Interviews und Enqueten lebte in Mainz am Rhein ein Fischer. Dieser warf plötzlich seine Angelschnur aus mit der Rundfrage, ob dem Dichter Heinrich Heine in Mainz ein Denkmal zu errichten sei oder nicht. Eine solche briefliche Anfrage kam auch an mich nach Graz. Mir lag die Sache fern und ich legte die sehr höfliche Zuschrift in den Papierkorb. Schon nach kurzem kam vom beharrlichen Menschenfischer am Rhein eine zweite Zuschrift, noch artiger als die erste mit der sehr dringenden Bitte um meine Meinung, ob dem Heine ein Denkmal in Mainz zu setzen sei oder nicht.

Es war, als die Post ankam, unmittelbar vor einem verabredeten Spaziergang; daß der Herr in Mainz sich nicht weiter bemühen möchte, schrieb ich ihm rasch auf einer Postkarte, daß ich Heine und Mainz nicht gut genug kenne, um darüber öffentlich meine Meinung zu sagen, zeichnete mich achtungsvoll und warf die Karte in den Postkasten.

Dieser harmlose Vorgang bedeutete für mich eine Art Schicksalswendung. Der Herr in Mainz erhielt die Karte, die natürlich, wie an Form und Inhalt leicht ersichtlich, nur eine flüchtige Privatmitteilung sein konnte, behandelte sie wie einen offiziellen Beitrag zu seiner „Enquete“, veröffentlichte sie und schrieb eine spöttische Bemerkung dazu.

Eine Unzahl von Zeitungen, durchgehends jüdischer Abstammung, bemächtigten sich meines bescheidenen Bekenntnisses, daß ich Heine nicht genügend kennte, um darüber öffentlich sprechen zu können, bauschten sie zu einer demonstrativen Kundgebung auf, erklärten mich rundweg für einen Antisemiten und begannen sofort, mich als solchen in allen Tonarten zu verhöhnen, zu beschimpfen, als Menschen zu verdächtigen und als den Unbedeutendsten aller Dilettanten mir den Garaus zu machen. Ich begriff gar nicht, wie ein so unbedeutender Mensch die Zeitungsblätter, große wie kleine, derart in Aufregung versetzen konnte; manches große Blatt hat thatsächlich über meine gesamten Schriften nicht so viel geschrieben, als nun über meine zwei Zeilen betreffs Heinrich Heine. Hinter den Blättern zischelten die anonymen Karten und Briefe daher, voller Gift und Geifer über den neugebackenen Antisemiten.

Anfangs war ich betroffen, ging übrigens schweigend meines Weges. Als aber das journalistische Treiben immer toller und frecher wurde, empfand ich die Notwendigkeit, mich einmal umzuwenden und zu fragen, was den Herren zu Diensten stehe. Graf Tolstoi hat mir Platz gemacht. Gerade am Tage, als in einem jüdischen Blatte ein ganz abscheuliches Pamphlet gegen den Schneiderseelpoeten, Heineignoranten, Verräter der klassischen Litteratur u. s. w. mir vor Augen gekommen war, wurde mein eben ausgegebenes Heimgartenheft von der Staatsanwaltschaft mit Beschlag belegt, wegen eines kleinen Aufsatzes von Leo Tolstoi. Das war mir nun eine erwünschte Gelegenheit, die dadurch im Heimgarten entstandene Lücke mit einer Erklärung in der Heinesache auszufüllen. Ich hatte mittlerweile einiges

von dem Dichter gelesen, um doch etwa die Unverantwortlichkeit meiner Heineunkenntnis einzusehen. Ich habe sie nicht eingesehen. Da die Herrschaften so ganz aus dem Häuschen geraten waren, weil sie von mir keine Meinung über Heine hatten, da sie ihren üppigsten Geist und Witz aufgeboten, um eine solche aus mir herauszubringen — gut, jetzt konnte ich aufwarten. Unter einem Aufsatz: „Nun kenne ich Heinrich Heine gut genug“ (Heimgarten, Aprilheft 1894) habe ich ihnen meine Meinung gesagt. Sie ist deutlich ausgefallen. Ich habe auch offen meinen Abscheu gegen den jüdischen Preßterrorismus ausgesprochen.

Ich hatte die journalistische Anmaßung bisher nie so erfahren, hätte es nicht für möglich gehalten, daß man einzig und allein einer harmlosen und bescheidenen Privatbemerkung wegen so der Gegenstand einer wochenlangen Hetze werden kann. „C'est la guerre!“ rief mir ein Jude aus der Ferne zu, da begriff ich und jetzt sah ich's, der Krieg war's und ich stand — im Lager der Antisemiten. Nicht gegen die Juden als solche hatte ich mich ausgesprochen, nur den großen Heine hatte ich ignoriert, — die Journalistenfrechheit hatte ich gezüchtigt — und ich war der verworfenste Antisemit unter Gottes Sonne.

Und wie vor Jahren die Juden den ihnen von den Antisemiten vor die Füße geworfenen Rosegger eifrig aufgehoben und für ihr Eigentum erklärt hatten, so thaten es nun die Antisemiten. Freilich war dieser hin- und hergeworfene Renegat nur eine Puppe, sowie man in manchen Gegenden zur Osterzeit den Judas Ischariot als Popanz zur Belustigung der Leute hin- und herschleudert und dann verbrennt. Ich, der eigentliche Unmensch, stand ganz abseits und ergötzte mich an dem Spiele, wie ich

zuerst über Nacht zum Jüdling und dann wieder über Nacht zum Judenfresser gemacht wurde — eines so unschuldig wie das andere.

Und wenn einer, der mich, den kleinen Rosegger, etwa eben so wenig kennt, als ich den großen Heine, nun fragen sollte, wer ich denn also eigentlich wäre, wenn nicht Philo- oder Antisemit? Dem die ergebene Antwort: Ich bin ich.

Das ist wenig. Den Gegnern aber scheint es — um Einen zu viel gewesen zu sein.



Meine Vorleserreisen.

Mit gemischten Empfindungen denke ich zurück an die Zeit meiner Vorleserreisen. Ich war den Einladungen halb widerwillig gefolgt, aber es gab so viel Schönes dabei. Man reist wie ein König, nur viel bequemer, man wird gefeiert wie ein Gott, nur viel wärmer, man hat Abenteuer wie ein fahrender Spielmann. Man könnte renommieren.

Übrigens war die Sache fast widernatürlich. Wer einst dem rehscheuen Waldbauernbuben gesagt hätte, daß er in schwarzem Rocke und mit weißer Kravatte sich zur Schau stellen würde, um einem glänzenden Saale voll fürnehmer Herren für Geld und gute Worte steirische Geschichten vorzulesen! — Angefangen hat's in Graz, bald nach dem Erscheinen meiner ersten Bücher in steirischer Mundart, so ums Jahr 1870. Ich hatte damals von einem Schauspieler öffentlich meinen „Aehndl Noah" vorlesen gehört. Die unrichtige Betonung, die Mundartfehler, das Theatralische — alles zusammen war so bedenklich, daß ich mir sagte: bedenklicher könntest es auch du nicht machen. In Privatgesellschaften mochte ich hie und da schon einen schüchternen Versuch gewagt haben. Bei einem Häringsschmaus des Grazer akademischen Gesangvereins war es, daß ich dem Drängen der Leute nachgab, auf das Podium

sprang und ein lustiges Geschichtlein in steirischer Mundart vorlas. Das Beifallsgeschrei, das darauf losgebrochen, hat mich bloß verblüfft. Wenn sie einen solchen Lärm schlagen, dann sollen sie sobald nicht wieder etwas zu hören bekommen. Am nächsten Tage stand's sogar in der Zeitung — ich schämte mich ein wenig und war ein wenig stolz.

Von diesem Tage an verging kaum eine Woche, ohne daß ich angegangen wurde, irgendwo etwas vorzulesen, sei es bei Festunterhaltungen, bei Wohlthätigkeitsakademien oder in heiteren Privatkreisen. Man brauchte bald nicht lange zu bitten, mir gefiel, daß ich gefiel, und wenn sie bei meinen Schwänken lachten, so lachte ich lustig mit. Die Säle waren stets überfüllt, es hieß, die Leute kämen meinetwegen; wo ist der junge Mensch, dem das nicht schmeichelte! Der Lärm war oft so ungestüm, daß mir bange wurde, er stand zu den Kleinigkeiten, die ich bot, in keinem Verhältnis. Solcher Beifall ward mir manchmal sogar bedenklich, weil er gerade bei den tollsten Späßen zum Übermaße wuchs. Das würde nicht lange anhalten, war meine Meinung, doch so lange die Leute bei meinen Vorträgen lachen wollen, sollen sie halt in Gottesnamen lachen. Dann gab's auch Geschenke, hübsche eingerahmte Bildchen, Seidenschleifen, Busennadeln, Ehrenmitgliederschaften und Diplome. Und eines Abends hat man mir nach der Vorlesung von hinten meuchlings einen Lorbeerkranz auf den Kopf gelegt. Ich riß das Ungetüm sofort herab, aber Hamerling sagte mir damals: „Geben Sie acht, die Male auf der Stirn vergehen nicht mehr!"

Hamerling, obwohl in jener Zeit schon sehr kränklich und zurückgezogen, hatte einmal eine Akademie besucht,

bei der ich mitthat. Am nächsten Tage sagte er mir folgendes: „Lieber Rosegger, seien Sie mir nicht böse. Einmal und nie wieder! Ich saß da, nicht anders wie ein armer Sünder. Wie Sie lesen, darüber will ich nicht sprechen, das ist eine Gabe, für die Sie sich in aller Demut bei ihren Steirern bedanken mögen. Aber ich war während der ganzen Vorlesung in unbeschreiblicher Angst. Wie leicht kann Ihnen etwas passieren! Sie können sich versprechen, es kann Ihnen die Stimme versagen, Sie können ohnmächtig werden und vom Stuhle fallen. Und vor allem, Sie können mißverstanden werden und ich könnte ein abfälliges Urteil über Sie flüstern hören — ich ertrüge es nicht." — Der einzige Mann, der in diesen Worten eine so große Innigkeit für mich aussprach, wollte meiner Versicherung kaum glauben, daß ich — erst nur einmal oben sitzend — nicht die geringste Befangenheit verspürte, daß ich die feste Zuversicht hätte: Es kann mir nichts geschehen! — Aber erst wenn ich oben saß. Die Stunden, ja sogar ganze Tage vor der Vorlesung waren mir oft eine Qual, ich hatte Angst vor dem Publikum so lange, bis ich es leibhaftig vor mir sah. Dann fürchtete ich es nicht mehr.

Endlich war's so weit, daß ich in großen Sälen regelrechte Vorlesungen hielt, die den Abend ausfüllten und deren Ertrag manchem gemeinnützigen Zwecke wohl that. Ich war ein „Wohlthäter" geworden, es war so leicht, man konnte geben mit vollen Händen, ohne selber etwas zu haben. Ja, man erhielt sogar Reisevergütung und bisweilen ein außerordentliches Honorar. In Wien führte mich der Verein „Litteraturfreunde" ein. Es hat Jahre gegeben, in denen ich ein Dutzend Mal in Wien

öffentlich las. Das ging alles wie von selbst. Um die Mitte der siebziger Jahre huben auch die Einladungen aus Deutschland an. Ich säumte lange, weil es mir unwahrscheinlich vorkam, daß sie da draußen im Schwäbischen und da unten in Franken sollten Steirisch verstehen können. Im Herbste 1878 machte ich die erste Vorleserreise nach dem Norden. Diese Reisen wiederholten sich dann fast Jahr für Jahr. In den großen Städten fanden sich die Zuhörer zumeist leicht in die älplerische Mundart, da kamen die Alpinisten, Germanisten und alle, die im Vorhinein für die Sache Interesse und Verständnis hatten. Etwas schwieriger war es in mittleren und kleineren Städten, wo die Leute in ihrem engeren Kreise leben; aber auch hier waren sie allemal nach dem ersten Drittel der Vorlesung so weit, daß sie zu rechter Zeit lachen oder sich die Augen reiben konnten. Allerdings waren es nur wenige Stücke, bloß solche, die nicht gar zu steirisch gedacht und gemacht, die vielmehr allgemein Menschliches — bisweilen auch allzu Menschliches — enthielten, mit denen ich an der Elbe, an der Spree, an der Weser, am Rhein und selbst da hinten am Adriatischen Meer reisen konnte. Und je weiter der Weg, desto größer wurden die Ehren. Stellenweise gab es zum Empfange sogar weißgekleidete Jungfrauen, die Gedichte hersagten und Blumensträuße überreichten. Festbankette, überschwängliche Hymnen an mich, die deklamiert, gesungen, gedruckt wurden. Es gab Beflaggung, Ehrenbögen, Höhenfeuer, es gab in gewissen Blättern, auf Parteitribünen und Kanzeln sogar Warnungsreden und Strafpredigten gegen mich und meine harmlos humoristischen Volksbildchen. Ich hätte manchmal lieber Ernstes gelesen, das die Art und Neigung des

Poeten unmittelbarer vorgestellt haben würde, aber man wollte überall Lustiges haben. Und es ist wahr, Besseres kann man den armen Menschen auf Erden nicht anthun, als wenn man sie lachen macht.

In erster Zeit bin ich gar vornehm aufgetreten, ganz wie man sagte, daß es sein müsse: Weiße Halsbinde, weiße Handschuhe, Frack und Cylinder. Der Waldbauernbub! — Als mir die Lächerlichkeit auffiel, trachtete ich das Publikum durch einen anständigeren Anzug ehren. Bei einem deutschen Herzoge glaubte ich mich eines Tages entschuldigen zu müssen, nicht im Salonanzuge erschienen zu sein. Er antwortete: „Ich habe nicht den Frack eingeladen, sondern den Rosegger!“ Vor jedem Zuhörerkreise, ob auf dem Dorfe oder in Anwesenheit von Fürsten, hatte ich die gleiche Achtung und an jedem Abende suchte ich mein Bestes zu leisten. Ob die Zuhörer sich kühl verhielten oder tobenden Beifall spendeten, das ging mir wenig nahe; war ich mit der Leistung selbst zufrieden, so empfand ich das größte Behagen, wenn nicht, so konnte mich kein Zujauchzen aus der Verstimmung reißen. Außer es wäre der Beifall öfter von jener Art gewesen, wie dazumal in Zürich, wo unmittelbar nach Schluß der Vorlesung aus dem Publikum ein fremdes hübsches, etwa zwanzigjähriges Mädel zu mir heransprang und mich tüchtig schmatzend abküßte. Dieses Beifallsklatschen hat mir sehr gut gefallen.

Eine der bedeutsamsten und herzbewegendsten Huldigungen war jene zu Graz, als in der Zwischenpause meiner Vorlesung eine lange Reihe von Knaben und Mädchen in altsteirischer Tracht hereinkam. Jedes der Kinder hatte einen Kranz oder einen Strauß oder einen

grünen Zweig aus steirischem Walde. Sie umringten mich, legten vor mich ihre Gaben hin, grüßten mich mit einer kurzen, herzigen Ansprache und blieben dann während der weiteren Vorlesung als schmucke Ehrenwache um mich stehen. — Wenn ich von solchen Erfahrungen sage, so ist das nicht Eitelkeit, es ist Stolz.

Soll ich im Vorübergehen nicht auch etwas sagen von den glänzenden Festabenden? War es im wohligen Kreise eines Privathauses mit den landestümlichen Eigenheiten, war es in großen leuchtenden Salons mit befrackten Herren und beschleppten Damen, bei prunkenden Tafeln, Champagner, Trinksprüchen und Musik! auf dem dunklen Hintergrunde eines jahrzehntelangen Waldlebens nahm es sich köstlich aus! 's Herz haben sie mir oft warm gemacht mit ihren glanzvollen Ehrungen da unten in Dresden, in Weimar, in Berlin, in Hamburg und weiter in der Runde, aber berauscht haben sie mich nie. Es sind nun bloß flimmernde Erinnerungen.

Auch trachtete ich stets den Kopf höher zu halten als den Rücken, wenn fürstliche Persönlichkeiten mich mit Ansprachen auszeichneten. Aber es war mir durchaus interessant, wenn z. B. nach einer Vorlesung in Reichenau der anwesende Erzherzog Karl Ludwig zu mir sagte: „Die steirische Mundart macht sich ja sehr hübsch, es läßt sich viel sagen, was im Hochdeutschen kaum möglich wäre, nicht wahr?" Ähnlich äußerte sich ein anderes Mal die Großherzogin von Baden: „Das ist so weltlich und so fromm zugleich und so natürlich, daß man's glauben muß." Hingegen gestand mir gelegentlich einer Vorlesung in Weimar die Großherzogin von Weimar-Eisenach, daß sie recht wenig verstanden hätte, doch sei schon der Tonfall ein so gemüt-

licher und was man aus dem Worte nicht verstehe, das sei im Gesichte des Vortragenden zu lesen. Kronprinz Rudolf fand, daß die steirische Mundart sich am besten für das Heitere eigne, weshalb er allemal Schnurren und Schwänke zu hören wünschte. Die Königin Elisabeth von Rumänien hingegen drückte mir ihre Verwunderung aus darüber, daß die steirische Sprechart oft in wenigen schlichten Worten eine so tiefe Lebensphilosophie bekunde. Ich habe mir solche Aussprüche hoher Herrschaften darum gemerkt, weil es mich freut, daß das Seelenleben und die Sprache meiner Väter sich endlich auch da Zuneigung erworben haben. — Es ist nicht genug, daß die unteren Stände politisch frei, reif und kräftig seien, es muß auch die Volksseele wieder sieghaft werden in der Welt.

Der liebe Gott scheint Bedenken gehabt zu haben, ob die Ehrungen, die ich von Volk und Fürsten erfuhr, mich nicht am Ende eitel machen könnten, daher hatte er in Graz sich hinter einen neugeadelten Parvenu gesteckt. Dieser Edle lud mich eines Tages ein zu einem Hausfeste, mit der Bitte, nach dem Diner den Gästen, unter welchen sich auch der Statthalter und der Landeshauptmann von Steiermark befanden, etwas vorzulesen. Die sehr dringende Einladung wurde ausnahmsweise angenommen. Als ich zur mir angegebenen Stunde in das Palais kam, saßen die Gäste bereits im Rauchzimmer beisammen. Auch ein Zitherspieler war da, dieser und ich bekamen Bier und sollten nun die gesättigten Herrschaften während ihres Verdauungsprozesses ergötzen. Ich machte zum bösen Spiel gute Miene, las dem Hausherrn zu Ehren die Geschichte „vom blauen Ochsen" und ging davon. — Am nächsten Tage schickte mir der Gastherr eine Geldnote, die

ich sofort den Armen in Krieglach übermittelte, und zwar im Namen des neugebackenen Edelmannes, der den Titel hat, aber nicht die moralischen Mittel dazu.

Nun wieder hinaus. — Pflegt sonst das Publikum den Vorleser zu kritisieren, so sei es hier einmal umgekehrt. In den verschiedenen Himmelsstrichen sind meine Zuhörer verschieden. Der steirischen Sache wird draußen im Reich überall Sympathie zugewendet. Im Süden ist man mehr für das Heitere, im Norden verträgt man auch den Ernst. Vom „Büaberl" und „Dirnderl" hört man überall gern. In einer Stadt an der oberen Donau verwahrte man sich im Vorhinein gegen „Pfarrerspäße". In einer Stadt am Main verlangte man Sarkastisches gegen religiöse Mißbräuche, denn die Bevölkerung sei gut christlich. In einer österreichischen Stadt wollte man in steirischer Mundart etwas politisch Deutschnationales hören und war nachgerade verblüfft über mein Geständnis, daß der deutsche Bauer seinen Patriotismus weniger spreche als lebe. In Magdeburg fragte mich eine Zuhörerin, ob bei dem „Ehestreit", den ich gelesen, gelacht oder geweint zu werden pflege. Ich antwortete: „Ganz nach Belieben." In einer Stadt Bayerns verübelte man es beim „Aehndl Noah" dem Gottvater, daß er steirisch redet. Als es herauskam, daß er ursprünglich hebräisch gesprochen, war es ihnen auch nicht recht. Der Gottvater hat halt keine Muttersprache. Über Noahs Räuschchen stritt ich eines Tages mit einem salzburgischen Landpfarrer im Wirtshause so lange, bis wir selber eines hatten.

Die Volksmundart hat in ihrer kulturlosen Unschuld die Macht und das Recht, ohne frivol zu sein, Manches zu sagen, was die Sprache der Gebildeten höchstens an-

zudeuten wagen darf; und so wenig ich in Bezug auf die Aussprache den Zuhörern entgegenkommen kann, ohne den Wert der Form zu gefährden, ebenso wenig kann auf prüde und empfindsame Seelen Rücksicht genommen werden, soll von der naiven, schalkhaften, leidenschaftlichen Seele des Volkes unserer Alpen ein wahres Bild gegeben werden. Und den Zuhörern ist's in der Regel auch recht so. Nur einmal hörte ich im Publikum einen Ausruf, von dem ich bis heute nicht sicher bin, hat er „unvergleichlich" oder „unverzeihlich" gelautet.

Ich sitze bei der Vorlesung dem Publikum mit einer gewissen Verstocktheit gegenüber. Das ist ein brodelnder Hexenkessel von Leuten. Aber es giebt fast immer auch Menschen darunter. Solche verdienen Achtung. Ich bin gewöhnlich versunken in meinen Vortrag, sehe nichts, höre nichts als meine Dorf- und Waldgestalten, die thatend, leidend, lachend, neckend oder betend an mir vorüberziehen. Ich habe im Vorlesen nichts gelernt und nichts vergessen. Manchmal, hatte ich mir wirksame Gesten und Wendungen ausgedacht, eingelernt; als der Augenblick kam, machte ich es doch anders, und zwar so wie es die augenblickliche Stimmung verlangte. Von der hängt alles ab. Ich lese ein Stück an verschiedenen Tagen ganz verschieden, gewöhnlich gelingt es vor einem größeren Publikum besser, als im engen Kreise; es ist, als ob von den vielen Leuten ein erfrischendes Fluidum ausginge. Man kann sich tagsüber bitter krank und zu Tode erschöpft fühlen und am Abende vor tausend Menschen mit Leichtigkeit eine Stunde lesen. Fünf Minuten vor Beginn der Vorlesung und in den Zwischenpausen geht der Puls fieberhaft wild. Während der Vor-

lesung vergißt man jedes körperliche Leiden, um so heftiger tritt es nach derselben wieder auf.

An kleinen Abenteuern fehlt es dem wandernden Sänger nicht. In einer Stadt Thüringens ging es mir ähnlich wie einst Gottfried Kinkel; der versäumte in Nürnberg den Eisenbahnzug nach München zu seiner Vorlesung und telegraphierte dahin dem Vortragskomitee: „Komme mit Zehnuhrzug abends, Publikum zusammenhalten!“ — Rasch Biertische, Krüge, Rettiche herbei, und siehe, der Bayer blieb sitzen. Einige Minuten nach zehn Uhr trat Kinkel, brausend begrüßt, in den Saal und hielt den Vortrag. — Ich kam allerdings in jener thüringischen Stadt noch rechtzeitig an, aber mein Koffer nicht, der war, Gott weiß wo, zurückgeblieben mit dem Vortragsmanuskript. Ich kann keine Zeile meiner eigenen Schriften auswendig. Bei einem Käsehändler wurde rasch ein alter Heimgartenjahrgang aufgetrieben, daraus las ich hochdeutsche Stücke, die während des Vortrages in die steirische Mundart übertragen werden mußten. Just keine spaßhafte Arbeit. — Schlimmer war es ein anderes Mal in Wien, als ich mitten im Vorlesen der Geschichte vom schlauen Bauernarzt gewahr wurde, daß in der Schrift die letzten zwei Blätter fehlten. Es blieb mir nichts anderes übrig, als am Rande des Abgrundes abzubrechen und ruhig ein neues Stücklein zu beginnen. Der größte Teil der Zuhörer merkte es gar nicht, nur ein einziger gestand mir später, daß er beim „Bauernarzt“ die Pointe nicht verstanden hätte. Daß diese Pointe in Graz zurückgeblieben war, habe ich ihm nicht auf die Nase gebunden.

Mit den „Pointen“ ist's überhaupt eine eigene Sache. Es giebt eine gewisse Mundartdichtung, die man Spargel-

poesie nennen könnte. Der ganze Stamm wegen des obersten Köpfleins — das ganze Gedicht wegen der Pointe. Nicht alle Pointen, die bei meinen Bildern und Erzählungen vermißt werden, habe ich in Graz vergessen. Auf Kosten des inneren Wesens, der Wahrhaftigkeit einer Dichtung soll man keine Anekdotenmache treiben, keinen Schlußapplaus erfeilschen.

Ein grauenhaftes Abenteuer hatte ich draußen an der Nordsee — in Bremerhaven. Wenige Stunden vor der Vorlesung dort nehme ich wahr, daß mir mein Vortragsmanuskript fehlt. Es war der besonders für Vorlesungen bearbeitete und eigenhändig sauber geschriebene „Volkshumor in den Alpen". Ich hatte diesen „Volkshumor" vorher in neun Städten Deutschlands gelesen, am letzten Abende noch in Bremen und sollte ihn auf derselben Reise noch in sechs weiteren Städten wiederholen. Sogleich depeschierte ich nach Bremen zurück in mein Hotel, auch an das dortige Vortragskomitee und an den Rathauskeller, wo ich tagszuvor nach der Vorlesung den Abend in heiterer Gesellschaft zugebracht hatte. Ob mein Volkshumor nicht dort wäre? Unverweilt nachschicken! — Rückantwort: Hier kein Volkshumor! — Wo stack der Schelm? Am stärksten hatte ich die zwölf Apostel im Rathauskeller in Verdacht. Es war dort sehr munter zugegangen und auch der Alpensänger hatte sein Herz so gründlich in Mosel- und Rheinwein gebadet, daß er am anderen Morgen in seinem Kopfe nachgerade das Brausen des Rheinfalles bei Schaffhausen zu hören glaubte. Nun war das Fest vorüber, auch die Handschrift, und Niemand wollte sie gesehen haben. — Was thun? Das Kind lernt zuerst sprechen und dann erst lesen. Bei mir

war es umgekehrt, ich konnte lesen, aber nicht „sprechen". In meinem Leben hatte ich nicht vier Zeilen recht und gut auswendig gesprochen.

An den Straßenecken von Bremerhaven schrieen große Zettel die Vorlesung aus, die ich in dem dortigen wissenschaftlichen Verein noch an demselben Abende halten sollte. Die Stunde der Not kam immer näher. Schon war ich zum Komitee gelaufen: Die Vorlesung könne nicht stattfinden, mir sei der Volkshumor in Verstoß geraten. Sie zuckten die Achseln, diese Kieselherzen, der Vortrag könne unmöglich verschoben werden, der Saal sei ausverkauft, auch aus Nachbarorten seien schon Leute da, man könne eine Absage nicht verantworten, außer ich wollte plötzlich erkranken. Das letztere war unter obwaltenden Umständen thatsächlich verlockend, ich wollte aber — bei näherer Überlegung — doch lieber mit Ehren ausgelacht werden, als in der schönen Reihe der Krankheiten die geeignetste auszuwählen und mit ihr ins Bett zu gehen. Die Buchhandlungen und Leihbibliotheken der Stadt hatte ich bald durchjagt, keines meiner Bücher in steirischer Mundart war aufzutreiben. Angekündigt war aber der Vortrag in steirischer Mundart, einen hochdeutschen habe ich mein Lebtag nicht gehalten; man sagt draußen hinter den schwarzgelben Pfählen auch etwas boshaft, sie verstünden besser meine Bauernmundart als mein Hochdeutsch. — Also keine Rettung.

Der Abend dämmerte. Von meinem Gasthoffenster aus sah ich die Leute in den Saal strömen zum „Volkshumor in den Alpen". Und wer in ganz Bremerhaven an diesem Abende den wenigsten Humor verspürte, das war der, von dem sie ihn erwarteten. Plötzlich kam mir

die Erleuchtung: Mut, Knabe! Echter Humor wohnt nicht auf dem Papier, vielmehr in der Brust. Stülpe dich einmal um, lies nicht — erzähle! — Rasch mit Bleistift die Schlagworte einiger lustiger Geschichten und Anekdoten: „Is 's wos, so is 's nix, „Die Gansleber“, „Die erste Dampfwagenfahrt“, „Der Aehndl Noah“, „Brückenwirts letzter Willen“, „Der Schneckenhäusel Hiesel“. — So, gut ist's. Nun den Kopf in kaltem Wasser aufgefrischt, dann ruhig und würdevoll in den Saal. — Des Inhaltes bist du sicher. Denke nicht an die Seiten, worauf du die Dinge geschrieben hast, denke an die lebendige Geschichte, dichte während des Sprechens. Also in Gottesnamen!

Ich habe mich hingesetzt vor die fremde, vielhundertköpfige Menge, habe angefangen zu plaudern, als säße ich in der altdeutschen Weinstube zu Graz mitten unter meinen Freunden, habe Sprüchlein gesagt, lustige Älplerart geschildert, Schnurren und Schwänke erzählt. Die Zuhörer haben gelacht und ich mit ihnen. Weit über eine Stunde haben wir uns zusammen unterhalten und sind dann heiter auseinander gegangen. Am froheſten war sicher ich selbst.

Des andern Tages reiste ich nach dem Rhein. An Bremen fuhr ich nicht vorüber ohne auszusteigen, um nach der verlorenen Handschrift zu suchen. Sie war und blieb spurlos verschwunden. So fuhr ich weiter. Unterwegs dachte ich nach über die Vorlesung in Bremerhaven. Jetzt kam sie mir vor wie ein Fiebertraum, ich konnte mich kaum erinnern, was ich gesprochen und wie ich's gesagt hatte. Gelacht haben sie, aber wie ist's gemeint gewesen? Welchen Unsinn konnte ich geschwatzt haben in der Verwirrung? Keinesfalls war das Wagestück ein zweites Mal

zu versuchen. Was stand mir noch in den anderen Städten bevor, in Essen, in Elberfeld, in Cassel, in Magdeburg, in Leipzig, in Chemnitz?

Ich verdiene nicht den zehnten Teil der Huld, mit welcher der Himmel mich mein Lebtag bedacht hat! Als ich in der Stadt Essen bei einem Freunde, dem Rechtsanwalt Dr. Niemayer, saß, gar beklommen wegen der Vorlesung, die ich an demselben Abende wieder ohne Manuskript halten sollte, kam der Postbote und brachte mir — die verlorene Handschrift? Nein, die nicht, wohl aber ein Packet von Zeitungen aus Bremen und Bremerhaven. Dieselben enthielten spaltenlange Artikel über meinen freien Vortrag und die „Weserzeitung“ brachte den Vortrag selbst, der mitstenographiert worden war.

Nun stand's da zu lesen, was ich gesprochen hatte. Es war erträglich. Und so habe ich alle künftigen Vorlesungen über den „Volkshumor in den Alpen“ — aus der „Weserzeitung“ gehalten.

Sollte der „redliche Finder“ der in Verlust geratenen Handschrift ein humorloser Autographensammler sein zu Bremen, so rufe ich ihm zu von Fels zum Meer: er möge das Ding nur behalten, wir in den Alpen stünden auf die etlichen Blätter Volkshumor nicht mehr an — wir hätten frischen.

Etwas heiß fühlte ich den Boden einmal in Karlsruhe. Das ist eine feierliche Stadt und so lange sie steht, war in ihr kein öffentlicher Vortrag in unserer Bauernmundart gehalten worden. Die Anzeige, die mir vorausging, hatte also nicht den Mut, zu gestehen, daß der, so nach ihr kommen werde, genau so und nicht anders sprechen wird,

als ihm der Schnabel gewachsen ist. „Ein Sagen aus Steiermark“ hatte die Museumsgesellschaft, die mich rief, angekündet. Der festlich beleuchtete Saal überfüllte sich mit festlich geschmückten Leuten, alle Seelen staken sozusagen in Frack und Glacéhandschuhen — nur die meine nicht.

Ich begann die Vorlesung in einer etwas allgemeiner gehaltenen Form, um dann sachte in mein Alpenfahrwasser überzugehen: „Geehrte Zuhörer! Ihr habt mich rufen lassen, daß ich aus der fernen Steiermark zu euch an den Rhein komme, um euch lustige Geschichten von meinen Landsleuten zu erzählen. Aber ich bin halt ein Sohn meiner Muater und Herz und Zung' sein mir so fest zusammgwachsen, daß ich's nur steirisch kann sagen, was steirisch ist. Epan ist's was Neugs, was 's hören werd's, aber Schlimms is 's nix und so wölln mar in Gottesnam die tauberlweißen Handschuach ausziachn und in bluatwormen Menschn aussaloßn, der in jedn von uns steckt. Nochha wern mar uns scha vastehn und ols guati Freund ausanondagehn.“ — Nach diesen Worten war im Saale ein rauschender Hauch, als ob der Föhn ginge, das Eis schmolz und wir verstanden uns.

Das löbliche Komité, welches eine Vorlesung veranstaltet, mißt sich zwei Aufgaben bei, die außerhalb seiner praktischen Zwecke stehen: es trachtet, daß das Publikum mit dem Vorleser und der Vorleser mit dem Publikum zufrieden sei. Letzteres glaubt man manchmal bewerkstelligen zu sollen durch Besorgung von Beifallsklatschen. Es giebt verschiedene Arten von Beifall und Sachverständige vermögen den falschen vom echten leicht zu unterscheiden. Beginnt er mit einzelnen kräftigen Handschlägen,

nach deren Kanonendonner stellenweise ein Kleingewehrfeuer von Klatschen folgt, welches dann wieder in einzelnen Schlägen verläuft, so ist das falscher Applaus. Erhebt sich der Beifall sofort nach der Wirkung gleichmäßig und in allen Gegenden des Saales, währt ein Weilchen und erlischt dann wieder gleichmäßig, so deutet das auf einen Erfolg in gewöhnlichem Sinne. Ist es nach der Wirkung im Saale einen Augenblick still, erhebt sich dann ein Sturm, der immer lebhafter und allgemeiner wird, bis er brausend den Saal erfüllt und eine Weile braucht, bis er sich legen kann, so ist das ein dem unerwarteten Ergebnis folgender Beifall von wahrem Werte und der Verleser kann sich sagen: Jetzt hast du ihnen ein Geschenk gemacht, der Dank ehrt den Empfänger wie den Geber — verneige dich. — Aber noch höher als dieser rühmliche Beifall steht dem humoristischen Vorleser das herzliche Lachen.

Von allem Lachen, das ich als Vorleser je erfahren, war mir weitaus das liebste — welches? Das schalkhafte und verständnisvolle Kichern hinter dem Fächer? Das dünne Mäckern des verschrumpften Roués? Das süße Lächeln eines feinen Mündchens? Bewahre! Oder wohl das tiefe Brusttonlachen des Mannes? Sehr wohlthuend. Doch das liebste Lachen war mir ein anderes.

Eines Tages besuchte ich auf Einladung das k. k. Blindeninstitut in Wien. Nachdem der Direktor mich mit den Einrichtungen der Anstalt bekannt gemacht und ich die Zöglinge — es waren deren ungefähr siebzig im Alter von 7—16 Jahren — bei ihrem Unterrichte und ihren Arbeiten beobachtet hatte, nachdem mir von einem der Kleinsten durch das Sturm'sche Gedichtchen „Gott grüße Dich!" ans Herz geklopft worden war, willfahrte ich dem

Ersuchen den armen Kindern irgend ein Stücklein aus meinen steirischen Dichtungen vorzulesen. Sie versammelten sich im Festsaale und saßen jetzt erwartungsvoll in den Bänken enge nebeneinander mit ihren blassen oder rosigen, aber durchweg ernsten Gesichtlein — Gesichter, die nicht sahen! Zumeist waren es kleinere Kinder, aus Nah und fern zusammengekommen in dieses Asyl der Lichtlosen. Ein blasses Knäblein, das erst zwei Tage früher aus Kärnten gekommen war, weinte vor Heimweh still vor sich hin. Keine Augen, und doch Thränen!

Eine große Wehmut kam über mich, als ich so am Tischchen saß und im Buche nach einem heiteren Stückchen blätterte. Da es unmittelbar vor Weihnachten war, so wählte ich das Stück: „Dem Tanenbaum sei Lebn und Sterbn". Mehrmals wollte mir vor innerer Bewegung die Stimme versagen in dem Gedanken, wem jetzt dieses Bildchen von armen Kindern und der Christkindliebe vorgelesen werde. Lautlos horchten die Zöglinge, manchem zuckten die Mundwinkel. Als nun im Walde die Buche und der Ahorn anhuben in menschlicher Sprache zu reden und die „Kranabetstauden" als altes Weiblein mit zahnlosem Munde geschwätzig ihre Beeren anpries, da erhob sich unter meinen jungen Zuhörern ein so helles herzliches Lachen, wie ich es frischer noch nie gehört hatte. Und dieses Lachen war mir das liebste von allem Beifall, den ich je erfahren. Selbst der kleine Kärntner lachte, während in den Augenwimpern ihm noch die Tropfen hingen, und ich hätte sie mögen küssen, alle, vor Freude darüber, daß sie — denen das Licht der Sterne, die Glut der Blumen und der freundliche Blick der Mitmenschen versagt ist, so herzlich lachen können.

Für mich die interessanteste Vorlesung war jene, die ich meinen Bauern hielt in Krieglach. Stellte mich eines Tages von diesen Bauern einer zur Rede, warum ich nur immer fremden Leuten steirische Vorlesungen hielte; man möchte es doch auch daheim einmal hören, was draußen über die steirischen Bauern gesagt werde. Gegen jeden, der aus dem Bauernstande springt und „zu den Herren geht“, ist Misstrauen vorhanden. Der Bauernkittel ist vom Stadtrocke zu oft überlistet worden. Und jemand ließ im Dorfwirtshause laut werden, der Peter würde auch nicht viel anders sein als andere, die dem Vatersstande abtrünnig sind und sich dann über ihn lustig machen. So schlimm war es allerdings nicht. Ich habe mir's wohl gemerkt, dass nirgends die Standesvorzüge so sehr die Standesfehler überwiegen, als im Bauernthum, dass nirgends die menschliche Tüchtigkeit so unverwüstlich ist als im Bauernstande. Und diese Überzeugung habe ich so oft und laut ausgerufen, dass die Herrenleute darüber manchmal ganz nervös geworden sind. Im ganzen gehöre ich weder den Bauern noch den Herren, sondern bloß mir selber. Doch war nun Gelegenheit da, meinen Bauern daheim einmal Rechenschaft abzulegen.

Zur Weihnachtszeit 1885 ließ ich in Krieglach auf dem Kirchplatze folgende Anzeige ergehen:

„In Johonnstog, Nochmittog um drei, gleih noch da Lidanei, is ban Höbnreich-Gosthaus

a lustigi Vorleserei

ols Gruaß za da heilign Weihnachtszeit extra für die liabn Londsleut von

Peter Rosegger.

Einglodn sein dazua Baursleut und Hondwerchsleut,

Monleut und Weiberleut, die Jungen und die Oltn, wölln uns af Gspoaß und Ernst gemüatlih untaholtn. Eingong frei. Gracht wird nix dabei. Kemps nit zspot, s fongg on knopp um Drei."

Herrischerseits schüttelte man dazu die Köpfe. Den Bauern Bäuerliches in Bauernsprache vorlesen — das kann sauber werden! Was der Bauer schon weiß, das mag er nicht wieder hören. Wenn sich der Bauer was vorlesen oder vorpredigen läßt, so muß es etwas Fremdartiges, Pathetisches sein, theatralische Sentimentalität oder toller Spaß, und je unnatürlicher vorgetragen, desto besser; nur tüchtig schreien dabei. Dieweilen das Volk ein tausendköpfiges Kind ist.

Was wird also mit solch einem tausendfältigen Kindskopfe anzufangen sein? Freilich giebt es in Stadt und Land ein Publikum, das auf obigen Speck geht, aber der Bauer — so dachte ich — stößt seine eigene Seele nicht zurück. Und zudem ist es ja in der That etwas Neues, Seltsames, wenn ihm einmal ein Poet gegenübertritt, der die alte Bauernseele, wie sie ist, auspackt, die tapfere, schalkhafte, spottende, leidende, jauchzende und sündenheiße Bauernseele! „Va dir hon ihs, dir gib ihs", sagt dieser Poet zu seinem Volke.

Man durfte also der „lustigen Vorleserei" in Krieglach mit einiger Spannung entgegensehen. Es war die erste solcher Art.

Am Johannistage, einem frischen Wintermorgen, fuhr ich also von Graz nach Krieglach. Auf dem Kirchplatze vor den Anschlagzetteln standen Gruppen von Bauern, buchstabierten die Kundmachung und schienen vor allem froh, daß es keine behördliche war. Eifrig besprachen sie sich

untereinander und jeder hatte seine Meinung über die „lustige Vorleserei". Es war nicht mehr das alte Geschlecht, mit dem ich aufgewachsen und in die Schule gegangen; obschon auch von diesen noch etliche darunter, war es doch eine jüngere Generation, mit der ich nicht mehr so recht in Fühlung stand. Es fielen Bemerkungen, die mir zu denken gaben. „Wird holt der ondri Christ (Antichrist) in da Ledahofn sein!" sagte einer.

„Ich geh nit eini," sagte ein anderer. „Wer' mih nit aweil feanzln lossn von an Stodtherrn."

„Ah na," meinte ein dritter, „einigehn kina ma jo. Brauchn eahm jo nix z'glabn."

„Und won er keck wird, rama mar eahm's Wildi ober und schmeißn an aussi."

Um halb drei Uhr war die große Stube im Gasthause dicht besetzt. Es war der Tanzboden, und schon diese Reminiscenz lag der Sache ungünstig. Noch immer kamen Leute herbei, ganz bescheiden fragten sie an, was sie zahlen müßten, wenn sie „zualosn gehn" dürften. Trotz der Versicherung, daß freier Eintritt sei, wickelten die Weiber Kupfergeld aus den Ecken ihrer Sacktücher: „Gonz umsist trauad mar uns wul nit eini, a wenk wos gabadn ma von Herzn gern, gleiwul af a Seidl Wein." — Ein alter, schwerhöriger Bauer meinte, ihm helfe es nichts, wenn er hineinginge, er sei so viel „terisch" und wolle den Platz einem anderen nicht versitzen, ließ es sich aber nicht nehmen, bei der Wirtin einen Gulden zu hinterlegen „für dem Dichter seine Kinder". Ein armes Weiblein wand sich durch die Menge und stellte sich an der Treppe auf, weil es gehört, daß in der großen Stube Geld verteilt würde.

Die große Stube im ersten Stock war dermaßen angepfropft mit Menschen, daß der anwesende Dorfbaumeister noch rasch Untersuchung halten mußte, ob den Drambäumen des Bodens eine solche Last zugemutet werden dürfe. Als dann das Thor geschlossen wurde und der Vorleser in die Stube wollte, war für ihn kaum mehr Platz vorhanden. Auch etliche „Herrische" waren aus Nachbarsorten herbeigekommen, die mußten diesmal hinten in den Winkeln stehen. Vorn in den ersten Reihen saßen die Waldbauern, Ochsenknechte und Stallmägde.

Und diese betrugen sich musterhaft. Fast laut- und bewegungslos saßen sie da und warteten und fingen die Worte des Lesenden mit Ohren und Augen auf. Ich begann mit der Begründung meiner Vorleserei, zu der ich meine Landsleute eingeladen hätte, um zu zeigen, was ich über sie geschrieben und fremden Leuten vorzulesen pflegte. Als sie merkten, daß ich ganz „spaßig bäurisch" sprach, da kicherten die Weiber und die Mannsgesichter gingen freundlich in die Breite.

Zuerst las ich aus meinem „Zither und Hackbrett" den „Ehestreit", eine mit derbem Humor und blutendem Herzweh durchwobene Dichtung. Die Bauern lachten und schluchzten genau bei denselben Stellen, wie die Städter. „Bei der Predi bin ih frei zrehrn kema (weinend worden)" gestand mir nachher ein dickes Weiblein. „Und a Gspoaß is ah dabei, daß ma lochn muaß," setzte ein Nebenstehender bei. „Sou viel schön zsomgstellt hot er's." Dann las ich aus „Stoansteirisch": „D' Schwoagarin und ihr Kua", ein Stücklein, bei welchem ich mich augenscheinlich tief in die Herzen aller anwesenden Stallmägde eingenistet hatte. Ferner kam ein Stücklein, das — wie ich gleich darthat —

einzig nur der Bauernschaft vermeint war. Gegen die Waldverwüster:

— — — — — —

„Wiar a Milch ohni Rahm,
Wiar a Vogel ohni Federn
Is der Baur ohni Bam.“

Ein Bauer, der seinen Wald verthut, ist

„Wiar a Bua, der sein Buschn
Von Huat owareißt,
Wiar a Dirndl, dös gor
Sei greans Kranzerl wegschmeißt . . .“

Bei diesen Stellen verlängerten sich mehrere Gesichter beträchtlich und ein viereckiger Bauer rief heftig dazwischen: „Wos woaß dan a so a Stodtherr! Wan da Wold sul stehnbleibn, muaßt holt 's Steuromt niedareißn.“ Seine Nachbarn beruhigten ihn, da dürfe man nicht unterbrechen, so wenig, wie den Pfarrer auf der Kanzel. — Besser behagte das lustige Stück vom Bauerndoktor, der seine vertrauensseligen Patienten auf die drolligste Art bei der Nase herumzieht. Dabei wurde aus vollen Hälsen gelacht; jede Figur im Geschichtlein bezogen sie auf Personen ihrer Bekanntschaft: „Däs is der! Däs is de! Ma gsiacht's und hört's urntlih, ah, däs is a Gspoaß!“ Zum Schlusse ließ ich das scheidende Jahr 1885 als alten Mann auftreten, der die dörflichen Ereignisse des vergangenen Jahres launig erzählte, und dann mit einem höflichen Neujahrswunsche Abschied nahm.

Gerade vor mir war ein greiser Landmann gesessen, gar gebückt und mit weißem Haar. Der hatte fortwährend sachte mit dem Kopfe genickt; und nun, als die Vorleserei und der Lärm aus waren, murmelte er wiederholt vor sich hin: „An iads Wort a Wohrheit.“

Nach keiner Vorlesung bin ich je so glänzend recensiert, durch keinen Lorbeerkranz so hoch geehrt worden, als durch diesen Ausspruch des Greises.

Noch eine Weile blieben die Leute sitzen und stehen, es kam aber nichts mehr und so drehten sie sich nach und nach lässig zu den Thüren hinaus. Übles war nichts geschehen, als daß während der Vorlesung draußen ein paar Burschen, die keinen Platz mehr hatten finden können, ein Spektakel schlugen. Wenn ich eingeladen bin und werde dann von der Thüre gewiesen, so schlage ich am Ende auch Spektakel.

Die nachträgliche Meinung über diese Vorleserei war eine geteilte. Die einen wollten mir die Hand küssen und meinten, ich sei halt so viel „a gmoana Herr!" „Und de oltweltisch Sproch! Wia der ältesti Bauer! Und lochn ba der Dummheit. Go da Herr Pforra hot glocht!" Andere versicherten, sie hätten bis morgen zuhören mögen; Butter und Eier, wenn sie einmal schicken dürften dafür. „Wonst wieder amol wos woaßt," sagte mir ein Holzmeister mit der Geldkatz' um den Bauch, „nochher därf die Frau Muada Höbnreich wul ihr Haus spreitzn, sist tretns ihrs zsom." Eine alte Magd gestand freimütig: „Ih bin holt sou viel vageßlih; wan ihs leßti Trum hör, hon ihs ersti scha wieda vageßn. Vastondn hon ih ah nit viel, weil ih ollaweil af d'Hen hon denkt, de ma gestern da Geir hot ghult." Dem entgegen sagte ein schneidiger Bergler: „Vastondn hät ih olls, unterholtn hon ih mih ah, oba gfolln hots ma nit. Er möcht uns Bauersleutn wos in die Pappn schmiern. Dronkriagn möcht er uns. Däs is a Feiner! Ih sog enks, Nachbarn, trauts koan Herrn, und wan er ah nouh sa bäurisch redt! Oba wan

er nouh amal kimbb und predigg, nochha nim ih mein Olti ah mit!" —

Damit genug. Wenn man alle Erlebnisse erzählen wollte, die einem Rhapsoden passieren, der ein Vierteljahrhundert lang umherzieht in Nah und Fern — es gäbe ein pudelnärrisches Buch. Was die Leute sich hinter mir dachten, das weiß ich nicht und frage nicht darnach. Ich gab, was zu geben war, und besser als ich konnte, habe ich nie gelesen. Meine besondere Freude an solchen Vorlesungen war allemal das Aufhören und die Heimreise. Die Schattenseite meiner Vorleserreisen war, daß ich von denselben häufig leidend nach Hause kam. Hamerling hatte mich oft gewarnt davor, besonders im Winter mich den großen Strapazen auszusetzen. „Und wenn Sie davon allemal noch etwas hätten!" sagte er oft. „Sie glauben mit Ihren Vorlesungen für gemeinnützige Zwecke weiß Gott wie viel Gutes zu thun. Kein Mensch dankt Ihnen dafür." Einmal gab der Dichter mir die Biographie Boz Dickens zur Beherzigung. „Der hat sich auch zu Tode gelesen, lieber Rosegger, aber er hat sich vorher mit seinem Humor wenigstens eine Million Dollars zusammengelesen."

Humor und Million! — welche verzweifelte Zusammenstellung!



Mein Heimweh.

Wer es nicht kennt, der lese das nicht. Er würde nur unwirsch werden über die verdammte Sentimentalität. Und hätte insoweit recht, die Sentimentalität ist verdammt widerlich. Aber das Heimweh! Das ist nicht sentimental, das ist brutal, das bringt Dich um, wie der grimmigste Feind. Jener Soldat auf der Schanze: der Feind hatte ihn um das Bein gebracht, um die Hand; ums Leben hatte ihn das Heimweh gebracht im Lazareth. Das Heimweh ist ein Mysterium, man kann es nicht sagen, man muß es singen, wie die Liebe.

Im deutschen Volke klingt ein Lied: „Zu Straßburg auf der Schanz". Ein Soldat, der Klänge seiner Heimat gedenkend, flüchtet, wird gefangen und erschossen. „Das Alphorn hat mir solches angethan. Das klag' ich an!" — Ich glaube, kein anderes Volk hat ein solches Lied, als das deutsche und für Keinen ist es so gesungen, als für den Älpler. „Verschont mein junges Leben nicht, schießt zu, auf daß das Blut raus spritzt, das bitt ich euch!" Lieber sterben, als die Qual des Heimwehs noch länger leiden.

Auch ich weiß vom Heimweh ein lebenslanges Lied zu singen. Der Städter, der eine angestammte Heimstätte nicht so kennt, dürfte uns Berg- und Dorfmenschen

schwerlich sekundieren. Er ist um ein Leid ärmer und um ein Glück. Darum auch thut's mir um das untergehende Bauerntum so leid! Es hat seinen Kindern stets eine Heimat gegeben. Aber nicht jeder ist so kindisch wie der kleine Waldbauernbub war, der von seiner Schafweide aus beständig auf das wenige Büchsenschuß weit entfernte Haus hinschaute, als könne es ihm gestohlen werden. Dem ABC-Schützen blutete das kindische Herz, wenn er vom nachbarlichen Schulhausfenster aus sein Heimatshaus sah, wie es auf dem gegenüberliegenden Berge in stillheiterem Sonnenscheine dalag. Wenn dann der aufsteigende Rauch verriet· Jetzt kocht die Mutter Strauben und Sterz, glaubte ich vor Heimsucht sterben zu müssen. Ein- oder zweimal hatte ich die Schule gestürzt, weil es mir nicht möglich war, die Barfüßlein von Vaters Erdgrund loszubringen. Und darauf am Abende habe ich erfahren müssen, daß auf diesem Erdgrund scharfe Birkenreiser wachsen. Wenn am Sonntag mein Oheim mich mitnahm in die Kirche, da ging es an, in Kirchen hatte ich niemals Heimweh. Aber dann im Wirtshaus! Saß der Oheim zwischen den lärmenden rülpsenden Gesellen, bis am Abend der Wirt das Kerzenlicht auf den Tisch stellte und „Guten Abend" sagte. Mir ein Gläslein süßen Obstmostes mit der Semmel zum Tunken! Wie viel salziges Augenwasser troff hinein. „Wart' nur, Bübel, wart, bis ich ausgetrunken hab', dann gehen wir heim!" So sagte der Oheim trostweise, aber er trank nicht aus, schwatzte nicht, spielte nicht, sondern saß da und saß da. Und wenn daheim das Haus gebrannt hätte, der Oheim würde auf sein Austrinken gewartet haben, bevor er mit dem Wasserkübel feuerlöschen gegangen wäre.

Mit Urgewalt erfaßte das Heimweh mich im zwölften Lebensjahre. Damals hatte im fünf Stunden weit entfernten Birkfeld der Dechant mich in sein Latein genommen, daß aus dem Halterbuben einmal ein braver Pfarrer werden sollte. Auf Kost und Wohnung wurde ich in ein spinnwebiges Bauernhaus gethan, wo mir gleich am ersten Abend ein schlimmer Junge die schwarze Zipfelmütze vom Kopf riß und in den brennenden Ofen warf. Das war genug, die Zipfelmütze war von meiner Mutter gewesen. Wie sorgsam hatte sie mir dieselbe über die Ohren gezogen — und jetzt im Feuer! Mir war, als verbrenne die Mutter mit. Die Traurigkeit ist nicht zu sagen. Ich zählte die Monate, die Tage, die Stunden bis Weihnachten, wann mir ein Heimbesuch gestattet war. Dieses Zählen war ein lustiges Geschäft, schon während des Zählens vergingen die Minuten. Aber der erste Tag wollte nicht vergehen.

Und in einer nächsten Nacht lag ich auf dem Strohschaub in der Stube. Zu den Fensterlein schien der Vollmond herein und ich that nicht schlafen, nicht träumen, that nichts als beten und weinen. Dieser fremde Kasten, dieser fremde Winkel, dieser fremde Ofen. Mir war übel zum Vergehen. Das dauerte so bis Mitternacht, da richtete ich mich auf und fragte: „Warum nicht?“ Plötzlich warm war mir in der Brust, und so selig, so selig! Ich hatte mich rasch entschlossen, zu fliehen. — Zehn Minuten später war ich mit meinem Handbündel bereits im Walde, durch den die Straße zog. Sonst hatte ich mich mächtig vor Gespenstern gefürchtet, heute liebte ich sie, denn es waren Heimwesen, von unseren Knechten und Mägden geschaffen. Anheimelten sie mich, aber ich sah keine. Ich

sah nichts als die Bäume, die mir begegneten und sachte gegen das schreckliche Birkfeld hinab zu wandeln schienen, dieweilen ich voranlief gegen mein Alpel im Waldlande. Am Morgen sah ich das alte Haus, die Mutter stand gerade an der Thür und that einen Schrei. Ihr Söhnlein, das sie schon als schönen Bischof gesehen mit der weißen zweispitzigen Seidenmütze, das lief jetzt scheu wie ein Reh über den Anger hinab. Es hatte Angst vor den Seinen. Das war ein böser Aufruhr, als ich so zurückkehrte; und dann kamen wieder die öden Plackereien des bäuerlichen Werktagslebens. Aber ich ertrug sie schweigend und dachte mir manchmal: Wie dumm! Zu Birkfeld in der Schule beim freundlichen Dechant und seinen Büchern wäre es doch schöner gewesen. Ich machte mir eine Bischofsmütze aus Baumrinden, predigte den Schafen und firmte die Zicklein.

Später in den Lehrjahren lief ich von meiner Meisterherberge jeden Samstag nach Hause, oft auch in den Wochennächten. War ich über die alte klobige Schwelle getreten und hatte das Innere des Hauses auch nur einen Augenblick gesehen, dann war ichs zufrieden. Einmal packte es mich in einem Bauernhause bei Mürzzuschlag. Am Sonntag, während Meister und Geselle sich des Lebens freuten, ging ich über Berg und Thal nach Alpel, wo Vater und Mutter an diesem Tage aber gar nicht zu finden waren. Hingegen saß auf dem Baume der Jungknecht und schmiß mir Holzäpfel an den Kopf. Ich ging nach Mürzzuschlag zurück und das blaue Auge erinnerte mich die ganze Woche über an das Glück der Heimat. Wenn wir Schneider im Sommer bisweilen wochenlang keine Arbeit hatten, dann war es lustig, dann saß ich auf

den Matten meines Vaterhauses, hütete die Lämmer und las Bücher über die weite Welt. Die weite Welt ging trotz des Festgewachsenseins an der braunen Erde niemals aus meinem Kopf und niemals warest du, frohe Wienerstadt, du, lohleuchtender Süden, du, freies Schweizerland mir so schön als vom Gesichtspunkt meines Heimatshauses aus im stillen Waldland.

Und so lange neigte ich doch hinaus, bis plötzlich die Wendung kam. Im Winter 1865 habe ich eines Tages meine Siebensachen in ein Taschentuch gethan und bin in die weite Welt gegangen. „Behüt' euch Gott, alle miteinander, in dreißig oder vierzig Jahren komme ich wieder!" So habe ich mich lachend von den betrübten Meinen verabschiedet. Fröhlich, unbefangen, gedankenlos wanderte ich fort von daheim, als ob's zu einer Dorfkirchweih des Nachbarortes ginge. Trotz der Erfahrungen noch so einfältig zu sein, du zweiundzwanzigjähriger Mensch! War's die Jugend oder die Dummheit? Gott segne beide!

In der Buchhandlung zu Laibach da sprachen sie eine schöne hochdeutsche Sprache. Sie war ganz eckig vor lauter Hochdeutsch. Das war schön. Untereinander redeten sie eine fremde Sprache — krainerisch. Das war noch schöner. Meine Arbeit war, slovenische Gebetbücher zu falzen — da hatte ich sie nun, die vielen Bücher, nach denen mein Herz gebrannt! Im Grunde aber war mir nicht recht wohl. So oft ein halbes Stündlein Zeit war, ging ich auf den Schloßberg, dort sah man die beschneiten Berge; ging zum Bahnhof, dort liefen die Eisenschienen wie ein liebes Doppelband nach Steiermark und Krieglach; ging in die Kirche, dort bei der Messe klang das Dominus vobiscum genau wie daheim. Damals dämmerte mir die Ahnung auf,

warum die Sprache der katholischen Kirche in der ganzen Welt die lateinische ist. Sie ist eine Eisenbahnschiene um die ganze Welt und gleichsam die Heimatsprache aller Pfarrkirchen.

Mein Vergnügen am Essen, sonst eine gesegnete Eigenschaft der Jugend, war dahin. Wenn sie krainerisch sprachen, wurde mir übel im Magen, als ob ich Speck gegessen und Wasser darauf getrunken hätte. Was ich in der Buchhandlung angriff, geriet verkehrt. Mein Chef war gütig, er schaute mir manchmal ins Gesicht. Er riet mir frische Luft an, dann würde es schon besser werden. Wie soll es besser werden im fremden Krainerland? So oft ich ein Kleidungsstück betrachtete, das mir die liebe Mutter genäht, die gute Schwester geglättet hatte, hub die Bestie an, zu graben. Im Freien war mir manchmal etwas leichter. Wo alles fremd war, wo gar nichts an die Heimat Erinnerndes zu sehen war, da ging es fast eher noch, aber schon ein Fichtenbaum, eine Kuh oder ein Schaf konnten mir die ganze unerreichbare Waldheimat quälend vor Augen zaubern. Das Mäckern einer Ziege drang mir tausendmal wonniger ins Herz als die Märsche der Soldaten in der Sternallee. Ein Buchbinder, zu dem ich mit einem Arm voll Gebetbücher geschickt wurde, schaute die Jammergestalt mitleidig an und fragte in krainerischem Deutsch, ob ich Zahnweh hätte. Auf meine Verneinung war all sein Mitleid dahin — wenn man nicht Zahnweh hat, wozu ein solches Gesicht! Und wie hätte ich ihm meine Not klagen können! Es war ja kein Wort dafür vorhanden. Ein Bangsein, eine Beklemmung, eine immerwährende Angst, daß daheim ein großes Unglück sein werde! So namenlos weh! Was die Seekrankheit für

den Leib, das ist das Heimweh für die Seele. — Noch heute kann ich keinen Buchbinderleim riechen ohne Widerschein jenes Leides, denn solcher Geruch erinnert mich an Laibach im Krainerlande.

Die Schlaflosigkeit der Nächte war noch nicht das Schlimmste; schlimmer war in kurzem Schlafe der Traum, der mich heimführte ins liebe Waldhaus. Denn das Erwachen dann in der fremden frostigen Kammer mit der Aussicht auf eine nahe rußige Hofmauer spottet aller Pein, die ich je in diesem Jammerthale kennen gelernt habe. — — Wie viele Jahre schon vermeinte ich in der Fremde zu weilen — was konnte daheim schon alles geschehen sein! Und noch nicht zwei Wochen, seit ich mit fast tanzenden Schritten das traute Haus verlassen hatte. Die dreißig, vierzig Jahre, bis der Schlingel wieder einmal kommen wollte, konnten etwas länglich ausfallen. In die Bücher, auch wenn sie deutsch waren, that ich kaum einen Blick; als wären sie Holzscheite oder Steine, so legte ich sie hin und her. Da geschah es am Samstag spät abends, was näher erzählt worden ist in der „Waldheimat". Ein Wort hatte mich erlöst.

Später in Graz war es namentlich die Weihnachtszeit, die mich nahezu gewaltsam ins Gebirge riß, wo in Haus und Kirche einst das Christuskind dem Menschenkinde erschienen war. Aber das erneuerte sich sachte wieder, als die eigenen Kinder erschienen und mir die Stadt zur zweiten Heimat machten.

Trotzdem hat das Waldland mich niemals freigegeben. Meine Verwandten und Jugendbekannten waren im Laufe der Zeit weggestorben oder ausgewandert, mein Heimatshaus unter fremdem Besitz verfallen. Alles in jung-

wuchernde Waldwildnis versunken, und mich zog's doch wieder hinauf, und der Berg mit seiner öden, vermodernden Hütte war mir immer noch der Mittelpunkt der Welt.

Manche schöne große Reise ist mir am Heimweh gescheitert. Die erste Reisezeit war's immer ganz froh vorwärts gegangen, allmählich kam eine gewisse Unruhe und Hast in mich, das Interesse an den fremden Umgebungen verblaßte, ich kürzte den Aufenthalt in einzelnen Stationen ab und beschleunigte die Fahrt. Die Gedanken wendeten sich weltmüde der fernen Steiermark zu, bis ich dann allemal plötzlich umkehrte und mit dem schnellsten Zug Tag und Nacht fuhr — in die Heimat! In die Heimat! Es gab ja Zeiten, wo ich eine Heimat eigentlich gar nicht hatte, weder da noch dort. Meine Mutter gestorben, die Verwandten zerstreut — Weib und Kind noch nicht vorhanden. Ich besaß kein Haus, keine Scholle, konnte in Steiermark kaum mehr mein eigen nennen, als etwa in Holland oder in Australien — und doch zog's mich zurück, erbarmungslos, unwiderstehlich. Einmal draußen im Schwabenlande wurde durch den Heuduft der Wiesenmahden plötzlich ein solches Heimweh entfacht nach den Almmatten im Waldlande, daß ich eilends hinauffuhr nach Tirol, wo der Alpenheuhunger zur Not gestillt worden ist. Ferner erinnere ich mich, daß in Rom mir eines Tages eine so leidenschaftliche Sehnsucht kam nach dem Feldrain mit den Ahornen, der im Waldland von meinem Vaterhause sich hinzog gegen den Schachen. An jenem grünen Raine hatte ich vor Zeiten ein Buch über Rom gelesen vom Colosseum, vom Pantheon, von der Engelsburg, von der Kirche des heiligen Petrus, hatte die Dinge in Holzschnitt

betrachtet und heiß gewünscht, dieses Rom doch einmal mit leiblichen Augen zu sehen. Nun sah ich es und nun sah ich kein erstrebenswerteres Ziel, als wieder dort am Feldrain zu sitzen unter den Ahornen! — So unbegreiflich ist der Mensch! Mit größter Überwindung entschloß ich mich zur Weiterreise nach Neapel. Aber ich aß nicht mehr, ich schlief nicht mehr, ich schaute nicht mehr in den Bädeker. Mein einziges Gebet- und Erbauungsbuch war der Eisenbahnkurier mit seinen Heimfahrtrouten. Und ein paar Tage später, mitten in den Ruinen von Pompeji — es war auch noch der Vesuv und die Blaue Grotte im Plan gestanden — kam's mit solcher Gewalt, daß ich an den Bahnhof lief, dort die in Verwahrung gegebene Reisetasche an mich nahm und ununterbrochen — heimfuhr. Am vierten Tage stand ich auf einer Höhe des kühlen, stillen Waldlandes, blickte fast betroffen in die Runde und fragte: Warum? — Ich wußte nicht warum ich gekommen war. — Es ist ja doch nichts. Wie sonnig, wie blühend war Italien und wie nebeldumpf sind diese Berge! Wie bunt, wie liebenswürdig, wie göttlich vergnügt waren diese Welschen und wie schwerfällig und schläfrig sind diese Steirer! Ein galliger Kleinhäusler rief mir zu: „Da ist er ja wieder, der Stadtzottel, der zu den Herrischen gegangen ist, weil er nit arbeiten will!" — Und da kam ich mir sehr thöricht vor.

Ein anderes Mal, in Böhmen, war ich schon gewitzigt und gab nicht nach. Wo findest Du eine herrlichere Königsstadt, als das hunderttürmige Prag! Mit guten Freunden, mit Wein, mit Festlichkeiten und allen Listen wollte ich das böse Hangen übertauchen, da wurde ich krank, bekam Fieber, verfiel in Schwäche und Apathie und der Arzt flüsterte zum

Wirt: „Heimreise! Aber sie wird schwerlich mehr möglich sein.“ Das Wort Heimreise hören, und ich war schon frischer. Noch am selben Abend reiste ich. In Pardubitz kein Fieber mehr, in Brünn Hunger nach Schinkenbrod, in Wien angekommen war ich gesund. Im Schatten des Stephansturmes war ich vor Heimweh stets gefeit gewesen. Selbst heute noch, nachdem die alten Freunde, mit denen ich in der Kaiserstadt nachgerade eine zweite Jugend verlebt, längst gestorben sind, nachdem ich in diesem verzauberten Walde aus Stein wieder fremd geworden bin — der Stephansturm hat für mich immer noch genau die Wirkung wie die Berge im Waldlande, er giebt mir das süße, das ruhige Heimatsgefühl. Vielleicht wohl ein wenig auch darum, weil man vom Stephansturm aus so hübsch auf den — Südbahnhof sieht.

Vor etwa zehn Jahren hat ein unternehmungslustiger Impresario mich nach Amerika schleppen wollen, um dort Vorlesungen zu halten. Mit jenen Bekannten, die mir damals zu dieser schönen Reise wärmstens geraten haben, spreche ich noch heute kein Wort. Ich empfand das Ansinnen wie eine persönliche Beleidigung. Eigentlich hätte ich sie gerichtlich verklagen können wegen Aufreizung zum Selbstmord. Ein anderes wäre meine Reise nach und durch Amerika nicht gewesen.

Vor einiger Zeit bot eine vornehm gesinnte Dame im Hinblick auf meine schwache Gesundheit mir ihr Haus an der Riviera zum Winteraufenthalt an. Um dem Heimweh allen Vorwand zu untergraben, sollte ich auch die Familie mitnehmen. Mit Weib und Kind unter den Ölbäumen, Palmen und Lorbeeren zu wandeln im Angesichte

des Meeres und des goldenen Himmels mit seinem südlich milden Hauch! Herrliches Leben! — Was geschah? Schon im Vorgedanken an den Aufenthalt im fremden Land wurde mir übel. Schon vorwegs bekam ich Heimweh, und zwar siebenfaches, für Mann, Frau und fünf Kinder. — Im nordischen Winter haben wir unseren Christbaum gefeiert — daheim.

Wenn sie mich zu den Soldaten hätten genommen! Ich hätte so oft fort müssen bei Nacht und Nebel und in die Wälder zurück, und wäre wahrscheinlich so oft wieder eingefangen worden, bis, alle übrigen Strafen durchgelitten, es mir ergangen wäre, wie dem zu Straßburg auf der Schanz!

Und ein so furchtbarer Seelenzustand soll etwa gar noch poetisch sein? Wieso denn das? Von Gottes- und Naturwegen ist der Poet doch überall daheim, wo es schön ist, wo echte Menschen wohnen; er soll mit dem ernsten Nordländer sinnen und mit dem heiteren Südländer lachen, mit dem Sohne des Ostens träumen und mit den gierigen Kindern des Westens genießen. Die Welt muß seinem Herzen gehören und sein Herz der Welt. Und so ein dummes Waldpoetenherz hängt wie ein Fichtenzapfen an einem Baum! — Gemach, es giebt Waldpflanzen, die eben nicht versetzbar sind. Auf der Insel Rügen habe ich die Feder ans Papier gesetzt und nicht können dichten; in Venedig habe ich die Laute zur Hand genommen und nicht können singen. In aller Welt habe ich nach den von ihr gebotenen Früchten gelangt und nicht können glücklich sein.

Gehe Du nun aber einmal mit mir in mein Waldland, Du wirst mich staunend fragen. Du wirst dort den Moder einer vergangenen Welt finden und eine schwere Trauer. Da tritt aus dem Dickicht der Jäger und weist Dich davon, Dich und mich. Das wäre der Hirschen Revier, da hätten wir nichts zu suchen!

Heimweh nach einem Orte, wo man — fremd ist!



Mein Kranksein.

Der Waldbauernbub daheim wußte gar nicht, daß es auf der Welt Leute giebt, die ganz gesund sind. Im Waldhause war immer jemand an etwas krank. Halsweh, Zahnweh, Kopfweh, Brustweh, Ohrenstechen, Strauchen, Bauchzwicken, Gallfieber, das war so das Gewöhnliche und kein Mensch haderte deshalb mit dem lieben Herrgott — es war eben so, mußte so sein, das Leiden ist dem Menschen aufgesetzt und der Herr Jesus hat auch seine Wunden gehabt. Die Lebensweise, heute zu wenig essen, morgen zu viel, heute schlecht gesottenes, morgen nicht gar gekochtes, wochenlang zu wenig Waschwasser, plötzlich wieder zu viel, das war's, ein anderes Aufgesetztsein gab es nicht. War dann das Leiden da, so bestand die Diät in überheizten Stuben, in Vermeidung aller frischen Luft, dazu die Kurpfuscher mit ihren Salben, Pflastern, Medizinen — alle Stunden einen Löffel voll — es war ein Wunder, daß überhaupt noch jemand gesund wurde. Außer zwei meiner Geschwistern, die in erster Kindheit an „Friesel und Fraisen" gestorben waren, haben wir allmiteinander das Waldhaus lebendig verlassen. Ein paar Mal gab's Lungententzündung und Nervenfieber, da wurden die geprüften Ärzte angerufen, die waren stundenweit weg, sahen vom Kranken nichts als das bewußte Fläschel und heilten zumeist per Distanz. Es

gelang so schlecht und recht, wie in der Stadt, wo der Doktor täglich ins Haus kommt. Die Natur war sich selber überlassen, that was sie wollte und machte den Kranken, falls die ihr unter die Füße geworfenen Hindernisse nicht gar zu groß waren, ehzeit wieder gesund.

Meine Mutter litt häufig an Schwindel, zu viel Blut! hieß es. Alljährlich mußte ihr einmal zur Ader gelassen werden, das war für mich allemal ein schrecklicher Tag Die Mutter bluten zu sehen! Sie ging nach Krieglach oder Fischbach oder Langenwang zum Arzt. Der entblößte ihren Arm und ließ das Schlageisen auf die Ader schnappen. Ein schwarzer Bogenstrahl, eine ganze Schüssel voll Blut. Dann Unterbinden, dann Einfatschen des Armes, dann im Wirtshaus ein Stück Fleisch und ein Glas Wein, denn jetzt mußte das Blut wieder nachgezüchtet werden. Wegen Ohnmachtsanwandlungen unterwegs über das Gebirge mußte ich die Mutter öfters begleiten. Einmal war es auf dem Heimweg mitten im Walde, daß meine Mutter stolperte, zu Boden fiel und den wunden Arm an einen Stein stieß. Sie stand rasch auf, versicherte, es sei nichts geschehen. Nach wenigen Schritten aber sank sie wieder um und ich sah, wie an ihrem Arm das Blut hervorrieselte zwischen den Binden. Sie schlief, sie war im Gesicht weiß wie Lehm und ich stand gelähmt neben ihr und konnte nichts denken, als: Jetzt ist die Mutter gestorben. Ein Fuhrmann kam gefahren, den rief ich an, die Mutter wolle nicht aufwachen! „Recht hat sie!“ sagte er und fuhr davon. Sein Hündlein umkreiste bellend die Ohnmächtige und leckte ihr das Blut von der Hand. „Hilf uns, du lieber Hund!“ schrie ich dem Tiere weinend zu. Der beleckte ihre Faust, ihre Stirne und sie machte die Augen auf.

„Es ist schon besser," sagte sie leise, „laß mich nur noch ein wenig rasten, dann gehen wir weiter." Nachdem sie selbst den Verband geordnet hatte, war doch auch der Fuhrmann umgekehrt und hat uns heimgeführt. So steht jener Waldgang noch in meiner Erinnerung, ich mochte damals kaum viel über sechs Jahre alt gewesen sein.

Mein Vater war bis zu seinen reiferen Jahren ein gesunder Mann gewesen. Um diese Zeit fiel er in ein schweres Nervenfieber wie man sagte und geriet nach Verlauf desselben in einen Zustand, welcher von Ärzten und Winkelärzten als Schwindsucht erklärt wurde. Er magerte ganz ab, war vor Schwäche zu jeder Arbeit unfähig und litt beständig an Melancholie. Ich erinnere mich noch, wie er mit mir kleinem Knaben in Wald und Feld sehr langsam umherging; oft mußte er sich vor Erschöpfung im Freien hinlegen; sein Herzleid war, daß ihm die Ameisen auswichen, denn das ist nach dem Volksglauben bei Kranken ein schlimmes Zeichen. Die Leute prophezeiten ihm keine Heilung mehr. „Wenn die Blätter abfallen, wird er halt sterben." So hat es an zwei Jahre gedauert, dann hub er wieder sacht an zu arbeiten und zu leben wie ein gesunder Mensch. Aber eigentlich genesen zu dem kräftigen Manne, der er früher gewesen, ist er nie wieder. Einst ist er unter seinen Altersgenossen in Krieglach-Alpel der einzige Kranke gewesen, nach fünfzig Jahren war er von ihnen der einzige noch Lebende. Die anderen, die Gesunden, glaubten sich nicht hüten zu müssen, sie kannten kein Maß in der Lebensführung. Die einen rasteten zu lange, die anderen arbeiteten zu scharf, aßen zu stark, tranken zu viel, hielten in ihren Leidenschaften keine Regel, kein vernünftiges Ziel. Wenn ich der guten

Leute gedenke, die in jenen Gegenden lebten, so zeigt sich im allgemeinen Folgendes: Die Wohlhabenden und Genießenden starben frühzeitig, die Armen, kümmerlich lebenden, erreichten ein höheres Alter.

Meine Mutter starb freilich schon in ihrem vierundfünfzigsten Lebensjahre; mein Vater ist zweiundachtzig Jahre alt geworden.

Ich hatte in meiner frühen Jugend eine Lungenentzündung zu überstehen gehabt und kann mich noch recht wohl erinnern an die feuchtkalten Egel, die auf meiner Brust weideten. Meine häufigsten und schlimmsten Jugendübel waren Zahn- und Ohrenschmerz. Die Zähne konnten herausgerissen werden; bei den Ohren hat unser Knecht auch manchmal angefaßt, wenn es galt, mich vom Schreibpapier zum Dreschflegel zu geleiten — aber ohne weiteren Heilerfolg.

Dann, als ich in die Studie kam, die Bergluft gegen Stadtstaub vertauscht hatte, war das den Augen nicht recht. Eine chronische Entzündung der Augen machte das Tagstudium schwer und das Nachtstudium fast unmöglich, gleichsam als wollten sie sich rächen dafür, daß sie gegen Waldesgrün das Büchergrau umtauschen mußten. Es half ihnen aber nicht viel; sie wurden nur sehr kurzsichtig, die Entzündung aber verlor sich, um später als Katarrh in Nase und Bronchien umherzuspuken.

Wenn ich meine Krankengeschichten weiter erzähle, so geschieht es ein klein wenig in der Absicht, meinem Leser, der möglicherweise ja auch irgendwie leidend ist, ein gutes, ermutigendes Wort zu sagen. Und ist der liebe Leser gesund, so mag er's erfahren, wie gut er's hat. In

den Krankenstuben lernt der Gesunde wie der Kranke — das Glück kennen.

In den Jahren 1878 und 1879 — ich bewohnte damals zeitweilig mein neues, noch nicht vollkommen ausgetrocknetes Sommerhaus — empfand ich manchmal ein Unbehagen, ohne eigentlich zu wissen, wo es fehlte. Es war wie eine große körperliche Ermüdung, welche durch Rast und Ruhe aber nicht behoben wurde. Überanstrengung, Nervosität hieß es — das sagt Vieles und Nichts. Als sich der Zustand allmählich steigerte, kam ich darauf, daß die Ursache in der Brust war, daß ich manchmal an das Atmen erinnert wurde, an welches der gesunde Mensch sonst in Jahr und Tag nicht denkt. Eine gewisse Beklemmung war, besonders in den Nächten. Anfang 1879 zog ich mir auf einer Schlittenfahrt eine starke Erkältung zu, nach welcher bedenkliche Erscheinungen von Brustkrankheit auftraten. Zur Zeit hatte auch ein quälendes Seelenleiden begonnen, welchem ich nicht Herr zu werden vermochte und welches möglicherweise eine Ursache meines körperlichen Verfalles war. Ich hub mit den Ärzten an. Allerhand Ratschläge anderer Personen drängten sich selber auf und nun begann eine Zeit mannigfaltigster Experimente. Die meisten der Ratschläge vereinigten sich für kalte Waschungen, die ich monatelang anwendete. Ich wurde dabei immer erschöpfter, konnte weder Hitze noch Kälte mehr ertragen, ohne daß sich Schleimhautentzündungen und Husten einstellten, bis endlich im Oktober 1879, bei einem plötzlichen Witterungswechsel von warmem Sonnenschein auf Schneefall, ein heftiger Bronchialkatarrh mit Asthma auftrat. Zwei Tage und zwei Nächte rang ich unter größter Anstrengung nach Athem. Das Röcheln und Pfeifen in der Brust war weithin

zu hören und die Bekannten und Freunde standen herum, wie am Bette eines Sterbenden. Das Fleisch fiel so rasch von den Knochen, daß ich vollkommen überzeugt war, auf galloppierender Schwindsucht in den Himmel hineinzureiten.

Am vierten Tage war ich zur Überraschung meiner Umgebung aus dem Bette, weil ich in aufrechter Stellung leichter atmete. Nach frischer Luft verlangte es mich und bald saß ich auch wieder am Arbeitstische. Die kalten Waschungen wurden aufgegeben, hingegen kamen andere Mittel. Als Nahrung fast ausschließlich Fleisch, Milch, Eier, Malaga; später versuchte ich es mit reiner Pflanzennahrung. Am Leibe trug ich sogenannte Jägerwäsche. Leichte Turnübungen trieb ich täglich mehrmals. Im Frühsommer Kur in Gleichenberg, eisenhältige Säuerlinge mit Milch jeden Morgen u. s. w. Die schweren Anfälle aber wiederholten sich im Jahre fünf- und sechsmal und öfter, jeder that, als wollte er der letzte sein und mir den Garaus machen. Manchmal dauerte der Brustkatarrh mit peinlicher Atemnot wochenlang, bis endlich wieder ein Weilchen der Erleichterung kam. Wunder nahm es mich, daß dabei die geistige Arbeitslust nicht eigentlich litt, selbst in Stunden der Atemnot war ich angeregt und während die Brust unter schwerer Beklemmung wie in Todesangst ächzte, dichtete es im Kopf Geschichten und Schwänke.

Ich wollte also doch mit dem Leben nicht abschließen. Wo und so oft es Gelegenheit gab, befragte ich Ärzte. Mancher horchte an der Brust, horchte am Rücken, guckte mit dem Spiegel in die Luftröhre hinab. Keiner sagte, was es eigentlich war, jeder verordnete: Schonung, keine Aufregungen, gute Nahrung, regelmäßige Spaziergänge, früh schlafen gehen. Mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit hielt

ich mich an diese Regeln, allein ich gesundete nicht und ich starb nicht. Dann verlegte ich mich auf Quacksalbereien, denn Alt und Jung, Männlich und Weiblich, Herrisch und Bäuerlich, Geistlich und Weltlich wußte guten Rat. Gemswurzelpulver. Hasenfell auf die Brust. Tausendguldenkrautthee. Molken. Waschungen mit Weinessig. Höhenluft. Fichtenreisig im Schlafzimmer. Moorbäder. Ich that nun schon alles mit der ziemlichen Gleichgiltigkeit eines Mannes, dessen Tage gezählt sind. Versucht wurde selbst die Terrain-Kur, bei der nicht bloß die Tage, sondern auch die Schritte gezählt sind. Im Walde machte ich auf Anraten Lungenturnübungen, indem ich mit gehobenen Achseln wiederholt hoch aufatmete und mit weitoffenem Munde die frische Luft einschlürfte. Ich gesundete nicht und starb nicht. Im Ganzen war nicht zu verkennen, daß ich immer mehr herunterkam. Den besten Rat gab mir ein alter Herr auf dem Grazer Schloßberg: Ich sollte trachten, nur noch einige Jährchen älter zu werden, dann wäre ich über das gefährlichste Alter hinaus.

Also lebte ich weiter, so gut es ging. Aber bisweilen verdroß es mich doch, daß ich oft so heiß nach Atem ringen mußte, welchen Andere leicht und froh in die Brust trinken und ein lustig Liedel pfeifend wieder von sich blasen. Mühevoller erwirbt sich Keiner das tägliche Brot, als ich das bißchen Luft erschnappen mußte, aus dem unendlichen Vorrat, der uns umgiebt. Der Hergang eines Asthmaanfalls war stets folgender: Anfangs das Bedürfnis zu ruhen, bald kommt ein milder Schlaf, dessen ganze Süßigkeit mir bewußt ist, wie sonst nie. Endlich erwache ich wieder, fühle ein leichtes Unbehagen, in den Gliedern ist ein plötzliches Hitzen, Reiz zum Niesen, dann merke ich, daß der Brust-

korb etwas enge ist. Ich habe das Gefühl, als schwelle sachte die Lunge an. Das Atmen wird schwerer, wie mit Stricken schnürt's die Brust zusammen, das pfeift, ich muß mich aufrichten, den Oberkörper vorgeneigt ist's noch am erträglichsten; aber es verschlimmert sich, ich versuche alle möglichen Stellungen einzunehmen, es nützt nichts, jede Bewegung verstärkt die Atemnot und vor Atemnot kann man kein Wort mehr sprechen, nur Silben kurz herausstoßen. So müde fühlt man die furchtbar arbeitende Lunge, daß man jeden Augenblick meint, sie müsse zerspringen. Das geht nun aber nicht bald vorüber, es dauert mindestens vier Stunden, oft auch, mit geringen Erleichterungen, einen oder mehrere Tage lang. Ein unbeschreiblich qualvoller Zustand. — Mit der Welt war ich zu jener Zeit im Reinen, bat den Himmel nur noch, daß er rascher mache. Die Anfälle kamen und gingen. Fast kamen sie mir im Laufe der Zeit milder vor, was aber auch die Gewohnheit machen konnte. Wenigstens ließen sie mich seelisch gleichgiltiger. Doch die Kuren und Medizinen, auch die Regelmäßigkeit der Lebensweise wurden mir endlich langweilig. Ich wollte in das träge Hinsiechen manchmal eine kleine Abwechselung bringen. Zur Munterkeit reizte ich mich auf, mit Leuten trachtete ich wieder mehr zu verkehren, obwohl immer alles erschrocken war von meinem Aussehen. In Gesprächen aber röteten sich meine Wangen, ich wurde lebhaft, ließ mich bewegen, manchmal etwas Steirisches zum Besten zu geben, auch begann ich Wein und Bier zu trinken. Ich hub an, ins Wirtshaus zu gehen, unterhielt mich und dachte vielleicht erst um Mitternacht daran, nach Hause zu gehen. Manchmal kam darauf die Atemnot, manchmal nicht. Da fiel mir nämlich einmal etwas auf. Wenn ich des Abends

in Gesellschaft und unter lebhaftem Gespräche nach Hause ging, so folgte in der Nacht oder am nächsten Tage Brustkatarrh und Atemnot; ging ich allein, so war's gut. Endlich fiel es mir ein, daß die beim Sprechen rasch eingeatmete kalte Luft Ursache der Anfälle sein könne.

Als vor Jahren ein verdienstlicher Grazer Arzt mich versichert, daß durch Ausbrennen der inneren Nasenwände mit Lapis, oder Wegschneiden der Anschwellungen und Wucherungen in der Nase, mein Brustleiden heilbar sei, verstand ich den Zusammenhang nicht. Heute weiß ich freilich, daß dem Atmen der Weg durch die Nase im Notfalle mit Feuer und Schwert erkämpft werden müsse!

Behoben war die Atmungsnot aber trotzdem nicht und gerade im Sommer, wo gar keine kalte Luft einzuatmen war, kam sie am heftigsten. Da wurde mir einmal von jemandem die Asthmazigarette angeraten, die aus getrocknetem Kraute des Stechapfels besteht. Es ist das sogenannte Hexenkraut, mit welchem im Mittelalter allerlei Verzückungen und Bezauberungen zu wege gebracht worden sein sollen. Ich lehnte dieses Mittel barsch ab, es war wohl wieder eines von den Hunderten nichtsnutzigen. Jahrelang lag die mir zur Probe gespendete kleine Zigarette in meiner Tischlade, mir vor Augen. Einmal aber, während eines heftigen Anfalls, nahm ich sie, zündete sie an und sog einige Züge des Rauches in die Lunge. Tabaksraucher würden das Zeug schwerlich für ein „gutes Kraut" erklären, es war aber doch eins. Nach kaum zehn Zügen fühlte ich mich zur größten Überraschung erleichtert in der Brust und der Atem ging lind und ruhig. Das Mittel habe ich bis heute beibehalten. Es wird zu Asthmazeiten abends angewendet, wonach allemal ein süßer, erquickender Schlaf

folgt, aus dem ich gestärkt und zur Arbeit munter erwache. Von allen Heilmitteln, die ich mein Lebtag angewendet, ist dieses das einzige mit positiver, unmittelbar wohlthätiger Wirkung. Das Asthma hat für mich seine Schrecken verloren. Nun kam aber einmal etwas anderes.

In einer Dezembernacht des Jahres 1892 erwachte ich und empfand in der rechten Brust ein scharfes, heftiges Stechen. Mein erster Gedanke: Lungenentzündung! Am Morgen aufgestanden, jagte mich heftiger Schüttelfrost ins Bett zurück. Der Arzt bestätigte meine Mutmaßung. Drei Tage nachher waren wir soweit, daß der in Wiener Neustadt studierende älteste Sohn heimgerufen wurde. Mir war ganz klar, was das zu bedeuten hatte. Dann im Nebenzimmer Aerzteconcilium, ich hörte nur von einem hohen Fieberstande, vom „Versehenlassen", weiter habe ich nicht hingehorcht auf das Urteil über Leben und Tod. Mir fehlte nachgerade das Interesse dafür, ich war schläferig. So gut habe ich nie geruht, wie in jenen Tagen schwerer Krankheit. Jede Bewegung war nicht bloß verboten, sondern wegen der großen Schwäche auch unmöglich. In den Nächten, wenn die Meinen im Nebenzimmer wohl bange nach den kurzen Atemzügen horchten, sah ich liebliche Erscheinungen aus der Kindheit, hörte den Wiegengesang meiner Mutter. So kam das Weihnachtsfest. Sie wollten auf den Christbaum verzichten an dem Tage, der über Leben und Tod entscheiden sollte. Die Bitte, den kleineren Kindern ihr holdes Glück nicht vorzuenthalten, ich konnte sie nur hauchen. So wurde im Nebenzimmer der Tannenbaum aufgestellt. Obschon stark am entgegengesetzten Rande des Lebens, gehörte auch ich — wie es sich nun herausstellte — zu den kleinen Kindern. Den Christbaum wollte ich sehen. Der Arzt, dem

meine Stimmungen gar wohl bekannt waren, gestattete, daß das Bett so gegen die Thür gerückt werde, um mit meinen Augen an dem Weihnachtsbaume teilnehmen zu können. Als dann der Baum leuchtete und sie das Bett rückten, barst dieses plötzlich auseinander, so daß nach allen Seiten die Bretter und Kissen hinfielen und ich mit meinem Strohsacke auf dem Boden lag. Der Meinigen Schreck war groß, ich aber lag ganz zufrieden, wo ich lag und betrachtete den strahlenden Baum. Ich werde ja ohnehin das letzte Mal Lichter und Kinder sehen, fiel es mir ein, aber mir war ganz gehoben dabei zu Mute. Das Sterben ist ja auch ein Fest. — Ein anderes Bett war bald vorhanden. Die Trümmer des alten wurden in das Vorhaus gelehnt und davon kam das Gerücht: Er ist tot. Mein Schlaf in derselben Nacht mag danach gewesen sein, die Wärterin soll Stund um Stund mit ihren Medizinen, Labungen und Hilfbereitschaften zu meinem Bette gekommen sein, ich wurde nicht wach und am Christmorgen wußte sich der Arzt vor Vergnügen nicht zu fassen über das plötzliche Sinken des Fiebers.

Die Krise war glücklich vorüber. — Ungemütlicher wurde die Krankheit später, als eine Rippenfellentzündung und eine Venenentzündung dazu kam. Das gab Schmerzen und dauerte Monate lang. Aber selbst diese Zeit war eine selige. Es war so heimlich bei Weib und Kindern, die mich mit aller Liebe hegten und pflegten. Das erste Gedicht des Genesenden — es wurde noch mit sehr zitternder Hand geschrieben — hat gelautet:

Mein tapferes Weib.

Ein Lied aus schweren Tagen,
Wer wüßt' es nicht zu singen,
Ich stammle meins mit Zagen,
Denn kaum kann es gelingen,
Die dumpfen wochenlangen,
Die schattendüstren Qualen,
Ein Meer von Not und Bangen
Zu gießen in enge Schalen.
Mir deckt' den Kern des Ganzen
Ein heit'res Traumgesicht,
Ich sah die Engel tanzen
Im rosigen Himmelslicht,
Ich hörte sie auch singen,
Sie sangen so süß und fein,
Das Schönst' von allen Dingen
Im Himmelreich zu sein. —
Am Krankenbette unten,
Die Ärzte saßen schweigend,
Die Hausgenossen stunden
Ringsum, die Köpfe neigend,
Die Kinder leise weinen,
Ich sollte es nicht hören,
Wie brannten weh im meinen
Gemüt die heißen Zähren!
Nur eine der Gestalten
Stand aufrecht, ungebeugt,
Im zielbewußten Walten;
Das Haupt zu mir geneigt,
Bot sie trotz eig'ner Schmerzen
Mit ihres Blickes Gabe
Dem kranken, wehen Herzen
Die allerbeste Labe.
Und mit geschickten Händen
Wußt' sie ohn' Ruh und Hasten

Den kranken Leib zu wenden
Zum sanften bess'ren Rasten.
In meiner Leiden Kette,
Voll edler Frauenhuld
Saß sie am Krankenbette
Mit Sanftmut und Geduld.
Und wenn ich wollt' verzagen,
Ihr zuversichtlich Wesen
Hat mich emporgetragen
Zum Hoffen und Genesen.
Des Hauses starke Säule,
Des Herzens frohes Leben
Hast du, wenn dir zum Heile,
Ein tapf'res Weib gegeben.

So viel der bisherigen Hauptzüge meiner körperlichen Leiden. Was folgen wird, ist Gott bekannt. — Im Übrigen ist meine Kränklichkeit mir eine gute Erzieherin geworden. Sobald ich nur ein bißchen über die Schnur haue, werde ich bestraft. So habe ich mir's angewöhnen müssen, nie ganz so lange zu essen, bis ich satt bin, nie zu heiß und nie zu kalt, die Speisen gut zu kauen, nie mehr als ein Glas Wein zu trinken, nie mehr als eine Cigarre zu rauchen, nie länger als bis zehn Uhr abends aufzubleiben, nie weniger als fünf, nie mehr als sieben Stunden zu schlafen, und nie daran zu vergessen, daß der Herr erst am s e c h s t e n Tage den Adam erschaffen hat.

Ein zweites Glas Wein hat bei mir schon Folgen, allerdings nicht die bekannten landläufigen, ich werde bloß heiter und geistig angeregt. Bald aber kommt körperliche Abspannung, Erschöpfung; das erste Glas mag stärken,

das zweite schwächt. Der Katzenjammer nach einem übermütig verlebten Abend äußert sich bei mir weniger körperlich als seelisch am nächsten Tage. Nie habe ich bereut, zu rechter Zeit schlafen gegangen zu sein, eine lustige Gesellschaft versäumt zu haben. Wie oft aber das Gegenteil! Und noch gut, wenn der allernächste Tag schon Richter ist, wenn es dann vergeben und vergessen wieder weiter geht.

Mein Schlaf ist spärlich und leicht, ein Schläfchen nach dem Mittagsessen schmeckt gut, wird aber manchmal mit Atemnot oder einer gewissen Trägheit für den Rest des Tages bestraft. Ein Spaziergang in der Sonnenhitze wirkt auf mich wie Gift; bei kalter Witterung, in Regen, Schnee und Sturm wandere ich gerne und ohne Gefahr. Bei Ausflügen fühle ich mich gewöhnlich als zu warm und zu schwer gekleidet. In leichtem Kleide habe ich mich nie erkältet, in schwerem nach ausgebrochenem Schweiße unzähligemal. In der Wohnung offene Fenster ohne Zugluft; scharfer Wind ist nach meiner Erfahrung nicht so schlimm, weil nicht so falsch, als Zugluft. Im Schlafgemache Winter und Sommer die Nacht über ein offener Fensterflügel, aber so, daß der Luftstrom nicht gerade aufs Bett geht. Von hartem Bette bin ich kein Freund, dazu sind meine Knochen nicht genug mit Fettpolster überzogen; ist die Unterlage weich, so kann die Decke leicht sein, eine dünne Wollendecke, im Winter zwei, aber keine widerliche und ungesunde Tuchend. Das Kopfkissen soll hart und flach sein.

Die beste Medizin und Erfrischung für einen Kränklichen ist mäßige Arbeit. In manchen Leidensstunden ist Arbeit freilich unmöglich, sobald es aber sein kann, soll

man sie trotz oft großer Schwäche und Schmerzen sofort wieder ergreifen. Arbeit regt die Kräfte an, lenkt die Gedanken von der Krankheit ab. Gar manches lustige Geschichtchen habe ich unter schwerer Atemnot geschrieben.

Der Krankheit doch nicht gleich nachgeben; sich ja nicht immer die Lehre der Materialisten vorstellen, daß der Geist nur vom Fleisch abhänge, manchmal ist es umgekehrt, und ein starker Wille hat schon manche Krankheit überwunden. Thätigkeit ist die Triebfeder der Lebensuhr. Man kann sich überarbeiten, aber noch weit leichter kann man sich überfaulenzen, das letztere geschieht sehr oft. Leute, die nichts zu thun haben oder nichts thun wollen, als auf ihre Leiden zu achten, werden immer etwas zu klagen haben, und jener Wohlhabende ist gesund geworden, als er arm ward, nicht mehr Zeit hatte, krank zu sein, sondern sich den Unterhalt erwerben mußte.

Mancher Kranke würde sein Leiden mit großer Geduld ertragen und mit aller Gemütsruhe der Genesung entgegensehen, aber er quält sich mit der Angst vor dem Sterben. Würde er wissen, wie viel ein Mensch aushalten kann, welch eine Zerstörung des Körpers dazugehört, bevor er stirbt, er würde nicht so ängstlich sein. Er soll doch einmal die Bäume betrachten im Walde; wie wenige von ihnen sind ganz gesund; der eine krankt an den Blättern, der andere hat tote Äste, dem dritten fällt die Rinde ab, der vierte hat einen geknickten Wipfel, der fünfte einen hohlen Stamm oder ist sonst angemorscht und zerfressen. Und sie leben doch, sie grünen jedes Jahr, wachsen und weiten sich und sterben noch immer nicht. — Wo ist ein ganz gesunder Mensch? Mancher wird nur darum alt, weil er kränklich ist, weil er demzufolge trachtet, vernünftig

zu leben. Und mancher wird nur darum ein besserer Mensch, weil er kränklich ist; er lernt sich bezähmen, sein Augenmerk auf geistige Vorzüge richten, seine Freude an seelischen Gütern suchen. Und mancher wird nur darum glücklich, weil er kränklich ist, denn er findet mehr Ruhe und Frieden in der Ergebung, als er im Hasten, Jagen und Wähnen je gefunden hätte.



Mein Wien.

Wien! Das war das Ideal meiner Jugend. Wie es den Knaben von der Schafweide fortgerissen und durch Abenteuer und Gefahren in die ferne Kaiserstadt gelockt hat, das ist schon bis zum äußerst Erlaubten erzählt worden. Die hier aufgeschriebenen Erinnerungen behandeln mein nachheriges Verhältnis zu Wien; vielleicht sind sie nicht ganz interesselos, die freimütigen Bekenntnisse eines Menschen, der die große Stadt nicht immer mit den Allerweltsaugen, sondern manchmal auch mit seinen eigenen geschaut hat.

Von meinem dreiundzwanzigsten bis zum sechsundvierzigsten Lebensjahre habe ich jährlich mehrere Wochen in der Kaiserstadt verlebt, wenn auch stets mit Unterbrechungen; es dürfte stimmen, wenn ich von meiner Jugend, und gerade von dem empfänglichsten und unternehmendsten Teil derselben, drei volle Jahre dem Babel an der Donau zuschreibe.

In der ersteren Zeit hatte ich in Wien natürlich noch keine Bekannten. Ich kam als Student auf den Ferien hin, nie in Gesellschaft, immer allein, und trieb mich dort pfeifend und mit dem Stocke fuchtelnd in den Straßen umher. Ich fühlte mich damals in Wien nichts weniger

denn fremd; der Österreicher in mir war besonders durch das Lesen so vertraut geworden mit der Kaiserstadt, daß es mir manchmal vorkam, als hätte ich den Stefansturm und die Hofburg schon in frühester Kindheit gesehen. Eine gewisse kecke Abenteuerlust war in mir, wenn ich die belebten Gassen und Plätze durchschlenderte, so sorglos und leichtlebig, als wären die Häuser lauter Felswände, die Straßenlaternen lauter Bäume, die Menschen lauter Hasen und Hirsche, welche mich weiter nicht kümmerten. Es war zu jener Zeit, daß ich des Abends manchmal nicht ganz unabsichtlich über den Graben, die Tuchlauben, den Kohlmarkt ging, Gegenden, die mir schon früher von meinen Studiengenossen aus Wien mit besonderer Wärme ethnographisch geschildert worden waren; allein mir mangelte alle Erfahrung, ja sogar jener Instinkt junger Leute, der aus dem weltfremden Menschentrosse sich die gewünschte Gesellschaft herauszufinden weiß. Es war schon recht viel Entgegenkommen nötig, so wie damals, als eine bildschöne Dame vor meinen Augen den gelbseidenen Sonnenschirm zu Boden fallen, sich ihn von mir reichen ließ und sich für den kleinen Ritterdienst mit einem Blick bedankte, der mich weiterer Ceremonien enthob. Ich begleitete sie ein Weilchen, da fiel es mir noch rechtzeitig ein, daß ich mich „im Hotel Wandl zur Stunde mit einem Bekannten zusammenbestellt hätte". Ich verbrachte den Abend allein und mißmutig; am nächsten Morgen, als die herzerfrischende Sonne Gottes niederschien auf die funkelnden Turmknaufe, war ich dem „Bekannten" sehr dankbar, daß er — obschon gar nicht existierend — mir so bereitwillig als Ausflucht gedient hatte. — Wie froh ist man allemal, wenn es gelungen

auf betretenem Irrpfade rechtzeitig umzukehren! Wie stärkt ein solcher Sieg!

Mein Hauptinteresse ging nach Litterarischem und da fand ich den ersten meiner Wiener Freunde an dem Dichter August Silberstein. Als wilder Fremdling war ich eines Tages in seine Wohnung in der Novaragasse getreten, um ihm ins Gesicht zu schauen und ihm zu sagen, wie gut mir seine Dorfgeschichten in dem Österreichischen Volkskalender gefielen. Ich dachte, damit würde es abgethan sein und wollte wieder meiner Wege gehen. Da kam mir aber der Dichter mit einem so herzlichen Wohlwollen entgegen, daß ich blieb, mit ihm aß und trank, über meine und seine litterarischen Angelegenheiten plauderte und ihn sehr lieb gewann. Beim Abschiede drückte er mir eine Gabe in die Hand, die ich bei der Heimreise mit dem besten Willen nicht aufzubrauchen vermochte. Wir pflegten von dieser Zeit an einen Briefwechsel, er nahm ein paar meiner mundartlichen Gedichtchen in den von ihm redigierten Österreichischen Volkskalender auf schrieb dazu einige einleitende Worte, machte mir seine Werke zum Geschenk, in welchen ich hernach zu Hause schwelgte. In den Ferien lag ich auf dem Heuboden meines Vaterhauses und las diese Schriften. Mein Dankgefühl gegen den Verfasser wußte ich nicht anders auszudrücken, als daß ich in den Wald ging, einen Korb voll Preißelbeeren pflückte und ihm dieselben nach Wien sandte.

In einen größeren Kreis des geistigen Lebens von Wien wurde ich anfangs der siebziger Jahre durch Ludwig Anzengruber eingeführt. Ich hatte diese bedeutende Charaktergestalt kurz vorher gelegentlich der zwanzigsten Aufführung seines „Pfarrer von Kirchfeld“ in Graz kennen

gelernt. Wir hatten uns bald warm aneinander geschlossen, meine Verehrung für diesen Mann ging ins Enthusiastische; auch persönlich verstanden wir uns, und so steckten wir stets zusammen, so oft ich nach Wien kam. Durch Anzengruber wurde ich mit Friedrich Schlögl bekannt. — Mein Verhältnis zu diesen beiden Männern ist in dem Buche „Gute Kameraden" näher beschrieben worden.

Eine der lichtvollsten Gestalten aus meinen Wiener Kreisen ist Hans Grasberger, der herzenswarme Mensch, der liebenswürdige Dichter, der klassisch gebildete Kritiker. Zwischen ihm und mir hat ein inniges Verständnis sich entwickelt in Dingen der Lebensanschauung und der Menschenbeurteilung, und unser persönliches Zusammensein läßt mich immer wieder fühlen, daß wir Ein Herz und Eine Seele sind.

Auch der Verkehr mit dem Novellisten Emil Bacano, so lange derselbe noch in Wien lebte, war für mich in mancher Beziehung ein anregender. (Siehe „Gute Kameraden".)

Bacano war Denen, die er gerne hatte, mit einer fast leidenschaftlichen Wärme zugethan, er überhäufte sie mit den kindlichsten Liebesbezeigungen; er konnte zu den übermütigsten Streichen aufgelegt sein wie der keckste Bursche, er konnte bei dem Freundschaftskusse erröten wie ein Mädchen. Ein Gemisch von asketischer Neigung und bacchanalischer Genußlust war in ihm, man konnte in seinen Händen, wenn sie sich ausstreckten nach dem Becher des Dionysos, die Wundmale Christi sehen. Bacano weihte mich ein in das nächtliche Treiben der Großstadt. Er führte mich in das Orpheum, oder wie die große Unterhaltungsanstalt hieß, wo man Bänkelsänger, Komödianten, Akro-

baten, Zauberer, Tanzmeister und Tänzerinnen sehen konnte, wovon letztere meine Vorstellung von Frauenwürde um ein sehr Erkleckliches modifiziert haben. Vacano suchte mich bald zurückzuhalten, doch mich interessierte das Unwesen. Im Nu waren ein paar Bekanntschaften gemacht, deren mir unerhört scheinender Beginn auf die allernatürlichste Weise sich entwickelte. Bei der jugendlichen Schwärmerei für Alles, dem ich mich damals hingegeben, wundere ich mich heute selbst darüber, ziemlich heil davongekommen zu sein. Viele Wiener Kinder sah ich um mich, die eine bessere Erziehung als ich genossen hatten, und die doch vor meinen Augen in Tiefen gesunken waren, vor deren Grauen ich mich warnen ließ. Ich streckte manchmal meine Hände aus, um zu beobachten, ob vom Himmel nicht schon Schwefel und Pech zu rieseln beginne. Draußen auf dem Lande wird das sechste Gebet bisweilen in tierischer Brutalität mit Füßen getreten, aber hier im städtischen Dunstbrodem künstlich entfachter Sinne, im Dämmerlichte halb abgedrehter Gasflammen sah ich Dinge, die ich einfach nicht begriff, deren Annehmlichkeiten mir nicht einleuchteten und die doch mit rasender Leidenschaft oder mit lüsterner Berechnung vollführt wurden. Das Alles muß ich andeuten, weil kurze Zeit für mich die Gefahr bestand, darin unterzugehen. Die Freunde mied ich bereits, nur einzig noch der neuen Perspektive nachspähend, die sich mir aufgethan. Einen Landsmann hatte ich gefunden, der, wenige Jahre älter als ich, sich erwerbslos in Wien umhertrieb, doch Geld im Sacke hatte. Er war ein hübscher, aber etwas blasser, aufgeweckter Bursche, aufgeweckt besonders des Abends, wenn die Lichter angezündet wurden; er grüßte sehr viele schöne Frauen auf der Gasse,

zwinkerte auch manchmal einer problematischen Gestalt männlichen Geschlechtes zu, wußte alle Schlupfwinkel der Vergnügungen, führte mich, den leicht Leitbaren, dahin und gab mir in Manchem förmlich Unterricht, bis es mir allmählich nicht mehr ganz so unerhört erschien, als anfangs. Es war schon der richtige Weg hinab. Ein Taschendieb rettete mich. Bei einem Gedränge auf dem Stefansplatze (ich weiß nicht mehr aus welchem Anlasse, ich weiß nur, daß Hunderte zur Turmspitze emporstarrten) wurde mir das Geldtäschchen aus dem Sacke gezogen. Da hieß es, bei einem Bekannten, Herrn Rister (Inspizienten des Burgtheaters), eine kleine Anleihe zu machen, um nach Graz fahren zu können. In Graz erwarteten mich ernstere Studien und Arbeiten und die Wiener Elysiumsfreuden schwanden mir schnell aus dem Sinne.

Meine Erfahrungen aus dem Leben der Großstadt waren damit aber noch lange nicht abgeschlossen. So oft ich Zeit und Geld hatte, fuhr ich über den Semmering, aber ich stellte mich wieder zu meinen alten Freunden. Und ich wanderte oft stundenlang durch die Stadt, um die Gebäude und das Straßenleben zu betrachten. Ich hatte an der Nordseite der Stadt die Basteien noch gesehen, dann sah ich die Entwickelung der herrlichen Ringstraße, das Aufstehen des Kursalons, der Votivkirche, der Universität, des Reichsratsgebäudes, des Rathauses, der Museen, des Burgtheaters und anderer stolzen Bauten, die der alten Kaiserstadt einen fast beispiellosen Glanz verleihen. Auf den Stefansturm stieg ich jährlich mehrmals; etliche Wiener verlachten und verspotteten mich darob und Einer brachte über mich den Namen „Turm-Peter“ auf. Das Schönste, was sie haben, das Bild

ihrer Stadt, das Silberband ihrer Donau, den Eichenkranz ihres Wienerwaldes, das Felsdiadem des Schneeberges — Manche sahen es nicht, ja verschlossen wie absichtlich ihre Augen davor, um sich nur ganz dem Grobsinnlichen hingeben zu können. Das Essen und Trinken ist freilich ganz ausgezeichnet in den Wirtshäusern, und selbst zu Hause ist die böhmische Köchin unübertrefflich; auch die weichen Donaubäder und die Straußischen Walzer, und ein Spritzfahrtel manchmal, und ein Spielchen, ein Vormittagsgläschen und ein Nachmittagsschläfchen — es sind gute Sachen, wahrlich ja! Aber so Einer vom Waldlande herein ist anspruchsvoller, er will Natur in ihrer Größe, Kunst in ihrer Reinheit, Seele und Geist in ihrem vollen Adel. Solches suchte ich an der größten Kulturstätte des Reiches und fand es nicht immer. Auch dort wie überall giebt es nur wenige Auserwählte, die mit dem Poeten gleichen Sinnes sind und gleiche Ansprüche machen an die Lebensgenüsse eines civilisierten Volkes.

Während meines Aufenthaltes in Wien wohnte ich fast allemal in dem Hause eines Generaldirektors Müller, dessen Gattin eine Landsmännin von mir war. In dieser Familie habe ich mich immer wohl gefühlt. Müller selbst war ein ernstruhiger Mann schwäbischer Abkunft, ein Schwager des berühmten Philologen Franz Pfeiffer. Er war im Denken ebenso ideal, als im Leben praktisch. Er starb als Mann in den besten Jahren. Mit seiner geistesfrischen Frau, einer geborenen Wampel von Sommerstorff in Krieglach und ihrer Schwester, der mir seit Kindestagen sehr lieben Freundin Julie, die das Unglück hat, ohne Augenlicht durch diese licht- und farbenvolle Welt zu gehen, pflegte ich Abende lang Krieglacher-Erinnerungen und in-

mitten der großen Stadt nahm sich die also vor die Seele gezauberte Dorfidylle des Mürzthales doppelt reizend aus. Den heiteren, genial bummelwitzigen Geist des Hauses besorgten die beiden Söhne Hermann und Otto, die damals Studenten waren, und zwar noch Studenten jener herrlichen Sorte, die da in reinster idealistischer Begeisterung singen konnte: Vom hohen Olymp herab kam uns die Jugend! In Hermann stak, was Leichtlebigkeit und Humor anbelangt, eine starke Dosis Wienertum, seine heitere Schlagfertigkeit, seine unerschöpflichen Schwänke, seine stete Bereitwilligkeit, auf alle Scherze einzugehen, machten ihn zum Liebling der Gesellschaften. Ich achtete an ihm noch besonders sein reges Interesse für jede Art geistigen Lebens und Strebens. Zudem besaß Hermann ein großes Zeichentalent, das er besonders für humoristische Darstellungen auszunützen pflegte. — Ein wenig ernster und in sich geschlossener angelegt war sein Bruder Otto. Otto's humoristische Ader schwoll seltener, wenn aber doch, dann noch fast unwiderstehlicher als die Hermanns. Er trieb fleißig Studien über Kunst, Theater und Litteratur und schrieb selbst manch merkwürdiges Gedicht harmlos humoristischen oder scharf sarkastischen Inhaltes. In diesem jungen Manne hatte sich der naive Idalismus seltsamerweise vereint mit der modernen Ironie und der Neigung zur Parodie. Gedichte und Scherze, die man nachmalig von ihm in den „Fliegenden Blättern" fand, geben davon beredtes Zeugnis. Zudem war in ihm ein unentwegtes Streben nach der dramatischen Kunst, eine strenge Gewissenhaftigkeit in Allem, eine Männlichkeit des Charakters, wie man sie bei jungen Männern selten findet, besonders wenn sie von Lockungen der großen

Stadt so umspielt werden, wie die bildhübschen, liebenswürdigen und wohlhabenden jungen Müller es waren.

Mit Hermann machte ich manchen Ausflug, einmal auch eine Reise um die Stadt Wien, die, ohne daß wir uns unterwegs, außer beim Mittagsessen in Währing, viel aufhielten, neun Stunden in Anspruch nahm. In den Sommerferien, waren wir viel in Krieglach beisammen, wo wir uns gerne mit theatralischen Darstellungen ergötzten, Otto besorgte stets die Helden, ich die volkstümlichen Charaktergestalten. Landausflüge nach dem Feistritzthale, nach dem Gesäuse, auf den Teufelsstein, nach Mariazell, die ich mit der Familie Müller oder einzelnen ihrer Mitglieder machte, zählen zu den mir liebwertesten Erinnerungen.

Die beiden jungen Männer haben guten Weg gemacht. Hermann ist heute Architekt im Cottesch-Verein zu Wien, Otto ist Schauspieler zu Berlin, sein rühmlich bekannter Name lautet Otto Sommerstorff.

Bei dieser Familie nun hatte ich in Wien meine Heimstätte, mit ihr jubelte ich bei den patriotischen Glanzfesten und Schaustellungen, an denen Wien so reich war, mit ihr weinte ich nach dem Brande des Ringtheaters, einem Ereignisse, welches mir wohl für immer einen Schatten geworfen hat über das heitere Wien.

Anfangs der achtziger Jahre wurde das gastfreundliche Haus Müller in Beherbergung des vagabundierenden Steirers abgelöst von dem Hause meines Schwiegervaters Knaur auf der Wieden, in welchem ich für die Tage meines Wiener Aufenthaltes Niederlassung fand.

Schon in den siebziger Jahren hatte sich mein Bekanntenkreis in Wien immer mehr erweitert. Da gedenke

ich noch besonders eines kleinen Beamten der Nationalbank (ich glaube er war Amtsdiener). Ein altes, wohlbeherztes und lebensheiteres Männlein, Namens Christian Schum. Welcher echte Wiener kannte den alten Schum nicht!

Er war ein Schwabe, hatte in seiner Jugend Wilhelm Hauff und Ferdinand Raimund auf den Bergen herumgeführt und wußte gelegentlich von vielen Bekanntschaften mit berühmten Persönlichkeiten zu erzählen, ohne aber, daß er damit je geflunkert hätte.

Sein kluges treuherziges Wesen verschaffte ihm Zutritt in litterarische Kreise. Seine kurzen Bemerkungen waren stets schlagend, seine Anekdoten immer von einer echten Lachsalve der Anwesenden begleitet, seine Begeisterung für die Natur war geradezu rührend. An jedem freien Tage war er, wenn nicht weiter, so wenigstens draußen im Wienerwalde, öfter als fünfzigmal soll er sein Lebtag auf dem Schneeberg gewesen sein und in den steirischen, kärntnischen und tirolischen Alpen war er nicht minder daheim, als auf den Bergen Niederösterreichs. Das war ein Tourist nach dem Herzen Gottes, der nicht allein dort umherkletterte, wo die Berge wild und beschwerlich sind, sondern auch dorthin ging, wo sie ihre, das Menschenherz ewig erfreuende, liebliche, lebendige Schönheit ausbreiten. Ich kann nicht ohne Rührung denken an den alten Schum, an dieses für Gottes Weltherrlichkeit bis zur Inbrunst dankbare Herz. Mich überhäufte er mit liebevoller Aufmerksamkeit, die ich kaum zu erwidern imstande war, geschweige verdiente. So oft ihm zu Ohren kam, daß ich in Wien sei und bei der bekannten Tischgesellschaft mich einfinden würde, machte der alte Mann den weiten Weg von

seiner Alservorstadt bis Mariahilf oder auf die Wieden und hielt bis zum Letzten von uns Stand. Mehrmals besuchte er mich mit seinem runden Frauchen in Krieglach und brachte allemal Geschenke mit, sei es das Bildchen irgend eines gemeinsamen Wiener Freundes, sei es ein Cigarrenpfeifchen, sei es ein Spazierstock oder dergleichen. Schum war fünfzig Jahre vorher aus Württemberg eingewandert und starb 1886 zu Mödling, auf dessen Friedhofe am Saum des von ihm so sehr geliebten Wienerwaldes er ruht.

Ein wunderlicher Gegensatz zu Schum war ein anderer unserer Tischgesellschaft, Graf Anton Lazanski. Bevor ich ihn noch persönlich kennen gelernt hatte, lud er mich eines Tages bei sich zu einem Souper. Mit dem Abendeilzug in Wien eingetroffen kam ich etwas spät; die Gesellschaft, darunter Anzengruber und Schlögl, war bereits bei Tische. Auf mein Klopfen an der Thür öffnete mir ein noch junger Mensch mit schwarzem Schnurrbärtchen, wies mich zur Tafel und bediente mich wie die übrigen mit den Schüsseln, die er um den Tisch herumtrug. Der Gräfin, einer sich einfach und schlicht bürgerlich gehabenden jungen Dame, war ich bald vorgestellt; als ich aber meinen Tischnachbar nach dem Grafen fragte, belehrte er mich, daß es eben der sei, welcher mich zur Thür hereingelassen habe und die Schüsseln um den Tisch trage. Er hätte sich in den Kopf gesetzt, die „Ritter vom Geiste“ wie ein Lakai persönlich zu bedienen. Nach dem glänzenden Souper ergötzte uns Graf Lazanski mit musikalischen Vorträgen, er spielte mehrere Blas- und Saiteninstrumente, worunter die Zither. Seine Wohnung war ein Arsenal von Jagd- und Fischerei-Geräten, Touristensachen, Reiterzeug und anderen Sport-

gegenständen. Ein Sport von ihm schien mir auch sein Verhältnis zu uns Litteraten zu sein, in welchem er sich bald unterthänig, bald brüderlich, bald wieder vornehm aristokratisch zu uns stellte. Übrigens nahm er an unserer Tischgesellschaft regelmäßig teil, ohne sich vorzudrängen und war höchst zufrieden, wenn er manchmal ein Jagdgeschichtchen oder ein Anekdotlein aus der Künstlerwelt anbringen konnte. Sein ganz gemütlich und munter dreinschauendes Gesicht hatte einen schiefen Backen, den ihm ein Zahnreißer ausgerenkt hatte. Immer hatte er etwas Besonderes an sich, war es ein Paar plumper Bauernstiefel, das er sich bei irgend einem Dorfschuster bestellt, war es eine wulstige Bergjoppe aus Schweizerloden, war es eine unförmige Tabakspfeife, aus der er mit Hindernissen ungebrochenen Mutes rauchte. Ein wenig schief ging es nur, wenn er sich in philosophische Gespräche einließ, da schlug ihm der Aristokrat, der manchmal nur für körperliche Übungen eingerichtet ist, schon höllisch in den Nacken. Übrigens war er sehr harmlos, wohlwollend und stets bestrebt, seinen Freunden Freude zu bereiten. Mich hat Graf Lazanski wiederholt in Krieglach besucht; einmal, an einem sehr heißen Sommertage, kam er mit seiner Frau Gemahlin zu Fuß von Wien über Mariazell, die Reiseausrüstung auf dem eigenen Rücken schleppend. Dann ließ er sich im Gasthause etwas schmecken und lud eine ganze Tischgesellschaft zum Mahle ein. Glücklich war er, wenn er mit selbstgefangenen Forellen bewirten konnte. Meine Kinder überlud er mit fürstlichen Geschenken; da kam zum Beispiel zu Weihnachten ein vollständiges, stark vergoldetes Altargeräte zum Messelesen, Kelch, Monstranz, Rauchgefäß u. s. w. in gewöhnlicher Größe, um die manche

Dorfkirche meinen spielenden Knaben hätte beneiden können; oder es kam für denselben etwa fünfjährigen Knaben ein ganzer Steireranzug mit kurzer Lederhose, grünen Strümpfen und befedertem Alpenhut; oder es kam ein Werkel mit einem halben Dutzend lustiger Wiener Stücklein, zu welchen extra noch ein komponiertes Liedchen aus meinem „Zither und Hackbrett" hineingesetzt war. Das Werkel stand auf einem zierlichen Wäglein, mit welchem die zwei Kinder dann spaßeshalber durch das Dorf fuhren, das eine mit dem Strohhütchen absammelnd, während das andere den Hebel drehte. — Durch solch großartige Geschenke wurden meine Kinder nachgerade verwöhnt, aber merken werden sie sich's doch auf lebelang, daß sie die größten Spielzeugfreuden dem „Onkel Anton" verdanken, wie Graf Lazanski sich nennen ließ. Er hatte selbst keine Kinder, sein Leben war ein unstetes und — da er doch einen Einblick in tieferen Gehalt des Menschenlebens zu haben schien — ein unbefriedigtes. Er starb frühzeitig während eines Aufenthaltes in Italien.

Schon zu Beginn der siebziger Jahre hatten Wiener Zeitungen sich nach mir umgesehen. Schuselkas „Reform", sowie Hügels „Vorstadt-Zeitung" haben gleich meinen Erstlingswerken eingehendere Aufmerksamkeit geschenkt. Noch wärmer und beständiger meiner angenommen hatte sich der „Wanderer". Als dieser mir eine Bahn gebrochen, kamen auch andere mit ihren Einladungen, ihnen etwas aus meiner Feder zukommen zu lassen. Ich schrieb wacker drauf los, denn Kopf und Herz waren immer voll, und nebst dem „Wanderer" beeilten sich die „Wiener Zeitung", das „Wiener Salonblatt", Jägers „Tourist", die „Neue illustrierte Zeitung", das „Fremdenblatt", die „Vorstadt-Zeitung" und

andere, meine Sachen abzudrucken. In näheres litterarisches Verhältnis trat ich später zur „Presse“ und zur „Deutschen Zeitung“.

Um dieselbe Zeit besuchte ich auch einige Male diesen oder jenen Bekannten in den Zeitungsredaktionen, mit welchem ich der Beiträge wegen sonst brieflich verkehrt hatte. Die Zeitungschreiber, stets in Cigarrendunst gehüllt, zeigten freundliches Interesse für den jugendlichen Provinzler, behandelten ihn aber gerne ein wenig von oben herab. Ich that, als merkte ich das nicht, hatte aber ein angenehmes Gefühl in dem Bewußtsein, sich, wenn es just darauf ankäme, mit manchem dort sitzenden Jüngling noch gerade messen zu können. Wohl erschauerte ich vor der Fülle von Geist und Witz, so da aus eines jeden Mund formgewandt, laut sprudelnd hervorquoll, während ich kaum das allerledernste Zeug richtig zu stottern wußte. Ja, da ging es anders her, wie in den feierlich stillen Zeitungstuben der Provinz, wo der eine im Schweiße seines Angesichtes den Leitartikel schrieb, der andere die Tagesgeschichte mit der Schere zurechtstutzte für die gläubige Gemeinde. Solche nahmen es schrecklich ernst mit ihrem Schreiben und Schneiden, während in dem Zeitungspalaste der Großstadt ein burschikoser, fast frivol-ungezügelter Geist herrschte, der die Journalistik beinahe wie ein Glücksspiel betrieb, stets leidenschaftlich und schlagfertig, aber im Grunde selbst nicht glaubt an die Lehre, die er durch die Lettern dem Volke verkündet. Und das Publikum kam mir der Presse gegenüber wie jene Leute vor, die Gott fürchten, auf Gott hoffen und nicht an ihn glauben. Ich sah bei dem Zeitungshandwerke, daß dort von einer Beseligung, Begeisterung für eine Sache keine Rede ist, daß

es nur auf die richtige Mache ankommt und auf den Augenblick, in dem dies oder jenes in die Öffentlichkeit geschleudert wird. Etwas heute in einem Blatte heilig Behauptetes kann morgen in demselben Blatte ignoriert, widersprochen werden, das macht nichts, das Publikum nimmt alles hin. Und wie viel Persönliches spielt da mit hinein, wie viel Eigennütziges! „Man muß nicht vergessen," sagte mir einmal der Chefredakteur eines großen Blattes, „daß eine Zeitung keine Person ist, also auch keine persönlichen Tugenden, keinen Charakter zu haben braucht. Eine Zeitung ist der Spiegel des Lebens, der Spiegel ist nicht schuld, wenn er eine Fratze zurückwirft!" — Eine hübsche Sophistik! — Dem Publikum ist es ja recht — nun also. Der mit dem Journalismus einigermaßen verwandte Litterat, wie Unsereiner, darf wohl freimütig sein? — Am wenigsten verwüstet kam mir noch das Feld unter dem Striche vor, wo ich manchmal mein Kraut anbaute. Da ließ ich mir nicht viel dreinreden. Ein einziges Mal war es, daß der Redakteur mir von meinem Feuilletonaufsatze Kopf und Fuß wegstrich, weil ihm der Kopf zu eigensinnig war und der Fuß zu weit ging. Doch vermeinte er mich damit zu trösten, daß kein Honorarabbruch zu befürchten sei. Natürlich waren wir von dem Augenblicke an geschiedene Leute.

In solcher Allgemeinheit gab es aber manche erfreuliche Ausnahmen. Ich lernte unter den Journalisten auch wirkliche Männer kennen, Männer, denen es mit ihrem Beruf Ernst war, die darin etwas bleibend Gutes wirken wollten und auch wirkten, die ihre Mission, die öffentliche Meinung zu leiten, zu veredeln, nicht mißbrauchten. Solche wurden zwar kaum reich, genossen aber Achtung und Befriedigung. Zu den angenehmen Bekanntschaften, die ich

in der Wiener Zeitungswelt machte, zähle ich namentlich M. Feyerer, Z. K. Lecher, Ferdinand Groß, A. Bettelheim, Johannes Meißner, Eduard Hügel, Müller-Guttenbrunn, O. Teubner, V. Chiavacci, E. Pötzl.

Einmal ließ ich mich auch in den journalistischen Concordia-Klub führen, da drin bin ich aber nicht lange geblieben. Die Luft war mir zu elektrisch, jede Minute ein Witzblitz, ein Schlager, es war fast unheimlich, wie gescheit die Leute hier sprachen. Aber ich fand bei ihnen eine allzu große Fertigkeit in Aburteilung über Dinge, an deren Lösung die ernstesten und gediegensten Männer eine Lebenszeit verwendet hatten. Es war ein sprühender, aber ein zersetzender Geist, der in diesen Kreisen waltete, und ich zog mich bald wieder aus ihnen zurück.

Eine neue Rangordnung hatte sich mir allmählich erschlossen. Schon früher wurde ich eingeführt bei den Germanisten Emil Kuh und J. K. Schröer; nun kam ich teils durch diese Herren, teils aus eigenem Antriebe, teils aus Zufall und teils durch besondere Einladungen in die Gesellschaft von Gustav Laube, Josef Weilen, Ada Christen, Ferdinand Kürnberger, Eduard Bauernfeld und Alfred Meißner. Anzengruber ist schon genannt worden. Je höher hinauf die geistige Rangstufe, desto geklärter und milder wurden die Geister, desto freundlicher und mir trauter wurde ihr Idealismus. Laubes Bekanntschaft hatte ich eines Sommertages auf der Straße bei Wildalpen gemacht. Begegnete mir dort ein ruppiger Mann mit einem Hunde, man hätte ihn für den Förster halten können; ich brachte aber diese Züge alsbald mit dem mir wohlbekannten Bilde des damaligen Burgtheater-

Intendanten in Einklang; in einer mir noch heute unerklärlichen Kühnheit trat ich ihn an und fragte mit abgezogenem Hute, ob ich die Ehre hätte, mit Laube zu sprechen. „Laube ist's, aber sprechen will er jetzt nicht," war seine kurze Antwort. Ich schrak zurück. „Auf staubiger Straße spricht kein kluger Mensch." Später im Gasthause kam er selbst zu meinem Tische und wir traten uns zur Not so nahe, daß wir uns vor einander nicht mehr fürchteten. Im nächsten Winter führte mich mein Landsmann, der Schauspieler Tyrolt, in Laubes Haus, wo ich einen ganzen Sternenhimmel berühmter Schauspieler und Schauspielerinnen fand, aus denen sich das Leben mir wieder in einem eigentümlichen Lichte spiegelte. Nach einer Seite hin weniger, nach anderer hin mehr Vorurteile. Vor allem fiel mir bei einigen ein brüskes Auflehnen gegen sie betreffende kritische Bemerkungen auf und anderseits wieder eine kindliche Dankbarkeit für jegliche Anerkennung, sei sie mündlich gemacht worden, sei sie mit auch nur wenigen Worten in einer Zeitung gestanden. Ich sah, wie diese Naturen alle, die großen Dramatiker, wie die kleinen Episodisten, von Beifall lebten, wie der Fisch vom Wasser. Naive Menschen, die den Beifall für etwas ganz Unbedeutendes achten, wenn er andere angeht, und für das Höchste, für die Krone des Lebens, wenn er ihnen selbst gezollt wird. Aber mir waren solche immer glühende, im hohen Pathos sprudelnde, sich in närrischen Burlesken gefallende Erscheinungen sympathisch wie schöne Arabesken um das gewaltige Drama des Lebens.

Bei dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß ich in Wien unter den Schauspielern nicht bloß Künstler, sondern auch Charaktere kennen zu lernen Gelegenheit hatte, an

denen sich das Herz erfreut. Da waren die Hofschauspieler Baumeister und Gabillon, Martinelli und der Wiener Liebling Girardi, mit denen ich in Wien wie in Steiermark köstliche Stunden verlebt habe.

Der Dramatiker Josef Weilen hat seine Wohlgesinnung für mich nie verläugnet. „Ich muß Ihnen ja," sagte er eines Tages, „den guten Witz verzeihen, den Sie über mich im ‚Heimgarten' gehabt haben!" Als ich mich darauf nicht sofort erinnern konnte, sprach er mit seiner sonoren Stimme folgendes Verslein:

„Einst sah ein Freund der Mimik fort und fort
Hier Langers Possen, Weilens Dramen dort.
Da mußt' ihn ja sein Schicksal denn ereilen,
Der Ärmste starb an Langerweilen."

„Aber, Herr Professor, das ist ja nicht von mir!" rief ich, „das ist von Oskar Blumenthal."

„Das macht nichts", sagte Weilen, mir auf die Achsel klopfend, „Sie haben es doch im ‚Heimgarten' gehabt, und das will ich Ihnen verzeihen."

Einen ganz kleinen Ruck erlitt Weilens Jovialität, da er Hofrat und Redakteur des Werkes „Österreich-Ungarn in Wort und Bild" geworden war, und endlich gar als Freund des Kronprinzen Rudolf galt. Da war etwas weihevoll Prophetisches, etwas Überlegenes, die Dichter Österreichs diplomatisch Dirigierendes in ihn gekommen, eine Schwäche, die man ihm gerne verzieh, da er ja doch noch der wohlwollende Mann geblieben war.

Freundlich wurde ich bei Bauernfeld aufgenommen, doch fanden wir das erste Mal nicht leicht Schwerpunkte für unser Gespräch. Er war zu alt, ich war zu jung. Ich

war mit seinem Wien, mit seinem Burgtheater, mit dem Theater überhaupt zu wenig vertraut; ihm ging es nicht viel besser mit meinen steirischen Bergen und Dörfern. Also plauderten wir in Gottesnamen von seinem Alter und von meiner Jugend, woraus aber bald eine von seiner Seite höchst interessante Plauderei entstand. Es stellte sich nämlich das überraschende Facit heraus, daß in der Weltanschauung ich in einigen Punkten alt geworden, er in einigen Punkten jung geblieben war.

Mit Alfred Meißner, der in Bregenz lebte und sich nur zeitweilig in Wien aufhielt, wurde ich durch Professor Emil Soffé bekannt. Es war in einem Kaffeehause in der Wollzeile, und da saßen wir gleich das erste Mal ein paar Stunden beisammen und plauderten, als ob wir zusammen in die Schule gegangen wären. Es war bald nach dem Tode meines Weibes (1875). Meißner nahm den wärmsten Anteil an meinem Verluste, wohl nicht ahnend, daß ihm ein ähnlicher nahe bevorstand. Er hatte eine schöne junge Frau, die er abgöttisch liebte. Als sie ihm gestorben war, schrieb er mir Briefe voll der rührendsten Innigkeit. Ich konnte freilich seinen Schmerz bloß verstehen, aber das war ihm genug. Er war mir ordentlich dankbar dafür, daß ich ihn nicht zu trösten suchte, daß ich sein großes Unglück erkannt und dessen herbe Würde weder mit philosophischer noch mit poetischer Ausschmückung beeinträchtigt hatte. So lange er lebte, blieben wir in brieflichem Verkehre, aber die geträumte Idylle, die wir zusammen einmal am Bodensee verleben wollten in Gesellschaft Scheffels und Auerbachs, ist nicht in Erfüllung gegangen. Sie alle Drei sind heimgegangen. Meißners letzter Brief hat für mich mehrfaches Interesse, und zwar

einer kleinen Episode wegen, die ich hier mitteilen will. Einmal veröffentlichte ich einen Aufsatz: „Großstadt et cetera“ über den Wiener Centralfriedhof. Darüber erhielt ich aus Wien ein langes Schreiben, in welchem auch folgende Stellen vorkommen: „Sie pfuschen doch in Alles hinein. Bleiben Sie bei Ihren einfältigen Dorfspäßen, wenn Ihnen schon die Schneiderei nicht mehr von der Hand geht, aber schreiben Sie nicht über Dinge, die Ihnen so wenig etwas angehen, wie einen Walfisch das Violinspielen. Dieses Geschmiere, welches „Großstadt et cetera“ überschrieben ist, ist doch schon das Blödeste, was ich seit langer Zeit gelesen. Kein Mensch zwingt Sie, sich auf dem (Wiener) Centralfriedhofe begraben zu lassen, nun also geht Ihnen die ganze Geschichte rein gar nichts an. Sind Sie doch so gut und halten Sie ein anderes Mal den Mund“ u. s. w. Der Brief war mit einem Namen unterzeichnet, dessen Träger damals im Wiener Gemeinderate saß.

Wenige Wochen später erhielt ich aus Bregenz ein Schreiben von Alfred Meißner, welches zufällig denselben Gegenstand behandelte. Da heißt es unter anderem: „Neulich las ich Ihr „gefährliches Maidele“ und den „Windwachelbuben“, ein paar Tage später „Großstadt et cetera“. Wäre meine Verehrung für Sie der Steigerung fähig, sie würde noch wachsen. Diese ersten beiden Novelletten — welches Leben drin, welche Heiterkeit! Inhalt in jedem Satze, eine Anschaulichkeit, Farbe von einer Wahrheit und Kraft, daß man völlig vor Entzücken außer sich kommt. Und der lustige Geselle, der das geschrieben, schreibt ein paar Tage drauf die „Großstadt et cetera“, ein Bild von so erhabenem Ernste, wie ich kaum ein ähn-

liches zu nennen weiß. Wie weit reicht Ihr Können, wie unendlich weit! Seit Dickens, das weiß ich, war Keiner da, wie Sie. Stäke die Welt nicht voll überbrachter Begriffe, alter Vorurteile, klammerte sie sich nicht an Namen und dumme Traditionen, es müßte dies für Alle, welche lesen und fühlen, feststehen. Sie haben vielleicht hunderttausend Verehrer, Sie sollten deren einige Millionen haben."

Ich habe damals beide Briefe still in meine Lade geschlossen, aber bei dieser Gelegenheit kann ich mir den Spaß nicht versagen, die zwei etwas voneinander abweichenden Meinungen nebeneinander zu stellen.

Um die Mitte der siebziger Jahre hatte ich in Wien bereits mehr Bekannte, wußte im öffentlichen Leben der Hauptstadt bereits besser Bescheid, als in Graz. In Graz hatte ich mein Heim, meine Familie, alles Andere war — mit Ausnahme weniger Freunde und des Theaters — für mich kaum vorhanden. In Wien besuchte ich die Gasthäuser, Kaffeehäuser, die Schauspiele und Opern, die Museen, besuchte Soireen und Hausbälle und die Clubs von Schriftstellern, in welchen mein Blick für Welt und Leben sich allmählich weitete, während der übrige Bauernkerl freilich so blieb, wie er stets gewesen.

Nach dem Tode meines Weibes hatte ich mich ganz in das Grazer Heim zurückgezogen, um bei meinen Kindern zu sein. Allein, es währte kaum ein par Jahre, so regte sich wieder das Verlangen, manchmal etliche Tage in der bunten Kaiserstadt zu verleben. Auch mein Gemütszustand ließ eine solche Zerstreuung für notwendig erscheinen. Auf einem solchen kurzen Wiener Aufenthalte war es, daß ich ein Briefchen erhielt folgenden Inhaltes:

„Mein Herr!

Wenn Sie, wie gewöhnlich, morgen Nachmittags 6 Uhr das Café Grinsteidl besuchen, so werden Sie im zweiten Zimmer rechts eine schwarzgekleidete Dame sehen, die am Halse ein ovales Medaillon trägt. Nähern Sie sich ihr und haben Sie Vertrauen, es wird zum Guten führen."

Das Fehlen einer Namensunterschrift machte die Sache nur noch pikanter. Ich suchte niemals Abenteuer, aber diesmal war es so hübsch bei der Hand, in meinem Kaffeehause zu meiner Stunde, an meinem Platze im zweiten Zimmer rechts. Dazu war immer ein unbestimmtes Ahnen in mir um diese Zeit, als müsse mir irgend wann und irgend wo neues Glück lachen.

Natürlich habe ich mich pünktlich eingefunden. Das bezeichnete Lokal war zur Stunde fast leer, nur ein paar alte Herren saßen bei ihrem Schwarzen, in die Abendblätter vertieft. Im Nebenzimmer klapperten die Billardkugeln. Ehrlich erschrak ich, als an dem Ecktischchen richtig die schwarze Dame saß. Es war eine zarte, jugendliche Gestalt mit blassem länglichem Gesichtchen und großen, wie mir schien, sehr ernsthaften und doch milden Augen. Daß es die Richtige war, bezeugte das ovale Medaillon an ihrem Halse, in welchem ich auf den ersten Blick — die Photographie meines zweijährigen Söhnchens sah. Bevor ich mich von meiner Überraschung noch zu fassen wußte, reichte sie mir sittig die Hand und flüsterte: „Nicht wahr, Sie sind mir nicht böse! Ich wußte keinen anderen Weg, um Sie zu sprechen. Sie kennen mich freilich nicht, aber ich kenne Sie, seit das „Zither und Hackbrett" gedruckt ist. Ich kann Ihnen nicht sagen, was ich

Ihretwegen gelitten habe. Ihre liebe selige Frau habe ich gekannt. Als sie gestorben, habe ich Tag und Nacht weinen müssen über die armen mutterlosen Kinder. Ich bitte Sie," fuhr die Dame mit gefalteten Händen leise fort, „lassen Sie es mich versuchen, die Verstorbene zu ersetzen, so gut es möglich ist, ich will Ihrer lieben Kinder Mutter sein."

Auf diese so freimütige Ansprache meine Antwort: „Wüßte doch nicht, ob . . . . ?

„Überzeugen Sie sich," versetzte sie schnell. „Setzen Sie sich über die herkömmlichen Gepflogenheiten hinweg, begleiten Sie mich in die Wohnung und Sie werden sehen, wie natürlich und wohlgemeint meine Absichten sind. Ich bin unabhängig, habe über mich selbst zu verfügen und würde mir es zum höchsten Glücke schätzen, dem Dichter des „Waldschulmeisters" und seinen Kindern Gutes thun zu können. Kommen Sie nur mit, denn jetzt sitze ich hier auf Nadeln und den Kaffee können Sie auch bei mir trinken."

Was konnte denn anderes geschehen, als daß ich mit ihr ging! Aber durchaus nicht in der Absicht, an dieser Dame meinen Kindern einen Ersatz zu gewinnen. Der Weg war ziemlich lang, sie wohnte auf der Landstraße, vier Treppen hoch, hofseitig. Das Gemach, in welchem es schon dunkelte, daher die Lampe angezündet werden mußte, war ganz hübsch und gemütlich eingerichtet. Die Dame befahl einem Mädchen, Kaffee zu kochen und einstweilen niemanden ins Zimmer zu lassen. Dann setzte sie sich mir gegenüber auf das Sofa, ergriff fast heftig meine Rechte und flüsterte: „Ich danke Ihnen, daß Sie mir Vertrauen schenken. Wenn Sie auch erst dreiunddreißig Jahre alt sind und ich noch um sieben Jahre jünger, so

wird sich doch ein halbwegs vernünftiges Wort sprechen lassen, nicht wahr?"

Obzwar mir die Notwendigkeit der Altersangaben nicht recht einleuchten wollte, so gab ich doch bei, „daß ich stets bemüht wäre, vernünftig zu sein, und daß ich es in unserem Falle für das Vernünftigste hielte —"

Bevor ich den Satz noch entwickeln konnte, stürmten zur Thür zwei struppige Jungen von etwa fünf und sechs Jahren herein und schrien: „Mama, Mama, Kaffee!"

„Sie haben Kinder?"

„Ach mein Gott, ja, diese Rangen! Nicht zehn Minuten hat man Ruh'. Hinaus!" Sie fuhr so heftig auf die Kinder los, daß diese kreischend über die Schwelle purzelten. Sie schlug hinter ihnen die Thür zu und drehte den Schlüssel um.

Ich war aufgestanden und sagte nun: „Wenn Sie selbst Kinder haben, wie kommt nun mein Ihnen fremder Knabe in Ihr Medaillon?"

„Weil ich ihn gekauft und hineingethan habe," antwortete sie mit noch vor Zorn gerötetem Gesichte. „Diese Bälge mag ich nicht, ihren Vater habe ich nie geliebt!"

Was jetzt mein Leser gethan hätte, das that ich. — Nie bin ich es inne geworden, welchen Grund und Zweck der plumpe Vogelfang eigentlich gehabt haben mochte. —

Indes, Wien hatte mir's einmal angethan. Die litterarischen Verbindungen waren zweifacher Art geworden, seit ich den „Heimgarten" herausgab. Also wie ich sonst der Geworbene war um litterarische Beiträge, so warb nun ich selbst und hatte die Freude, die bedeutendsten Geister Wiens in meiner Monatsschrift als Gäste zu sehen. Natürlich knüpften sich daneben auch persönliche Sympathien.

Viel und besonders gern verkehrte ich mit dem Hause Z. K. Lechers, des Redakteurs der „Presse“. Seine Frau, Luise Lecher, war einer der geistvollsten und geschätztesten Mitarbeiter meines Blattes; mit Lecher selbst, der aus Vorarlbergs Bauernschaft abstammte, fand ich viele geistige Berührungspunkte, er war einer der wenigen unter den Wiener Litteraten, die da wohl einmal von Natur wegen mitreden dürfen, wenn es sich um eine Dorfgeschichte, um Bauernsache handelt. Die höchst entschiedene Art seiner Ausdrucksweise, seiner Urteile imponierte mir schon zu einer Zeit, da ich die Richtigkeit der Anschauungen nicht immer in allen Teilen ermessen konnte. In seinen Ausdrücken lag, gegenüber manch hohlem Phrasenschwalle Anderer, Kern und realer Grund, er war ein durchaus praktischer Litterat und litterarischer Praktiker. In Lechers Hause fand ich ferner heranwachsende Jugend echten Wiener Schlages voll Leben, Munterkeit und geistiger Frische. Da gab's manche Abendunterhaltung, bei welcher zwischen Alt und Jung die Fragen der Politik, der Kunst und Litteratur und alles mögliche in lebhaftestem, fast leidenschaftlichem Schwunge besprochen wurden. Ich fühlte mich in diesem Kreise stets angeregt, ich hatte in Wien kein Haus kennen gelernt, in welchem der moderne Geist mit dem älteren so fröhliche Schlachten schlug, als hier. Zudem fehlte auch das stets lieblich versöhnende Element nicht, dasselbe fand sich in den heranblühenden Töchtern des Hauses.

Häufig wurde ich auch in Studentenkreise gezogen, wo mir manche Ehrung ward und wo ich manchen brüderlich herzhaften Schluck that. Mehrmals wurden Anzengruber, Schlögl, Keim und mir zu Ehren schneidige Kommerse abgehalten.

Sehr heitere Abende habe ich in einer Vereinigung junger Künstler aus Steiermark zugebracht, die sich allwöchentlich einmal in einem Extrazimmer des Gasthauses „zur Dreieinigkeit“ auf der Landstraße zusammenfanden. Sie nannte sich nach dem steirischen dreistimmigen Jodler „Die Dreispannigen“, eine gute Anspielung auf die Harmonie, die in dieser flotten Gesellschaft stets herrschte. Gründer derselben war Freund Hermann Müller, dem die steirischen Künstler Brandstetter, Schmidhammer, Schweighofer, Peters, Beyer u. s. w. sehr gerne Heeresfolge leisteten, wenn es galt, heimisch Wort und Lied zu pflegen und in harmlosen Bummelwitzigkeiten Burschenübermut mit edlerer Kunstbegeisterung zu gesellen. Von dieser Vereinigung besitze ich ein wertvolles mir gewidmetes Andenken, eine Bildermappe, „Grüß Gott“ benannt, in welchem alle Mitglieder des „Dreispannigen“ mit einer flotten Handzeichnung oder einer genialen Farbenskizze vertreten sind. Aus diesem Häuflein heimatsfreudiger Herzen hat sich später der Verein der deutschen Steirer in Wien entwickelt, welcher sich nicht allein in geselliger Unterhaltung genügt, sondern der auch, und zwar in großem Stile wohlthätig wirkt.

Manchmal hatte es sich da auch zugetragen, daß wir nach Mitternacht vom „Dreispannigen“ nach Hause gehend, die steirischen Jodler auf die Gasse verpflanzten, wo sie aber in den Herzen der Polizeiorgane nicht ganz jenen erfreulichen Widerhall fanden, wie in den Wänden des Hochschwab oder in den Wäldern des Mürzthales.

Also kostete ich die Großstadt, wenn auch nicht nach allen, so doch nach vielen Seiten tapfer aus, fand Gefallen an der Heiterkeit der Wiener, die mit der Schön-

heit ihrer Stadt so prächtig harmonierte. Es gab Zeiten, wo ich mich allen Ernstes als Wiener fühlte und sogar die Absicht hegte, ganz nach Wien zu übersiedeln. Damals hielt ich buntes, geräuschvolles Leben und geistsprühende Gesellschaft für dichterische Arbeiten ersprießlich. Mir fiel es noch nicht auf, daß viele ernster strebende Männer sich von Wien abwendeten, um in ruhiger Zurückgezogenheit kleinerer Städte ihren Geistesarbeiten obzuliegen.

In ein neues Verhältnis zu Wien trat ich anfangs der achtziger Jahre. Schon mehrere Jahre früher hatte mich der Verein der Litteraturfreunde eingeladen und aufgemuntert, bei ihm eine Vorlesung aus meinen Dichtungen in steirischer Mundart zu halten. Ich las auch richtig, es war im Saale des Hotels „zum römischen Kaiser“ auf der Freiung. Zu meiner Überraschung fanden die Leute daran Gefallen, Zeitungen brachten freundliche Berichte darüber, ich hatte aber doch nicht den Mut, auf dieser Bahn weiter zu schreiten, sondern verkroch mich wieder in mein Graz.

Da war es Freund Lecher, der mich ermutigte, die Einladungen anzunehmen, in Wien zu lesen, und der mir hierin mit seinen praktischen Ratschlägen und seinem Einflusse lebhaft an die Hand ging. Ich werde im ganzen an siebzig öffentliche Vorlesungen in Wien gehalten haben. Die Wiener bejubelten in meinen Sachen die spaßhafte Form und überhörten bisweilen den ernsten Gedanken. Manche aber, denen dieser nicht entging, sahen in demselben sogar einen Fehler, der die lustige Wirkung beeinträchtige und die Zuhörer verstimme. Selbst als der „Gottsucher“, die „Bergpredigten“ und „Jakob der letzte“ erschienen waren, mochten sie es noch nicht verstehen, wo hinaus ich wollte

und bedauerten, daß der „sonst so gemütliche Rosegger" auf Abwege gerate.

Es ist mir einmal eine Art von Vorwurf darüber gemacht worden, daß ich in Wien meine Popularität nicht auszunützen verstanden, daß ich mich fern gehalten von einflußreichen Persönlichkeiten, die mir und meiner Familie von manchem Vorteil hätten sein können. Ich habe thatsächlich weder bei der Presse, noch bei hohen Beamten, noch bei Aristokraten aus eigennützigen Gründen die Visitkarte abgegeben, das wird mir gewiß niemand lieber verzeihen, als die Herrschaften selbst. Und ich bins auch zufrieden.

Im Herbst 1881 fand in Wien der internationale litterarische Kongreß statt, bei welchem die alte Kaiserstadt den Gästen glänzende Feste gab. In jenen Tagen sah ich die Geister Wiens in ihrem liebenswürdigsten, fröhlichsten Sprühen. Fürstliche Gastfreundschaft wurde dem verwöhnten französischen Litteraten zu teil, aber auch dem armen deutschen Dichter, der aus seinem Dachstübchen herbeigekommen war. Mancher Fremde war nachgerade verblüfft über den Glanz, mit dem Österreichs Hauptstadt die Ritter des Geistes zu ehren wußte. Als die Feste, sie dauerten fast eine Woche lang, verrauscht waren, fretteten sich die einheimischen Poeten freilich wieder just so armselig fort von Tag zu Tag, wie vor und eh.

Mit dem verständnisvolleren Eindringen in das Wienertum begann mir allmählich einiges bedenklich zu werden. Man sprach immer vom Niedergange der Stadt und man sah, daß nirgends so flott und lustig gelebt wurde, als in Wien. Meine Reisen durch Deutschland hatten mir Gelegenheit zu Vergleichen gegeben, welche für die lieben

Wiener nicht immer sehr schmeichelhaft ausfielen. Ich begann zu ahnen, daß eine gewisse nüchterne Hausbackenheit, wie man sie in deutschen Städten und auch in österreichischen Provinzstädten findet, besser ist, als der schwungvolle, fidele Lebensgenuß, bei dem man zu Grunde geht. Schon früher war mir in Wien, besonders in Gasthöfen und beim Droschkenwesen, ein gewisser Hang, Fremde zu übervorteilen, nicht entgangen, war mir eine Art von Galgenhumor aufgefallen, ein gewisses Mißachten und Erniedrigen der Heimat, ein gedankenloses Fortwursteln in Walzertempo. Ich ließ mir über solche Erscheinungen das Herz oft schwerer werden, als es für einen, der doch nichts ändern kann, gut ist. Ich sprach öffentlich manch hartes, bitteres Wort aus gegen den Leichtsinn, der in unserer alten geliebten Donaustadt verderblich grassierte; die Wiener wurden darüber nicht einmal ungehalten, und das war mir lieb, denn sie nahmen es nicht ernst, und das war mir unlieb.

Herrlich bist du freilich, du ruhmreiche Kaiserstadt an der Donau, von jeher das heißersehnte Ziel froher Herzen. Ich ergötze mich stolz an deinem Glanze und lebe in der Hoffnung, daß der Inhalt in richtigen Einklang kommen werde mit der prachtvollen Schale. Denn du bist Wien, das schöne, immerdar hochzeitlich geschmückte Weib! Du warst die Liebe meiner Jugend, du sollst nicht der Kummer meines Alters werden.



Zwei Kameraden.

Urban Offenluger.

Zur Zeit, als meine Mutter hausieren ging von Pfarrhof zu Pfarrhof mit einem kleinen Buben, „der gerne auf geistlich studieren möchte, aber kein Geld dazu habe", saß der Urban schon im Seminar zu Graz. Er hatte es leicht gehabt, ein Oheim, der „geistliche Herr Paul", hatte ihm den Weg geebnet von ihrem gemeinsamen Geburtshause, dem Schmiedhofe in Alpel, bis ins priesterliche Institut. Meine Mutter brachte ihren kleinen Buben nirgends an, mußte ihn also wieder mit nach Hause führen und in Gottesnamen abwarten, was aus ihm werden sollte. Denn das hatte ihr der Herr Pfarrer Potassowitsch zu Fischbach gesagt: „Wenn er für etwas beschaffen ist, so wird ihn unser Herrgott auch etwas werden lassen, die Waldbäuerin soll sich nicht zu arg bekümmern".

Nun, so ist also gewartet worden auf unseren Herrgott. Mittlerweile war es lustig in jenem großen, wilden, einzig schönen Heimgarten: Alpel. Am lustigsten aber noch, wenn Jakobi kam. Denn zu Jakobi, das ist gegen Ende Juli, huben die „Vakanzen" an und der Student erschien. Wir waren fast in gleichem Alter, der Urban Offenluger und ich, er war damals noch um einen halben Kopf kleiner.

und doch schaute ich mit Ehrerbietung zu ihm — empor, denn der ihm fehlende halbe Kopf sollte ja durch ein schwarzes Barett, wenn nicht gar durch eine Bischofsmütze ersetzt werden.

Lebendig steht er noch in meiner Erinnerung, der wohluntersetzte Junge mit dem stets kurzgeschnittenen blonden Haare, mit dem runden Gesichte, den offen lugenden grauen Augen, mit den Narben an der Unterlippe, welch letztere ihm in früher Jugend von einem bissigen Pferde losgerissen und hernach vom Arzte wieder angenäht worden war. Wenn er sprach oder lachte oder bergwärts stieg, so hörte man ihn laut und pfeifend athmen, denn er hatte, wie die Leute sagen, einen „Steckkropf"; doch schien er sich sonst um diesen lästigen Gesellen nicht viel zu kümmern. Urban war stets gemütlich, heiter und freundlich mit jedem, auch dem Geringsten, der an den von manchem mit heiliger Scheu verehrten Studenten zögernd herankam.

Zu den Vakanzen pflegte er in seinem Koffer allerhand Bücher mit nach Hause zu bringen, Lehrbücher, deutsche Klassiker, sogar Volksbücher über den Kaiser Josef, über König Friedrich den Großen, über Franklin und dergleichen. In richtiger Würdigung der Vakanzen kletterte der Urban auf Wildkirschbäumen um, fing aus dem Fresenbache Forellen oder ergötzte sich auf der Kugelbahn, während die Bücher mir überlassen waren. Unsere Heimatshäuser standen nur ein Viertelstündchen weit auseinander, also ging ich täglich hin und her, die Bücher abzuholen, zurückzustellen und den lieben Studenten anzuschauen.

Unser Verhältnis zu den Büchern war damals noch so harmlos; die Jugend ahnt es ja nicht, daß manchmal auch aus dem Buche ein Menschengeschick emporsteigen kann.

Später, viel später, als es so gekommen war, daß er mir wohlgemeinte Vorwürfe machte über meine allzugroße Freisinnigkeit, durfte ich ihm, halb im Spaße, halb im Ernste, sagen: „Urban, die hab' ich aus deinen Büchern!“ Denn ich muß in der That gestehen, daß keine Lektüre auf mich so tief und unauslöschlich gewirkt, als die Bücher des Seminaristen, welche ich mir in meine junge durstige, eindrucksfähige Seele hineingelesen. Freilich konnte er nichts dafür, und die Bücher über den großen Kaiser und den großen König, und die von Goethe und Lessing und anderen waren ihm ja eigentlich selber verboten gewesen, er hatte sie nur so unter der Hand bekommen und genommen, in der Absicht, zu Hause an Regentagen manchmal darin zu lesen. Und als wirklich einmal ein Regentag war und der Urban wirklich einmal „Nathan den Weisen“ durchsah, fragte er mich besorgt: „Hast du auch dieses Büchel gelesen?“

„Oh, das ist schön!“ war meine Antwort.

Mit seinen treuherzigen Augen sah er mich an und sagte: „Peter, solche Sachen solltest du nicht lesen. Sie könnten dich leicht verderben.“

Wie das gemeint sein mochte, konnte ich mir nicht recht denken, denn die Bücher regten weder zum Ungehorsam, noch zur Unredlichkeit, noch zum Spielen, zum Trinken, zum Müßiggang, noch zum Weibergernhaben an, und etwas anderes konnte ich unter „verdorbenwerden“ damals halt noch nicht verstehen. Es zeigte sich aber in unseren Gesprächen über geistige Dinge, daß wir nicht immer ganz einig waren. Da ward er vorsichtiger in der Auswahl der mir zu borgenden Schriften. Einmal glaubte ich ihm auf eine Hinterhältigkeit gekommen zu sein. Ich

hatte in Erfahrung gebracht, daß der Seminarist, welcher mir nicht einmal die christlichen deutschen Dichter gestatten wollte, für sich lauter heidnische Sachen lese, von Göttern und Göttinnen, deren Aufführung nicht ganz musterhaft war. Und um uns das zu verheimlichen, waren die Bücher teils in lateinischer, teils in griechischer Sprache geschrieben, was ich denn doch schon für die größte Unredlichkeit hielt, umsomehr, als wir anderen ja des guten Glaubens sein mußten, in der Kirchensprache wären lauter heilige Sachen enthalten. Ich sagte es ihm, und daß er darob herzlich lachte, versteht sich.

So ging es Sommer für Sommer, wir waren viel beisammen; bei seinen Eltern, den Schmiedhoferleuten, die meine Firmpaten gewesen, war ich aufgenommen wie ein Kind vom Hause. Sein Vater, ein thatkräftiger, rechtlicher und kluger Mann, der es mit manchem Advokaten eines Waldprozesses wegen siegreich ausgefochten; seine Mutter, eine anmutige, arbeitssame, fromme und gütige Bauersfrau, deren Haus niemand verließ, ohne mit irgend etwas, wenigstens mit einem Stücke weißen Brotes beschenkt worden zu sein, — dieses Paar steht unter den verehrungswürdigen Gestalten meiner Jugend.

Die Schmiedhoferleute wurden auch schon geachtet ihres Sohnes wegen, der einst am Altare stehen und der Gemeinde zur hohen Ehre gereichen werde. Die Schmiedhoferin war auf solche Anspielungen stets voller Demut: „Der liebe Gott geb's, daß er's so weit kunnt bringen!" — Und als der Urban im Herbste 1866 zu Krieglach seine erste Ehrenmesse hielt, da hat wohl niemand der Mutter Glück in seiner ganzen Größe wahrgenommen, denn sie verhüllte es in Demut.

Bei mir hat nach langem Warten unser Herrgott denn richtig auch ein wenig nachgeholfen. Aber es war etwas spät und ich hatte keine Zeit mehr für Latein, Griechisch, Dogmatik u. s. w. — rasch mußte ich das Notwendigste zusammenpacken, was sich in Graz an Geistesschätzen für den zweiundzwanzigjährigen Bauernburschen eben nur so darbot. Ein etwas entsprechenderes und gründlicheres Studium konnte ich mir erst später gönnen. Mein Urban war zur Zeit im Priesterhause. Da habe ich ihn oft besucht und er vermittelte mir die Bekanntschaft mit manchem Theologen, die mir noch heute wert ist. Wenn wir des Sonntags nachmittag im Refektorium bei dem Glase Bier saßen, da gab es munteres Für und Wider und die jungen geistlichen Herren mochten stutzen über die Dreistigkeit, mit welcher der einfältige Mensch, der erst aus dem Gebirge gekommen, die Welt anfaßte. Manchmal schien es, als wisse er trotzdem von der Welt mehr, als sie bei ihren Studien in klösterlicher Abgeschiedenheit je ahnen konnten. Einmal begleitete mich Freund Urban hinaus durch das Burgthor und als wir uns in der Kastanienallee verabschiedeten, sagte er: „Sei nicht zu vertrauensselig! Die Weltleute sind inwendig nicht so echt, wie sie auswendig aussehen. Auch thust du mir zu vielerlei lesen. Peter, laß dich nicht verführen!“

Da schien doch wieder der Theologe mehr Erfahrung zu haben, als der Weltkandidat aus dem Waldlande.

Nach seiner Primiz wurde er aufs Land versetzt, wir sahen uns jahrelang nicht und in uns, oder vielmehr in der Zeit gingen mittlerweile Veränderungen vor. Es kam der Kulturkampf, das widerliche Gezänke, der geifernde Haß zwischen „klerikal“ und „liberal“. „Liberal“ wurde

Mode, jeder Ladenschwengel, jeder Schusterbub glaubte gebildet zu sein, wenn er die Worte „liberal", „Pfaffen" und dergleichen recht oft und laut hinschrie. Der Riß ging tief, ging mitten durch Gemeinden, mitten durch Familien. Es war eine Revolution, während die Führer und Gesetzgeber doch nichts anderes anstrebten, als eine friedliche Reform des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche. Die Erscheinungen jener Tage veranlaßten, ja verpflichteten, über Dinge nachzulesen, nachzudenken, Zustände zu beobachten, zu prüfen, an denen man sonst acht- und interesselos vorüberzugehen pflegt. Ich fand, daß durch den fast plötzlichen Überschwang die Religion wirklich in Gefahr gekommen war, aber nicht so sehr durch die Liberalen, sondern fast mehr durch die Klerikalen selbst, die sich nun ganz extrem geberdeten, sich orthodoxer, ultramontaner und vaterlandsgegnerischer stellten, als sie es im Grunde waren; die durch demonstratives Hervorkehren des Gegensatzes, durch neuerliche Aufwärmung mittelalterlicher Anschauungen, durch trotziges Festhalten an bedeutungslosen oder abergläubischen Förmlichkeiten der Welt zu imponieren glaubten. Ich hätte gemeint, durch ein loyales Nachgeben in Äußerlichkeiten, wie es wohl auch die christliche Klugheit geboten hätte, durch eine Verinnerlichung der Religion, durch ein kleines Sichbescheiden, wäre es nicht schwer gewesen, die Herrschaft über die Seelen zu bewahren oder wieder zu gewinnen. Sie verzichteten darauf, und ihre Devise war: orthodox katholisch oder Apostat! Mich hatte derlei damals nicht wenig aufgeregt, und zwar umsomehr, als es sich herausstellte, daß ich mit meiner von Natur überkommenen, durch Studien und Erfahrung gestärkten Weltanschauung näher den

Liberalen, als den Klerikalen stand. Mich verdroß das, denn unter dem Schilde des Liberalismus fanden sich Elemente, die mir nicht behagten und ich wäre gern stets ein guter Christ gewesen.

Meinen Unmut über die starre extreme Orthodoxie, die es einem Denkenden unmöglich machte, im Lager der Kirche zu stehen, ließ ich gelegentlich freien Lauf, erinnerte durch Wort und Schrift die Klerikalen, daß der christliche Geist wichtiger sei, als die kirchliche Form, und daß nach ihrem Vorgehen der naive Gläubige leicht glauben könne, durch die bloße Erfüllung der Form schon ein guter Christ zu sein. Und wenn der Klerikale sich manchmal einen blendenden Heiligenschein um das Haupt that, erinnerte ich unmaßgeblich daran, daß auch unter der Soutane Menschenfleisch verborgen sei.

So stand es, als ich nach jahrelanger Trennung eines Tages meinen lieben Urban wiedersah. In einem Gasthause zu Krieglach war es, wo wir uns trafen, um endlich wieder einmal ein paar Stunden beisammen sein zu können. Dieselben paar Stunden sind aber sehr unerquicklich geworden. Wir kamen natürlich bald auf die Kulturbewegung, auf die Neuschule zu sprechen. Urban wurde lebhaft, plötzlich aber schlug er seinen sanften, herzlichen Ton an und sprach: „Peter, was du da oft schreibst, das kann ich wohl nicht gutheißen, das ist weit gefehlt. Schau, das arme Volk hat ohnehin nichts als seinen Glauben, und du willst ihm auch diesen noch nehmen! Deine Bücher sind geschmackig geschrieben, um so schlimmer, sie dringen wie ein süßes Gift ins Volk. Freund, es thut mir leid, aber ich muß gegen dich auftreten, es ist unsere Seel-

sorgerpflicht, das Volk zu warnen vor einem Schriftsteller, der die katholische Kirche und das Christentum angreift."

„Wieso nehme ich dem Volke seinen Glauben?" war meine fast leidenschaftliche Entgegnung, „wo greife ich die katholische Kirche und das Christentum an? Nenne mir die Schrift!"

„Ja," lachte er, „gelesen habe ich deine Bücher nicht, ich weiß nur, was das „Volksblatt" darüber geschrieben hat."

Nun mußte ich lachen. Also in einer Zeitung hatte er es gelesen! Nun, dann muß es freilich wahr sein.

„Ich bin überzeugt, alter Freund und Landsmann," fuhr der geistliche Herr Urban fort, „du meinst es nicht so schlecht, du bist verführt worden und schreibst solche Sachen, weil es Geld trägt."

„Jetzt ist's genug!" rief ich vom Tische aufspringend. „Wir haben nichts mehr miteinander zu thun!"

Also habe ich den mir ins Gesicht geschleuderten Handschuh angenommen. Ohne noch ein Wort zu verlieren, ging ich davon. In mir wütete ein heftiger Zorn, der allmählich in eine tiefe Betrübnis überging. Ich hatte einen lieben Freund verloren. Und dieser herzensgute Mensch war ein blinder Fanatiker geworden, alsbald geneigt, der Überzeugung anderer niedrige Beweggründe anzudichten.

Der Urban soll über meine Entrüstung gar überrascht gewesen sein und nicht recht begriffen haben, wodurch er mich so tief gekränkt hätte. Aber ein Schreiben, das er in den nächsten Tagen von mir erhielt, wird ihn darüber aufgeklärt haben, welche Art von Beleidigung er mir in das Gesicht geschleudert.

Bald zeigte es sich, daß mein Urban überhaupt ein tapferer Soldat der streitenden Kirche geworden war. Glühende Kanzel- und Vereinsreden hielt er gegen den Liberalismus, gegen die Neuschule, gegen die Volksbildungsvereine, gegen aufklärende Schriften. Weniger um die Religion, als um die Partei ging es her.

Und nur zu bald hatte es diese sonst so redliche Bauernnatur dem Parteileben abgelauscht, daß in demselben der Zweck das Mittel heilige. Aber doch wieder nicht der Diplomat sprach aus ihm, sondern oft die Leidenschaft und immer die Parole der Kirche, die unter allen Umständen seine Überzeugung war.

Mir that es weh zu sehen, wie sein wohlgemeinter Feuereifer nicht immer glückliche Folgen zeitigte. Selbst ein großer Teil der Bevölkerung seiner Heimatsgegend wollte nichts von ihm wissen, zählte ihn zu den „Heißspornen" und „Hetzern" und ich fand mit meiner Mahnung, daß seine Überzeugung, sein guter Wille, das Richtige zu thun, stets achtenswert bleibe, nicht immer Gehör. — Als er bei einer Volksversammlung in Mürzzuschlag einen liberalen Redner unterbrach und mit durchdringender Stimme demselben scharf entgegenredete, ward er in den vorüberfließenden Bach geworfen. Mit einiger Mühe rettete er sich, um dann vom Kampfplatze abzutreten. Das Beifallsgejohle über diese Heldenthat ging durch das ganze Thal. Nur der Besonnene schüttelte das Haupt. Es zeigt nicht von großem Takte, wenn einer bei öffentlicher Versammlung willkürlich den Redner unterbricht, aber auch nicht von großem Mute, wenn zehn ausgelassene Gesellen mit Stöcken einen Wehrlosen ins Wasser jagen. — In seinem Stande stieg der Urban jetzt noch an Ansehen.

In geselligen, selbst höheren Kreisen wußte der ehemalige Bauernjunge sich angenehm frei und sehr artig zu bewegen. Befangen und gedrückt fühlte er sich nur in der Nähe eines seiner hohen Vorgesetzten, denen er in so unumschränkter Ehrerbietung ergeben war, daß in ihrer Nähe alles andere an Interesse für ihn verlor. Ich schloß daraus auf die strenge Disziplin, die den ganzen Organismus der Kirche beherrscht und die das Geheimnis dieser Weltmacht ist. Unbedingter Gehorsam! Ich vermute, daß auch Urban Offenluger, der seinen eigenen Kopf sonst wiederholt bekundet, in manchem seine ganz persönliche Meinung und Neigung gehabt hat, die sich mit der seines Systems durchaus nicht immer deckte. Erfahren hat das niemand. Was die Kirche vorschrieb, einzig nur das und nichts als das hatte für ihn Geltung. Von Konflikten, die sich in einer solchen Seele manchmal abspielen mögen, weiß die Welt nichts.

Mich suchte der Urban seit jenem Abende nicht mehr auf und ich ihn nicht. Aber ich hatte ihn noch immer lieb, schon seines treuen Festhaltens an dem Bauernstande wegen. Er kannte des Bauers Anliegen und Nöten und war unablässig bemüht, zum Wohle dieses so arm gewordenen Standes zu wirken. Aber er war subjektiv, er stand mitten unter den Bauern, nicht über ihnen. Er hatte den klaren Hausverstand des Bauers, in Zeiten ruhiger Erwägung ein unbeugsames Gerechtigkeitsgefühl, und war ein Vorbild der Schlichtheit und persönlichen Zufriedenheit. Das ist genug für den Wirkungskreis eines Landgeistlichen, jedoch zu wenig für einen Parteiführer, der im großen Stile wirken will; ein solcher braucht Weltkenntnis, politischen Geist, Verständnis und Interesse für

die sozialen Vorgänge in anderen Gesellschaftsklassen und Ländern, denn es ist nötig, mit diesen Faktoren zu rechnen, soll für einen bestimmten Stand etwas durchgesetzt werden.

Auch die Bauern machen einen Unterschied zwischen Priester und Priester. Den, der die Gebote predigt, ohne sie selbst zu halten, achten sie nicht. An Urban aber erkannten sie einen echt religiösen Charakter und ihren redlichen Freund. Später, als er schon Pfarrer zu Pernegg in Steiermark war, wählten ihn die Landgemeinden des Brucker Wahlbezirkes zum Landtagsabgeordneten. Ich empfand einen rechten Stolz darüber, einen aus dem armen Alpel als Gesetzgeber des Landes zu wissen, doch als er nun an mich herantrat, hielt ich nicht zurück mit meinen Bedenken. Ob das rein weltliche Wirken im Landtage nicht die Stimmung für sein geistliches verderben werde? — Er verstand mich, verzieh mir's aber. Zwischen uns war die alte Herzlichkeit so ziemlich wieder hergestellt, obwohl wir es möglichst vermieden, über kirchliche und religiöse Gegenstände miteinander zu plaudern. Wozu auch, er wie ich fühlten, daß wir uns in der Theorie nie würden einigen können, im Herzen aber einig waren. Noch einmal sollte Gelegenheit sein, das Gefühl gegenseitiger treuer Freundschaft so recht zu empfinden.

Im Sommer des Jahres 1890 wollte ich eines Tages mit meinen zwei größeren Kindern eine Partie auf den Hochlantsch machen. Unterwegs überraschte uns ein schlimmes Gewitter. Wir mußten umkehren, um anstatt hoch oben im Alpenhause, draußen in Pernegg zu nächtigen. Als der Pfarrer Urban hörte, wir seien im Wirtshause eingekehrt, kam er eilends von seinem Berge herab und lud uns so treuherzig ein, bei ihm im Pfarrhofe zu über-

nachten, daß ich annahm. Nachdem wir in Gesellschaft einen sehr heiteren Abend miteinander zugebracht — wobei ich den Freund wieder in seiner ganzen unbefangenen Gemütlichkeit sah, — führte er uns in die gute Stube seines Hauses, wo die Haushälterin, seine Schwester, schon in mütterlicher Weise für uns gesorgt hatte. Es war sehr heimlich in diesem Hause, so recht eine Stätte des heiteren Friedens. Und als am nächsten Morgen hinter den blauenden Wänden des Hochlantsch die Sonne aufstieg und niederschien in das schöne grüne reichbewaldete Thal, auf das stille Dorf am Fuße des Kirchberges, und zu den hellen Fenstern herein in das trautsame Zimmer, da dachte ich, daß ein Mensch, der, von irdischen Sorgen frei, ganz dem Guten und Schönen hier leben darf, wohl glücklich zu preisen ist. — Für uns war im Speisezimmerchen der dampfende Kaffee schon bereit und der Pfarrer ließ sagen, wir sollten nur zulangen und auf ihn nicht warten. Wir aber gingen in die Kirche, um seiner Messe beizuwohnen, nach derselben setzten wir uns gemeinsam mit ihm und seinem jungen Kaplane zum Frühstücke.

Hernach ließ ich die Kinder ihren neuen Beziehungen nachgehen, die sie bereits mit jungen Ortsbewohnern angeknüpft hatten. Der Pfarrer Urban und ich schritten hinaus in den Obstgarten, entlang des Raines, setzten uns auf eine Bank, die unter der Esche stand und von der aus ein so schöner Fernblick ist über Berg und Thal. Und hier begannen wir ein langes, inniges Gespräch.

Es zeigte sich bald, daß seit jenem Zusammenpralle im Wirtshause eine lange Zeit verflossen war, daß mittlerweile Leben, Schicksale und die Erkenntnis uns einander näher-

gebracht hatten. Er mochte im Laufe der Zeit Gelegenheit gehabt haben, meine Schriften zu prüfen und hatte gefunden, daß man Gott danken könne, wenn es keine schlimmeren Irrlehrer gebe, als seinen Landsmann aus Alpel. Das sprach er diesmal unumwunden aus. Daß es mir mit der guten Sache Ernst wäre, sei ja kein Zweifel, und so entschuldige er auch den gegen mich gerichteten groben, bisweilen sogar in persönlichen Hohn verfallenden Ton mancher klerikalen Blätter nicht. — Zur selben Stunde, da wir auch über Volk und Jugenderziehung sprachen, teilte ich ihm mein Bedenken mit darüber, daß in der Schule im Verhältnisse zum Katechismuslernen nach meiner Ansicht etwas wenig Bibelunterricht vorkomme; die unmittelbare Lehre Christi, wie sie im Evangelium so überaus volkstümlich einfach und eindringlich enthalten sei, hielte ich auf das Kindesgemüt für wirksamer, als immer nur die Form des Katechismus. Der Pfarrer pflichtete mir im ganzen bei. Als ich später über diesen Gegenstand meine „Bitte an den Klerus“ veröffentlichte, war er aber doch unzufrieden mit mir und meinte, es sei ein großer Unterschied, ob man etwas mündlich unter vier Augen sage, oder öffentlich und so rücksichtslos, wie ich es gethan. Ob sich denn keine mildere Form hätte finden lassen? — Ja, Freund, in milderer Form hatte ich früher die Sache oft genug berührt, man hat sie unbeachtet gelassen, ich wollte aber einmal gehört und verstanden werden, und so bin ich laut geworden und habe eine größere Pflege des Evangeliums bei dem Religionsunterrichte der Volksschulen mit aller Entschiedenheit verlangt.

An jenem Vormittage, da wir nebeneinander unter der Esche saßen und der Urban mir aus seinem Seel-

sorgerleben erzählte, habe ich seine wahre und tiefe Religiosität (ich meine nicht die streitende, sondern die duldende) näher kennen gelernt.

Was er aber verschwieg, das berührte ich: seine Opferfreudigkeit. Ich hatte es von anderen gehört, er ging mit größter Bereitwilligkeit bei Nacht und Sturm in die entferntesten Gräben, stieg unter Schnee und Eis hinauf in die Alpenhütten, um Kranke zu trösten, Sterbende zu versehen. Er nahm sich der Armen an und war unausgesetzt bemüht für das Wohl seines Sprengels. Eben nur in der Partei-Agitation that er manchmal zu viel und machte sich Personen zu Gegnern, die ihm ob seiner persönlichen Liebenswürdigkeit gerne Freund gewesen wären. All das berührten wir bei unserem Geplauder. Einmal ward ich ein wenig boshaft und warf die Frage auf, was er zur freien Liebe im Bauernstande und zu den vielen unehelichen Kindern sage? Natürlich mußte er derlei streng verurteilen. Und gleich darauf meine Frage, wieso er denn die Absicht habe, im Landtage auf die Beschränkung des Ehekonsenses hinzuwirken? Die freie Liebe verboten, die Ehe verboten, und für das Cölibat seien die wenigsten Leute eingerichtet. Er antwortete, die leichte Gelegenheit zu heiraten schütze durchaus nicht vor anderen Fehltritten, hätte aber ein Proletariat zur Folge, mit dem sich schließlich keine Gemeinde zu helfen wisse. Ich konnte ihm nicht Unrecht geben, sondern erkundigte mich nur, wie es in Zukunft die Dorfgeschichten-Schreiber zu halten hätten, wenn ein armes Liebespaar vorhanden wäre? Ließen sie es heiraten, so sei das ungesetzlich und unwahr, weil in Wirklichkeit die Gemeinden ja dazu die Erlaubnis verweigern; ließen sie es so nebeneinander herlaufen, so sei

das unsittlich; und jagten sie es zum Schlusse auseinander, dann finde der Leser solches herzlos und unmenschlich. — Darum sei es am besten, meinte der Urban, gar keine Dorfgeschichten anzufangen, hingegen aber fleißig zu beten, daß der Herr nicht in Versuchung führe.

Als wir so allerlei in ernster und auch in heiterer Weise besprochen hatten, wurde der Herr Pfarrer allmählich ein wenig kleinlaut und gestand, er habe ein Anliegen. Er wolle uns zum Mittagessen einladen, aber ich würde die Einladung wahrscheinlich verschmähen und im Wirtshause speisen, wo man Braten bekäme, während er uns am Freitage nur Milchsuppe, Kraut und Bohnen vorsetzen könne. „Wenn ich bei dir Kraut und Bohnen kriege, so gehe ich nicht ins Wirtshaus," darauf meine Antwort, „ich bin von diesen Gottesgaben ein so großer Freund, daß ihretwegen auch in meinem Hause am Freitage Fasttag eingesetzt ist."

Wir blieben also bei Tische. Vor demselben betete der Pfarrer laut das Vaterunser und wünschte knapp darauf guten Appetit. Es kam die würzige Milchsuppe mit Brotschnitten, es kamen Kraut und Knödel, es kamen Bohnen und Eierspeise, es kam ein ausgezeichneter Apfelstrudel. Dazu tranken wir steirischen Wein und nachher eine staubige Flasche Vöslauer. Endlich kam schwarzer Kaffee mit Cigarren. Mein Lebtag habe ich nicht köstlicher gespeist als an diesem Fasttage, also daß ich den lieben Gastherrn an das Sprichwort erinnerte, in Pfarrhöfen und Klöstern müsse man sich an Fasttagen zu Tische laden lassen.

„Du hast immer ein loses Maul, auch wenn man dir den Mund stopft!" lachte er und reichte mir die Hand

zum Zeichen, daß seine Bemerkung nicht so ernst gemeint sei. Das Herzigste an meinem Urban war bei dieser Mahlzeit seine Fürsorge für meine Kinder, daß sie ja nur recht satt würden und munter blieben. Die besten Stücke legte er ihnen vor, aus dem Strudel stach er die Rosinen und that sie auf ihre Teller; den Wein richtete er ihnen mit Zucker und Wasser her und dabei that er allerhand lustige Bemerkungen, daß es hell zum Lachen war. Ich ließ ihn gewähren, saß er doch morgen an diesem Tische wieder allein mit seinem kränklichen schweigsamen Gehilfen.

Im nächsten Winter, als der Pfarrer auf dem Landtage in Graz war, hatte ich Gelegenheit, seine mir unvergeßliche Gastfreundschaft, wenn auch nur teilweise, wettzumachen. Meine Frau, die ihn bisher nicht persönlich gekannt, war ganz entzückt über das harmlos heitere Wesen und taktvoll feine Benehmen dieses Landpfarrers, von dem sie sonst so manches Kampfmutige gehört hatte.

Da mir immer um die Zukunft meiner Kinder bange ist, unser verehrter Gast aber in seiner körperlichen Frische und geistigen Verfassung so beneidenswert glücklich aussah, fragte ich bei Tische meine Jungen, ob sie denn nicht auch geistlich werden wollten?

„Nein! Nein!“ gab jeder mit erschreckender Entschiedenheit zur Antwort.

„Recht habt ihr!“ lachte der Herr Pfarrer.

„Im Ernste, lieber Freund,“ sagte ich hierauf, „meine Neigung für diesen Stand ist nicht umzubringen und ich bedauere immer, daß mir einst die Wege dazu nicht offen gestanden.“

„Du bist undankbar," entgegnete er, auf den Kreis meiner Familie blickend.

„Es ist wahr," entgegnete ich und setzte im halben Ernste bei: „Wenn ihr mir nur gestatten wolltet, das priesterliche Amt, welches beziehungsweise auch im Dichterberufe liegt, manchmal ein wenig ausüben zu dürfen, dann hätte ich ja alles beisammen und wäre zufrieden. Möchtest du mir nicht die Ehre erweisen, Pfarrer, heute abends meiner Predigt beizuwohnen?"

Er sagte lächelnd zu, denn er wußte schon, was ich meinte.

Am Abende saßen wir nebeneinander in einer Loge des Theaters und wohnten meinem Volksschauspiele „Am Tage des Gerichts" bei. Als im zweiten Akte das Gefängnis mit den drei Schelmen und ihrer Spitzbubenmoral kam, schüttelte mein Urban ein wenig den Kopf und sagte: „Ja, ja, so predigen die Dichter." Während des dritten Aktes wurde er schon etwas aufmerksamer, war er doch in seinem Leben so selten im Theater und mußte erst hören lernen. Im vierten Akte war er ganz bei der Sache und als Martha aus Christenliebe dem noch leugnenden Mörder ihres Mannes verzeiht, und der Mörder von solcher Hochherzigkeit überwunden seine That bekennt mit dem Ausrufe: „Dem Hasse bin ich gestanden, die Liebe wirft mich nieder!" tastete der Pfarrer nach meiner Hand und flüsterte: „So ist's schon recht!" Sein Gesicht war gerötet, sein Auge schien ein wenig feucht . . . .

Also war mein Urban zur Stunde, da ich ihn das letzte Mal in diesem Leben gesehen habe. Er kehrte wieder heim in sein stilles Pfarrdorf.

In den Frühjahrstagen, bei Ausübung seines Berufes in einer Nachbarspfarre, erkältete er sich — nach ein paar Tagen furchtbaren Leidens, am 28. April 1891, starb er den Erstickungstod.

Nicht einsam, verlassen zu sterben! Diese Gnade hatte er sich erbeten. Seine alte Mutter machte zur Zeit von ihrem Bauerngute aus eine Wallfahrt nach Maria-Rehkogel. In dieser Kirche fiel es ihr ein, sie könne ja bei solcher Gelegenheit ihren Sohn besuchen in seinem kaum ein paar Wegstunden entfernten Pernegg. Als sie hinkam in freudiger Erwartung, ihren Stolz und ihr Glück nach Langem wieder einmal zu sehen, fand sie ihn im Sterben. Er verschied in den Armen der Mutter.

Zwei Tage später, an einem sonnigen Frühlingstage, haben wir ihn bestattet. Viele weinten laut am Grabe. Seine Mutter kniete vor dem Christuskreuze und betete. Weinen sah ich sie nicht, aber ihr Gebet schien so innig, so zuversichtlich zu sein, daß ich mir dachte: Ja, Urban, diese Frömmigkeit ist die der Besten unseres Landvolkes, diese hast du gemeint.

An das schlichte Bauerntum glaubte er. Hätte er auch an andere Gesellschaftsschichten, Kreise und Personen geglaubt, denen er manchmal schroff gegenübergestanden und in denen er seine grimmigsten Feinde zu sehen gemeint, es wäre ihm manche Kränkung erspart geblieben. Seine politischen Gegner beteiligten sich zahlreich an dem feierlichen Leichenbegängnisse; einer derselben legte auf das Grab einen Kranz, ehrend den berufseifrigen Priester, liebend den herzensguten Menschen, betrauernd seinen frühen Tod.

Hubert Janitschek.

An einem Winterabende des Jahres 1870 wohnte ich in der Puntigamer Bierhalle zu Graz einem Unterhaltungsabende bei. Der Besuch war ein sehr zahlreicher, die Leute befanden sich in einer gewissen Erregung. Die Unfehlbarkeitserklärung des Papstes war geschehen, die großen Siege der Deutschen waren an der Tagesordnung, die Proklamierung des deutschen Kaiserreiches stand bevor. Da hatte jedes Fest den Charakter einer politischen Versammlung. So wurden auch an diesem Abende patriotische Lieder gesungen und politische Reden gehalten. Unter anderen sprang ein junger Mann auf die Tribüne, breitschulterig, mit eckigem Gesichte, wirrem Haar und blitzenden Augen. Mit etwas rauher Stimme und in sprudelnden Sätzen hielt er eine Rede. Die offizielle Unfehlbarkeit des Papstes, die manchen damals nicht schlafen ließ, der an die schweigend vorausgesetzte ruhig geglaubt hatte — der Redner kümmerte sich nicht um sie, aber feurig sprach er vom erstehenden Deutschen Reiche. Auf die Waffensiege gebe er nichts, sagte er beiläufig, auf die vielen Milliarden Kriegstribut gebe er auch nichts, aber auf die Einigkeit des deutschen Volkes und auf das neue Reich gebe er etwas, doch nur dann, wenn in diesem neuen Reiche eine neue Kulturblüte erstehe, wenn die Wissenschaft floriere und wenn die Kunst wieder an Klassizismus gewinne und zu neuer Größe komme. Mit den Worten: „Ich habe gesprochen!" verließ er die Rednerbühne und setzte sich wieder an seinen Platz. Politisch war seine Rede nicht gewesen, in der Menge hatte sich ein großer Beifall erhoben, aber wahrscheinlich weniger darüber, was

der junge Mann gesagt, sondern wie er gesprochen hatte. Es war eine hinreißende Begeisterung gewesen. Nun saß er ruhig da und nahm einen Schluck Bier. Mich hatten seine Worte mächtig bewegt, er hatte nicht die Heldenthaten des Krieges betont, nicht die Bedeutung der materiellen Macht des deutschen Volkes, nicht die Eroberung von Elsaß-Lothringen, nicht die politische Einigung der Deutschen, wie solche Dinge damals von jedem Redner überhaupt gefeiert wurden, er hatte von höheren Zielen gesprochen, denen jedes Volk, besonders ein starkes, siegreiches, zuzustreben habe. — Ich ging hin zum Redner und drückte ihm die Hand. Er hieß Hubert Janitschek, war ein geborener Schlesier und absolvierte damals in Graz seine philosophischen Studien.

An einem der nächsten Tage besuchte er mich in meiner Wohnung. Zwei damals von mir schon erschienene Bücher in steirischer Mundart hatten ihm nicht imponiert, er wußte nach eigenem Geständnisse mit dem „Volksjargon" nichts anzufangen. Aber der Chefredakteur der Grazer „Tagespost" Dr. Svoboda, der auch sein Gönner war, hatte ihm schon etwelches von mir, meiner bescheidenen Vergangenheit und meinen hochfliegenden Absichten erzählt. Er gestand bald, meine besondere Zustimmung zu seiner Rede hätte ihn auf die Vermutung gebracht, ob wir zwei uns am Ende nicht verstehen könnten?

Wir fanden Gefallen aneinander und kamen von nun an oft zusammen. Die Verschiedenheit zwischen unserem Geistesleben war aber die denkbar größte. Er stand ganz auf dem Boden klassischer Bildung, trieb auf das lebhafteste Bücherstudien und war ein scharfer kritischer Geist. Ich hing an meinem Volkstum, machte Studien im alltäglichen

Leben, fand alles, was mich überhaupt interessierte, schön und gut und hatte eine unversiegbare Lust zu fabeln, ohne jegliche Rücksicht auf ästhetische Gesetze. Ich war, wie wir halb scherzhaft einmal erörterten, ein Plebejer aus feuchter Erde, während er ein Geistesaristokrat vom Scheitel bis zur Sohle war. Sonst ein schneidiger Bursche, der keine Gegnerschaft leicht vertrug, hatte Janitschek mit mir große Geduld, er las meine Dichtungen in Versen und Prosa. Das allerwenigste, was ich damals in hochdeutscher Sprache schrieb, war druckfähig, aber er korrigierte die Sachen, besprach sie mit mir, suchte meine Pläne zu bestimmen, meine Ideen zu läutern und mir doch um Gotteswillen ein klein bißchen theoretische Bildung beizubringen. Freilich das wenigste, das allerwenigste, was er mir wohlwollend dozierte, war für mich brauchbar, das heißt, ich war zu ungeschickt, um es brauchen zu können, aber ich empfand es doch dankbar, daß er sich mit mir abgab. Unsere Grundsätze waren verschieden, ich meinte, der Dichter solle das Leben in Wahrheit darstellen, Janitschek sagte, der Dichter müsse das Leben in Schönheit kleiden. — Aber wenn Sünde und Verbrechen dargestellt werden, wie kann man das Verabscheuenswerte in Schönheit kleiden? Darauf er: abnorme Verbrechen und Schuld könne man in Schönheit kleiden, weil sie tragische Stoffe sind, gewöhnliche Alltagssünden aber können überhaupt nicht Gegenstand der Poesie sein. Auch die Alltagsmenschen nicht! — Doch wenn ich ihm dann meine Erzählungen aus dem Volke vorlegte, beschäftigte er sich mit denselben liebevoll und suchte mich wenigstens in der Form vorwärts zu bringen. Ob er dabei Glück hatte? Mich dünkt fast, in der Theorie hätte ich nie etwas gelernt, ich machte es allemal so, wie der Moment es mir eingab

Im Herbste 1872 machte Janitschek mit unserem gemeinsamen väterlichen Freunde Dr. Svoboda eine Reise nach Italien, der ich mich anschloß. Der beste Probestein unzerstörbarer Freundesharmonie ist eine gemeinsame Reise. Kommt man von derselben zurück, ohne sich einmal entzweit zu haben, dann hält's für die Ewigkeit. Unsere Hinreise durch Kärnten und Tirol war für mich voll des Entzückens über die Hochgebirgsnatur. Janitschek sah hier keine Schönheit, so wenig Goethe sie gesehen, als er durch Tirol gegen den Süden gereist. „Es sind brutale Formen," sagte mein Freund, „es ist das Land der Barbaren. Erst die sanften Landschaftslinien Italiens, die sonnige Buntheit, die heiteren sorglosen Nachkommen der klassischen Völker — das ist Schönheit." Aber als wir in den Städten Italiens waren, ergötzte er sich weniger an Natur und Volksleben, als an den Kunstsammlungen. Er genoß die Schönheiten der Galerien stets mit den Büchern in der Hand, war es der rote Baedeker oder war es ein ästhetisches Studienwerk. Auch schrieb er vor den Kunstwerken eifrig Notizen in sein Tagebuch, unermüdlich bestrebt Gedanken zu bilden, Gedanken zu ordnen. Ich machte vor alten Bildern und Statuen, bei denen im Baedeker Sternchen standen, die obligaten Mienen der Bewunderung, insgeheim aber gefiel mir manch modernes Gemälde besser, am liebsten war es mir, den Kunstsälen zu entkommen, in den Straßen umherzuschlendern und das mir ganz fremdartige Volkstreiben zu beobachten. Über diese Indolenz gegen Bildung und über dieses unverbesserliche Hinneigen zum Plebejertum hat mein guter Hubert mich dann oft gar mitleidig angeblickt. Die Verschiedenheit unserer Neigungen hatte die Folge, daß wir uns nach

einiger Zeit mitten im fremden Lande trennten. Er reiste durch Italien in Kunst, ich in Natur, und auf diese Weise wird jeder das Seine gefunden haben. Am richtigsten hat es wohl das Reiseoberhaupt Dr. Svoboda gemacht, er verstand die Art, Natur und Kunst in schöner Harmonie zu genießen.

Nach der Heimkehr wurde unser freundschaftlicher Verkehr fortgesetzt. Ernst und trübselig fand ich Janitschek manchmal sitzen in seinem Zimmerchen, dessen Fenster gegen die Mur hinaus ging. Er starrte hinaus in den nordischen Winternebel und gedachte wohl des sonnigen Südens mit seiner unendlichen Schönheit. Ein sachte auftretendes Brustleiden mochte seine Sehnsucht nach wärmeren Himmelsstrichen nur steigern, aber er war mittellos und daher gebannt an unsere Stadt, wo er durch „Stundengeben“ und journalistische Arbeiten seinen Unterhalt spärlich bestritt. Sein Durst nach Schönheit war rührend, sein Schaudern vor dem Gegenteil oft komisch. Einmal ertappte ich ihn, wie er sich im Spiegel beguckte. „Hast du schon jemals einen so häßlichen Kerl gesehen?“ fragte er mich mit seiner dumpfen Stimme und zeigte mir sein Bild im Spiegel. „Diese plumpe Nase! diese wulstigen Lippen, diese starren Augen! Und dieser plebejische Teint! Eine wahre Mißgestalt!“ rief er lachend aus. Er, der die Schönheit über alles liebte, sagte das von sich selbst. Aber er kritisierte sich zu strenge. Ein Adonis war er nicht, doch seine derben Züge hatten etwas überaus Sympathisches, es war viel Seele in ihnen; auf seinen kräftigen Lippen lag nicht allein scharfe Ironie, sondern auch milder Humor, sein blitzendes Auge konnte sehr wohlwollend schauen. Und so sagte ich ihm einmal: „Es giebt nicht allein die streng stilvolle

kalte Schönheit, wie du sie anbetest, es giebt eine innere, eine warme Schönheit, die man nicht mit dem kritischen Auge, wohl aber mit dem Herzen sehen kann. Und das ist die Schönheit, die ich liebe." Die versteckte Liebeserklärung schien ihn nicht unangenehm berührt zu haben, denn seine im Grunde innige Natur dürstete nach Liebe und Freundschaft nicht weniger als nach Schönheit. So war unser Verhältnis ein recht herzliches und wir waren täglich beisammen und haben uns trotz der Verschiedenheit unserer Lebensanschauung, wie ich glaube, gegenseitig gefördert.

In den Jahren 1871 und 1872 mußte Janitschek kränklichkeitshalber längere Zeit am Wörthersee und in Gleichenberg zubringen, dort lernte er auch das „Naturkneipen". In Abgeschiedenheit von seinen Büchern, in den stimmungsvollen Träumereien auf stillem Lande schrieb er mir Briefe voll Wärme und Zartheit. In einem Schreiben aus Gleichenberg vom 31. Juli an mich heißt es unter anderem: Ich balge mich mit einer beginnenden Lungentuberkulose, das ist ein unangenehmer Zustand. Die Falten des Endes fallen da manchmal so dicht, daß die Thatkraft gelähmt wird. Dazu das Mißvergnügen, die düstere Stimmung, die daraus resultiert, daß der körperliche Zustand die Arbeit unmöglich macht, und so der geistige Fortschritt unheilbare Lücken erhält. Bei mir dauert dies nun schon sehr lange — alle Pläne und Hoffnungen liegen zerstückt . . . Seit mehreren Tagen empfinde ich eine gelinde Besserung, ob sie anhalten und fortschreiten wird . . . . In kindlichem Vertrauen dem Leben zujubelnd, voll von heiligem Enthusiasmus für die großen Ideen, die je der Menschengeist in schöner Ehe

mit der Gottheit oder der Natur geboren, die Gegenwart und die Zukunft mit Liebe umklammernd: so treten wir aus der ersten Zeit der Jünglingsjahre hinaus in das Leben — in dämmerhaften Umrissen wölbt sich uns der Tempelbau des Ideals — in die That wollen wir ihn umsetzen — aber kaum daß wir einige Steine hinzutrugen, da braust der unerbittliche Sturm hinein und fegt Bauwerk und Baumeister hinweg . . . Wollen wir die Natur dessen anklagen? wo fände das Herz der gottverlassenen Menschheit dann noch den Ankerplatz der Ruhe, wenn sich die Mutter im Anschauen zum schreckenden Gespenste verkehrt! Wie es jetzt um uns steht, thut uns jene Liebe und Selbstlosigkeit not, die sich hineindrängt in den Schoß des Alls, wie das Kind zur Mutter, daß wir uns finden in ihm, in seinem ewigen Gesetze und diesem uns ergeben nach errungener Erkenntnis, in freudiger Demut. — Warst du jüngster Tage in Graz? Besuchst du Dr. Svoboda? Dieser Mann ist ein Edelstein, wie er sich mir gab und giebt in meiner jetzigen Lage, das vergesse ich nie — kaum könnte der Vater um mein Wohl besorgter sein, als er." Diese Zeilen charakterisieren die Einkehr in seine persönliche Natur.

Zurückgekehrt las er wieder meine mittlerweile entstandenen Arbeiten. So hatte ich eine Erzählung, „Erwin in der Wildnis", in welcher ich einen philosophierenden Einsiedler schilderte. Meinem Freunde gefiel die Anlage nicht übel, doch — meinte er — sei es jammerschade, daß der Held Erwin so ganz und gar keine klassische Bildung habe. Er müßte die ihn umgebende Waldnatur im Lichte griechischer Philosophen, oder auch im Sinne Dantes, Shakespeares und Goethes auffassen. Janitschek gab mir

Lessings „Laokoon“, um aus ihm Anregung über das Schöne zu schöpfen. Infolge dieser Vorschläge machte ich mich an eine Umarbeitung des „Erwin in der Wildnis“. Ich sammelte in das Haupt Erwins so viel Klassizismus, als ich zur Zeit aus allerlei gelehrten Büchern nur habhaft werden konnte, ich ließ seine Weisheit leuchten vor jedem Kieselstein, vor jedem Hagebuttenstrauch, vor jedem Eichhörnchen, vor jeder Kohlenbrennerdirn. Das Werk wurde aufs äußerste „durchgeistigt“, ich war glücklich, auf dem rechten Wege zu sein und trug die vollendete Arbeit mit größter Befriedigung zu Janitschek, um von ihm alles Lob und alle Bewunderung einzuheimsen. Es vergingen Tage, er kam nicht wie sonst zu mir, er schrieb mir keinen Zettel, daß ich mich bei ihm einfinden möchte, vielleicht war er ganz niedergeschmettert von der klassischen Größe meines Erwin. Endlich ging ich zu ihm. Er war sehr sanft gestimmt, er sprach von diesem und jenem, nur von Erwin nicht. Nach einer Weile fragte ich ihn, was er zu meiner bearbeiteten Erzählung sage. Da lächelte er und meinte, ein ander Mal möchte ich doch lieber nicht klassisch werden. Und ohne weitere Bemerkung gab er mir das Manuskript zurück. — Er hat's auch später nicht wieder versucht, durch mich klassische Bildung in den steirischen Wald zu verpflanzen. Der Wald, die Wildnis war ihm übrigens ganz recht, denn auch die romantische Schule stand bei ihm in Gnaden; nur das Dorf war ihm zuwider und der damit verbundene „unsaubere Realismus“. Im nachmaligen noch weit „unsaubereren Naturalismus“ des städtischen Hinterhauses hat er übrigens noch ganz anderes erleben müssen.

Um die Bauernpoesie haben Janitschek und ich zu jener Zeit ein öffentliches Sträußchen ausgefochten.

Janitschek war Theaterrecensent der „Tagespost". Damals kamen die ersten Volksstücke von Ludwig Anzengruber, die im Publikum großes Aufsehen erregten, von unserer Grazer Kritik aber mit Gleichgiltigkeit behandelt wurden. Da wagte ich mich in die Arena. Schon für den „Pfarrer von Kirchfeld" hatte ich in der „Tagespost" eine Lanze gebrochen, ebenso auch für den „Meineidbauer". Und als „Der G'wissenswurm" kam und derselbe von Seite Janitscheks auf das kühlste besprochen wurde, habe ich auch für dieses Stück ein meiner Empfindung entsprechendes begeistertes Artikelchen veröffentlicht. Gegen diese Eingriffe eines gänzlich Unberufenen, eines Kunstbarbaren in sein Theaterreferat hat Janitschek sich endlich aufgelehnt. Er schrieb in der „Tagespost" eine Entgegnung, in der er den Ludwig Anzengruber abthat und mich in meine Schranken zurückwies. — Unser persönliches Verhältnis hatte sich dadurch kaum geändert; ich dachte schon damals, daß das einseitige Bücherstudium den Menschen ebenso unfertig läßt, wie die einseitige Erfahrung, ich schwieg daher respektvoll. Die öffentliche Abkanzelung war mir nur aus einem Grunde unangenehm gewesen. Ich war zur Zeit jung verlobt und so kam mir an dem betreffenden Morgen meine Braut weinend entgegen und klagte, der Janitschek hätte mich in der Zeitung so arg heruntergerissen, daß sie sich gar nicht getraue auszugehen. Es war ihr unfaßlich zu sehen, wie ich an demselben Tage mit Janitschek munter plaudernd in der Herrengasse auf- und abschritt.

Es wurde dann anders. Seines Brustleidens wegen hatte Janitschek auf einige Zeit nach dem Süden ziehen müssen und in seinem geliebten Italien machte er Studien

zu mehreren gründlichen Werken über Kunst, die ihm später große Anerkennung eingebracht haben. Nachdem er sich in Graz ein Weib erwählt hatte, die genial veranlagte Dichterin, die heute unter dem Namen Maria Janitschek bekannt ist, nahm er eine Professur über Kunstgeschichte an der Universität Straßburg an.

In späteren Jahren einmal, als er aus Straßburg in Graz auf Besuch war, kamen wir auf Anzengruber zu sprechen und da sagte er: „Ich war doch einmal ein recht dummer Junge. Die poetische Gattung Anzengrubers ist auch heute noch nicht mein Ideal, aber heute weiß ich, daß man über große Talente unter allen Umständen ganz anders spricht, als ich damals es gethan."

Längst waren wir beide abgeklärter und objektiver geworden, doch einig waren wir noch immer in sehr vielem nicht. Und das regte uns gegenseitig an. Anderer Meinung als ich war er über Volks- und Familienleben. Ganz unbegreiflich war er mir nur in einem einzigen Falle, das zwar nicht in der Theorie, sondern leider im Leben. Er hatte eine schöne Frau geheiratet. Ganz meiner Meinung. Aber er hatte sein junges Kind aus dem Hause gegeben in eine ferne Stadt zu fremden Menschen, damit es das Ehepaar nicht in seinen litterarischen Arbeiten störe. Ich alter Philister empörte mich dagegen. — Harmloser war unser Zwiespalt über Wissenschaft und Religion. Eines lebhaften Gespräches über Leichenverbrennung erinnere ich mich noch. Wenn er sich einmal zu Tode gelebt hätte, bemerkte er, so ließe er sich verbrennen. Das billigte ich nicht.

„Du bangst wohl für die Auferstehung des Fleisches!" sagte er lächelnd und setzte munter bei: „Man wird doch

auch aus der Asche auferstehen können, was würden sonst die christlichen Märtyrer anfangen, die auf Scheiterhaufen verbrannt worden sind?“

Mir ging's aber nicht darum, dachte auch nicht an die praktischen Vorteile der Leichenverbrennung. Mich bestimmten in dieser Sache andere Gründe. Ich liebe die Erdscholle, ich glaube, daß durch sie am schnellsten neues Leben vermittelt wird, ich liebe die Blumen auf den Gräbern, in denen die treue Erinnerung gleichsam freundlich fortblüht, ich liebe das Grabdenkmal unter freiem Himmel, die stille Stätte in Gottes weiter Natur, den frischen Rasen, unter dem die teueren Gebeine ruhen. Und darum ziehe ich das Grab der Aschenurne vor, in der es ewig dürr und tot bleibt.

„Tot bleiben ist ja das allerbeste!“ sagte Janitschek.

„Nein. Nur nicht tot sein, nur leben!“ rief ich. „Lieber als eine tote Asche noch ein Maulwurf sein, aber leben, nur leben! Leben und wirken! Mir thut's schon leid, daß der nötige siebenstündige Schlaf täglich so viel Leben raubt, ich fühle mich am Morgen nach dem Erwachen weit glücklicher, als am Abende vor dem Einschlafen.“

„O du glückliches Menschenkind!“ rief Janitschek aus. „Ich wünsche dir ewiges Leben als Maulwurf, als Raupe und Schmetterling, als Pilz, als Nessel, als Vogel, als Schaf, als was du willst. Wenn aber ich einmal die Augen geschlossen habe, dann, Freund, bete mir nur das eine nach: Herr, gieb ihm die ewige Ruhe!“

Das ist der moderne Mensch, und bis hierher leuchtete ihm die Lebensfreude der Hellenen nicht mehr. Eine elegische Stimmung glaubte ich bei unserem letzten Plauderstündchen

auf meiner Stube in Graz an ihm bemerkt zu haben Seine stets wohlwollende Natur steigerte sich zu einer überaus milden, innigen Art. Im Lichte eines Weisen wendete er sein reiches Wissen auf das Leben an und in seiner klassischen Bildung durchgeistigte und erhöhte er die Tage, die ihm beschieden waren, zum Aufgehen in das Wesen der Renaissance. So wie er allmählich nach wahrer Natur, nach ursprünglichem Volkstume auszusehen begann, so sehnte ich mich manchmal nach jener Virtuosität des Geistes, die nur durch ein von Jugend auf geregeltes Studium zu erlangen ist. Trotz der großen Entfernung zwischen Straßburg und Graz, trotz des nicht lebhaften Briefwechsels zwischen Janitschek und mir fühlte ich, daß wir einander immer näher kamen. Denn die Grundstimmung unserer Weltanschauung war die gleiche: Nicht in materieller Macht und Üppigkeit, nicht in politischen Siegen sahen wir das menschliche Ziel, sondern in den geistigen, moralischen Gütern. Hierin waren wir beide aristokratischer Gesinnung, nämlich von der Menge abgewendet, einer Führerschaft der Bevorzugten huldigend, die aber schließlich Natur und Volkstum nie aus den Augen lassen darf, wenn sie wahre Erfolge erzielen will.

So viele meiner persönlichen Erinnerungen an Hubert Janitschek. Sollte im einzelnen mein Gedächtnis nicht mehr ganz klapp gespielt haben, so glaube ich den trefflichen Mann doch im ganzen so skizziert zu haben, wie er in mir lebte und lebt. Seine Bedeutung in der Kunstwissenschaft ist von anderen gewürdigt worden. So erübrigen meinem flüchtigen Bilde nur noch die letzten Striche.

Von Straßburg kam Janitschek als Professor der Kunstgeschichte an die Universität zu Leipzig, wo er nur noch kurze Zeit wirken sollte. Das seit Jahren wühlende Brustleiden hatte sachte seine Kraft, sein Leben zerstört. Er starb am 20. Juni 1893. Seinem Worte verlieh er die That noch nach dem Tode. Hubert Janitscheks Grab ist nirgends vorhanden, die Feuerbestattung zu Gotha hat alle Spuren seiner irdischen Wesenheit vernichtet.



Besondere Erlebnisse und Erfahrungen.

Der Doppelgänger.

An einem Wintermorgen des Jahres 1874 brachte mir der Briefbote ein seltsames Schreiben in meine Wohnung zu Graz.

Der Brief war von Baron Mayr v. Melnhof, Herrenhausmitglied in Wien, welcher mir in höflicher Weise schrieb, warum ich die junge Bekanntschaft mit ihm so rasch wieder abgebrochen hätte? Warum ich damals nicht einmal seiner — wie er glaube — freundlichen Einladung zum Diner Folge geleistet und warum ich seit den vier Wochen nichts mehr von mir hätte hören lassen.

Dieses Schreiben war mir deshalb so seltsam, weil ich von all' dem nichts wußte. Ich wußte von keiner Bekanntschaft mit dem Baron, ich wußte von keiner Einladung zum Diner, wie ich ja überhaupt um die angedeutete Zeit gar nicht in Wien gewesen war. Ich besah wiederholt die Adresse, sie war ganz genau an mich gerichtet, ich wußte mir die Zuschrift nicht zu erklären.

Nun fand sich bei derselben Post auch ein Brief von einem Freunde, dem Dichter Friedrich Marx, der damals in Graz lebte. Selbiger machte mich aufmerksam, daß in Graz ein junger Mann herumgehe, der sich unter

verschiedenen Namen als Schriftsteller ausgebe und den Leuten Geld herauslüge; so habe der Mensch bei Hamerling als der Dichter Moser vorgesprochen, beim Chefredakteur der „Tagespost" als der Schriftsteller Lang, bei ihm — Marx — als ein Journalist Vogel, habe sogar Empfehlungsbriefe vorgezeigt und sei es ihm gelungen, Beträge herauszulocken. Ich solle mich vor dem Manne in Acht nehmen falls er auch bei mir vorspreche.

Was war natürlicher, als daß mir einfiel, der Schwindler könne auch in Wien gewesen sein, sich bei Baron Mayr für meine Person ausgegeben und wohl auch auf meinen Namen irgendwie gesündigt haben. Dem Baron Mayr schreiben, daß ich von allem nichts wisse, daß ich nicht das Vergnügen habe, ihn zu kennen, daß ich einen Mißbrauch meines Namens vermute — und meine Photographie beilegen, das war das erste, was ich that und auch das zweckmäßigste.

Kaum daß ich mit diesen Dingen fertig war, wurde mir die Visitkarte eines Johann von Bergen überbracht, der Herr stehe im Vorzimmer und wünsche einen Augenblick mit mir zu sprechen.

Ich lasse ihn bitten.

Ein hübscher, junger Mann mit feinen Manieren tritt ein; auf meinen Vorschlag, Platz zu nehmen, sagt er: „Meinen Dank. Ein Bittsteller pflegt sein Anliegen stehenden Fußes vorzutragen. — Ich will, mein lieber Herr R., nicht viele Phrasen machen, wir sind Männer. Sie haben sich aus harter Drangsal, heldenhaft möchte ich sagen, emporgeschwungen zur Stelle, wo Sie jetzt stehen, zur gottgesegneten Stelle, wo Sie Ihr edles Herz frei walten lassen können. Ich will Ihre kostbare Zeit nicht ungebühr-

lich in Anspruch nehmen, sondern mich kurz fassen. Ich bin auf der Durchreise von Wien nach Triest, nach meinem neuen Bestimmungsort als Redakteur der Triester Zeitung. Ich fuhr in der Nacht und hatte das Unglück, daß mir unterwegs, während ich schlief, mein Überrock mit der Geldbörse entwendet wurde. So mußte ich in Graz aussteigen, wo ich allerdings keine Bekannten habe, sondern genötigt bin, mich an meine Herren Kollegen zu wenden."

Seine Worte sind gewählt und fließend, nun aber wird die Stimme dumpf, droht in Thränen zu ersticken und indem er sich halb von mir abwendet, um seine Bewegung zu unterdrücken, stöhnt er: „Mich friert, mich hungert . . ."

Ich erfasse seine Hand. Er taucht seinen Schmerz nieder und sagt: „Es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich — betteln muß, es ist zu hart."

„Der Hunger soll alsbald überwältigt werden," sage ich, „was ich jedoch weiter thun kann, ist kaum der Rede wert, vielleicht sollten Sie sich an den hiesigen Schriftstellerverein wenden, der noch keinen dürftigen Kollegen im Stiche gelassen hat."

„Bei dem war ich bereits," versetzte er, „nicht minder auch bei Professor Hamerling, bei Friedrich Marx. Die Herren haben mich auch liebenswürdigst unterstützt."

So mußte doch der schärfste Hunger gestillt sein. Ich schöpfte Verdacht und sagte geradeweg: „Haben Sie bei Friedrich Marx nicht unter dem Namen Vogel vorgesprochen?"

„Allerdings, lieber R., der Familienname meiner seligen Mutter."

„Und bei Hamerling als der Dichter Moser?"

„Der bin ich.“

„Und in der Redaktion der „Tagespost“ als Schriftsteller Lang?“

„Mit diesem Namen zeichnete ich mehrere meiner Feuilletons.“

„Und nach dieser Karte heißen Sie Johann von Bergen!“

„Sie wissen,“ antwortete der Fremde, ohne sich im geringsten verblüffen zu lassen, „bei uns in der Schriftstellerwelt spielt das Pseudonym eine wesentliche Rolle, besonders dem Journalisten gebietet die Klugheit —“

„Ich dächte aber, wenn man die Wohlthätigkeit der Kollegen anruft, daß man's hübsch unter dem richtigen Namen thue.“

„Sie haben sehr recht, der Übermut ist in solcher Lage nicht am Platz. Ich bin beschämt.“

„Nun, vielleicht gelingt es mir, unter meinen Bekannten Einiges für Sie zusammenzubringen. — Apropos, noch etwas!“ rief ich, als er schon an die Thürklinke griff. „Da Sie in der Namensverwechselung schon eine so staunenswerte Fertigkeit besitzen, sollten Sie nicht etwa bei Baron Mayr v. Melnhof in Wien unter meinem Namen vorgesprochen haben?“

„Mein Herr!“ versetzte der junge Mann in imponierend ernstem Tone, „obzwar ich um eine kleine Unterstützung bei Ihnen vorsprach, haben Sie doch nicht das Recht, mich zu beleidigen.“

„Nun, will's noch nicht gesagt haben,“ trat ich zurück. „Aber das müssen Sie mir zugeben, daß Ihr eben selbst eingestandenes Auftreten unter verschiedenen Namen in Graz nicht anders als gaunerhaft erscheint, daß man sich

sonach von solch' einem Menschen allerhand Übriges denken kann und muß. Gehts Ihnen schlecht, können Sie sich allein nicht helfen, so bitten Sie um Unterstützung, das ist nichts Schlimmes, das thun Tausende, die doch brave Menschen sind; aber thun Sie's ehrlich, belügen Sie die Leute nicht in dem Augenblick, da Sie die Hand nach Almosen ausstrecken müssen. Sie sind noch jung, man mag Ihnen gut sein, aber ich rate Ihnen die Redlichkeit an, und das ist die beste Gabe, die ich Ihnen reichen kann."

Er schwieg zerknirscht; seine rechte Hand wollte sich zitternd und zagend nach der meinen heben.

„Was ich sagte, ist wahrlich nicht schlecht gemeint," fuhr ich entzückt über meine sittliche Hoheit fort, „werde sehen, was sich für Sie thun läßt. Müssen mir aber Ihre hiesige Wohnung angeben."

„Im Hotel zur goldenen Sonne," versetzte er rasch, „indes möchte ich doch höflichst gebeten haben, eine Kleinigkeit für den Augenblick! Denn schon seit Tagen habe ich nichts Warmes in den Leib bekommen."

„Leben Sie wohl!" rief ich ihm zu, denn dieses „nichts Warmes im Leib seit Tagen" erinnerte mich zu lebhaft an die gewerbsmäßigen Stadtbettler. Wein, Schnaps und dergleichen sind freilich nichts Warmes.

Der Herr „Kollege" vergab sich nicht das Mindeste, fein und höflich, wie er gekommen, verließ er das Zimmer; jede Bewegung mit seinem Hut, mit seinem eleganten Spazierstocke, jedes Wort war weltmännisch; schier hätte ich mich bestens bedankt für den „ehrenden Besuch".

Als er davon war, benachrichtigte ich sofort die Polizei, daß in der „goldenen Sonne" ein Mann wohne,

der sich unter verschiedenen Namen in der Stadt herumtreibe. Was sie mit ihm machen wolle, das sei ihre Sache.

Die Polizei kam zu spät, der Vogel war in genanntem Hotel bereits ausgeflogen. Eine Notiz über den Schwindler, die ich ins Abendblatt desselben Tages rücken ließ, veranlaßte eine Zimmerpartei in der Schmiedgasse, der Polizei mitzuteilen, daß soeben ein Herr, auf den die Notiz passe, bei ihr zur Aftermiete eingezogen sei. Die Hermandad waltete ihres Amtes und überraschte den Jüngling in seinem neugemieteten Zimmerchen, wo er sich eben mit einer gutherzigen Genossin von der Gasse häuslich einrichten wollte.

Ohne Widerrede legte er die Hände kunstgerecht zur Fesselung hin. —

Einige Wochen früher hatte sich in einem Hause der Operngasse in Wien folgendes abgespielt:

Bei Baron Mayr-Melnhof sprach ein junger, anständig, doch dürftig gekleideter Mann vor. Der Baron kam ihm menschenfreundlich entgegen und fragte nach seinem Begehren.

„Ich bin, verehrter Herr Baron, aus Steiermark," antwortete der junge Mann artig.

„So wären wir ja Landsleute!"

„Allerdings, Herr Baron, deshalb nahm ich mir die Freiheit —"

„Wer sind Sie aber sonst?"

„Ich bin in Verlegenheit. Die Sache ist die, Herr Baron," stotterte er, „ich bin der Schriftsteller — der steierische Volks —"

„Ah, Rosegger!" fiel ihm der Baron lebhaft in die Rede.

„So ist es."

„Das freut mich, Sie kennen zu lernen. Sie haben mir mit ihren Büchern schon manchen Spaß gemacht. Nehmen Sie doch Platz. Leben Sie jetzt in Wien?“

„Bin nur auf ein paar Tage hier. Nun ist heute — damit ich gleich zur Sache komme — am Hohen Markt eine Bücherauktion. Ich sehe in derselben eine Anzahl von Büchern, die ich schon lange zu besitzen wünschte und die hier gewiß um billigen Preis erstanden werden können. Ich habe wohl schon nach Hause telegraphiert, daß mir das nötige Geld eiligst geschickt oder angewiesen werde, es dürfte jedoch vor morgen Früh kaum eintreffen. Die Sache erleidet natürlich keinen Aufschub, ich habe in Wien wenig Bekannte — nun so erinnerte ich mich an meinen hochherzigen Landsmann, den Herrn Baron, und bin dreist genug, ohne viel Umstände — wie ein redlicher Mann zum andern spricht — zu bitten: Borgen Sie mir bis morgen Früh den Betrag!“

„Es freut mich, daß Sie frisch von der Leber weg sprechen. Wie viel bedürfen Sie?“

„Mein Gott, je nachdem. Es sind ein paar von der Verlagshandlung ziemlich hoch notierte Werke dabei. Man feilscht natürlich mit und sieht zu, wie sie losgeschlagen werden —“

Der Baron drückte ihm eine Hunderterbanknote in die Hand. „So, lieber Freund, und wenn Sie mich morgen zum Diner beehren wollen?“

„O, zu gütig! Ich werde die Auszeichnung zu würdigen wissen. Ich preise nun erst meine momentane Verlegenheit, die mir die Ehre vermittelte, die Bekanntschaft eines in jeder Beziehung so ausgezeichneten Mannes gemacht zu haben.“

„Sagen Sie mir, Lieber," versetzte der Baron, „frieren Sie nicht in Ihren leichten Kleidern?"

„Es gewöhnt sich, Herr Baron," versetzte der junge Mann in bescheidenem Tone.

„Wir verlangen von unseren Dichtern ein warmes Herz," sagte Baron Mayr, „so meine ich, könnten sie von uns einen warmen Winterrock verlangen. Es soll Sie nicht verletzen, lieber R., wenn ich Ihnen eine Karte an meinen Schneider mitgebe."

Der Bursche drückte ihm gerührt die Hand und hauchte: „Sie sind ein edler Mann!"

Bald darauf empfahl er sich — und ist nicht wieder gekommen. Er kam nicht mit dem Gelde, er kam nicht zum Diner, aber den warmen Anzug beim Schneider hatte er angenommen.

Nach Wochen schrieb denn der Herr Baron an mich nach Graz den Eingangs erwähnten Brief. Meine Antwort und ein weiteres Schreiben von Wien, in welchem der Besuch in der Operngasse erzählt wird, klärte die Sache auf. Und mittlerweile fügte es sich, daß ich den Gauner in Graz festnehmen ließ, ohne zu wissen, daß es mein schlimmer Doppelgänger gewesen.

Der junge Mann, der so viele fremde Namen ausborgte, hieß mit dem eigenen: Alois Eskanasi. Mit diesem Leibnamen ließ sich freilich nicht mehr gar viel machen, denn der war bei der Polizei und den Gerichten etwas fatal angeschrieben. Man sprach davon, daß der junge Abenteurer einer berühmten Tänzerin Kind sei und von einer hochgestellten Persönlichkeit die Mittel zur Ausbildung erhalten habe. Er verleugnete diese „Bildung"

in seinem Benehmen nicht einen Augenblick. Dazu war er ein hübscher, schlanker Bursche mit sympathischen Zügen und besaß schauspielerische, auch schriftstellerische Fähigkeiten.

Eskanasi hatte vor Gericht nicht einen Moment geleugnet, daß er unter fremdem Namen Geld genommen, doch überraschte ihn die vom Gericht gezogene Logik, daß er deshalb eingesperrt werden sollte. Was thut denn auch der Name zur Sache? Der Baron gab den Rock nicht dem Namen, sondern dem Menschen, der fror, und das war er. Und verlangte nicht, daß der Empfänger die Gaben wieder zurückbringe. Der eine braucht sein Geld nicht und der andere hat sich damit gesättigt. Weshalb also eingesperrt?

Eskanasi saß damals ein halbes Jahr lang in Untersuchung, hernach verurteilte ihn das Gericht wegen „Falschmeldung" und anderem zu einem weiteren halben Jahre Arrest.

Im Arrest behagte es dem Manne nicht. Mich mußte er — obwohl wir uns nur einmal gesehen — besonders ins Herz geschlossen haben; er schrieb mir aus dem Gefängniß folgenden Brief:

„Geehrter und edler Herr v. Rosegger!

Es fällt mir nicht bei, das Unrecht, das ich an Ihnen begangen, beschönigen zu wollen, dasselbe ist nicht klein, aber Ihre Herzensgüte ist noch viel größer. Sie verstehen als Dichter in aller Menschen Gemütern zu lesen und müssen also auch wissen, wie einem zu Mute ist, wenn man friert und hungert und von der Gesellschaft verachtet ist. Aus Bosheit habe ich in meinem Leben nichts Schlechtes gethan, wollte auch Ihnen nichts Schlimmes zufügen. Ich bin zum Herrn Baron M. gegangen nur in der ehrlichen Absicht, mir von dem

wohlhabenden Manne eine kleine Gabe zu erbitten. Ihr Name ist mir dort rein in den Mund gelegt worden. Freilich verwertete ich ihn nachher, denn der Selbsterhaltungstrieb ist stärker als alle moralischen Bedenken — daher bin ich überzeugt, daß Sie mir verzeihen werden.

Ich habe Bildung genossen, besitze regen Geist und Interesse besonders für die schöne Litteratur und Sie können nicht glauben, wie mir in meiner gegenwärtigen Lage langweilig ist. Ich weiß nicht, mein lieber Herr v. R., ob Sie sich eine Existenz im Arrest vorstellen können, man kann sich nicht satt essen, darf nicht rauchen, kaum eine halbe Stunde des Tages in die frische Luft, und die rohe Behandlung, die ich nicht gewohnt bin. Wie da ein gutes Buch eine Wohlthat wäre! Und so wollte ich Sie denn gebeten haben, und das ist der Grund dieser Zeilen, Sie möchten mir einige Bücher leihen, um mir die Zeit zu vertreiben. Ich bin überzeugt, daß ich vor Ihnen, dem Menschenfreunde, keine Fehlbitte thue und werde die Bücher unversehrt und gewissenhaft wieder zurückstellen.

In der sehr angenehmen Erwartung einer freundlichen Antwort, geehrter Herr v. R., Ihr

ganz ergebener

Alois Eskanasi,

Graz, im Kriminalgebäude, 2. Stock, Thür Nr. 19."

Anfangs war ich über solch' unerhörte Frechheit empört. Dafür, daß dieser Strolch in meinem Namen Leute betrogen hat, soll ich ihm im Arrest die Zeit vertreiben?

Allmählich legte ich mir die Sache anders vor. Im Grunde — dachte ich — hat er recht. Aus Bosheit hat

er's nicht gethan, der Selbsterhaltungstrieb ist stärker als alle moralischen Bedenken. Wir unter normalen Verhältnissen aufgewachsenen, anständig gestellten Leute haben gut Sitten predigen. An wen soll er sich denn wenden, als an mich? Ich habe ihn einsperren lassen, ich mag ihm das Gefängnis erleichtern. Mich hat er beleidigt, ich soll ihm verzeihen. Wer denn sonst?

Ich erfüllte seine Bitte. Allerdings war ich so boshaft, ihm Zschokkes „Stunden der Andacht" zu schicken und Alban Stolz' „Kompaß für Leben und Sterben", aber ich sandte ihm auch die „Studien" von Adalbert Stifter. Man sagt ja immer, daß man Stifter mit Sammlung und Ruhe lesen müsse, um den rechten Genuß an ihm zu haben. An Sammlung und Ruhe soll es im Arrest nicht fehlen. Und vielleicht wären die edlen, idealen Gestalten dieses Dichters, die ihren milden Strahl in ein verkommenes, dunkles Menschenleben würfen, für dieses Menschenleben doch eine Gnade Gottes. Ich erbaute mich ordentlich in dem Gedanken, wie sich der arme Mensch an dieser Lektüre erbauen würde.

Ein paar Tage später wurde ich ins Kriminalgebäude beschieden und der Gefängniswärter zeigte mir meine mit meinem Namenszug bezeichneten Bücher. Der Arrestant Nummero 19 hatte sie zum Verkaufe ausgeboten.

Ich hatte genug. Von allen pädagogischen Gelüsten geheilt, trug ich die Bücher nach Hause. Von Eskanasi hatte ich hierauf lange nichts mehr gehört. Hingegen suchte ich in Wien gelegentlich den Herrn Baron Mayr v. Melnhof auf, um mich für die Wohlthaten zu bedanken, die er, gleichwohl an einen Andern verschwendet, doch mir vermeint gehabt. Der Herr Baron meinte, es wäre alles

gut, aber das müsse er schon sagen, persönlich präsentiert hätte mich Alois Eskanasi besser, als ich selbst.

Seither waren Jahre verflossen. Da erhielt ich eines Tages ein Schreiben aus dem Erzherzogin Sophien-Spital in Wien und zwar — von Eskanasi.

Mit großem Wortaufwande that er dar, wie tief und wahrhaft elend er geworden. Er stehe vor den Trümmern seiner Talente, habe vor zwei Monaten das Haus verlassen, in welchem er wegen neuer Fehltritte so lange gebüßt, befinde sich nun auf dem Siechenlager, das wohl auch bald sein Sterbebett werden würde. Er habe keinen Freund auf der weiten Welt. Er besitze nicht das geringste Mittel, um sich eine kleine Erquickung verschaffen zu können. Zwischen der Menschheit und ihm stehe sein berüchtigter Name. Daß er seine Wohlthäter unter jenen suche, denen er Böses zugefügt, das sei ganz natürlich, denn gerade solche Menschen müßten den Abstand zwischen sich und ihm — dem Verworfenen, Verlornen — am besten ermessen; gerade solche müßten ihren Vorteil ihm gegenüber am tiefsten fühlen und gerade für solche wäre es das höchste Verdienst, ihm — dem Sterbenden — eine kleine, milde Gnadengabe zu reichen. — Dann versicherte er in seinem Schreiben, daß meine Schriften im Spitale Vielen zu Trost und Labe dienten, und daß ein solcher Verfasser auch das gute Herz haben müsse, wie er es ja auch schon persönlich erfahren; so flehe er mich an, ihn nicht ganz zu verlassen in seiner Not, ihm ein letztes Almosen nicht zu versagen.

Zum Schlusse bat er noch um Verzeihung, „daß seines Jammers Schatten einen Moment mein freundlich Arbeitsstübchen verdunkelt hätte . . .“

Wörtlich kann ich diesen Brief nicht mehr angeben, weil ich ihn unmittelbar nach dem Durchlesen in viele Stücke zerrissen habe.

Ob es plötzlich aufwallender Zorn war, oder sittliche Entrüstung, oder Pharisäerstolz — ich weiß es nicht. Ich weiß nur, wie sehr ich wünsche, ich hätte dem Briefsteller damals ein paar freundliche, versöhnende Worte geschrieben — ich vermute nun, er hat mit seinem letzten Almosen nichts anderes gemeint, als dieses. Aber wir sind der Tugendhafte, der doch lieber dem unschuldigen Armen eine moralische oder materielle Gabe reicht, als einem durch Leichtsinn und eigene Schuld Verkommenen! Zwar erinnere ich mich nicht, in dieser Meinung anstatt dem Verlorenen damals einem unschuldigen Armen etwas zu Liebe gethan zu haben. — Aber die Reue kommt nicht um einen Tag früher, sondern kommt genau in der Stunde, da es zu spät ist.

Bald las ich in den Blättern, daß jener Alois Eskanasi in einem Spitale Wiens gestorben war.

Ein fremder Herr.

Das war auf meinem Häuschen zu Krieglach. Ich saß mit der Feder weit von aller Welt, mitten in der Wildnis meines „Jakob des letzten“, am toten See bei Altenmoos, dort wo es im Frieden Gottes heißt. Klopft's an die Thür. Ich schreck' auf — ein Fenster? — ein Bücherkasten? — Wo bin ich denn? — Ei ja so, in meiner Schreibstube bin ich und die kürzlich erst eingestandene Magd kommt herein um zu melden, daß ein fremder Herr im Vorzimmer sei.

„Ein fremder Herr? Was ist das, ein fremder Herr? Fremde Herren giebt's genug, was gehen mich fremde Herren an?"

„Bitt', der fremde Herr will den gnädigen Herrn sprechen."

„Der gnädige Herr ist nicht vorhanden. Ich heiße Herr Vater, verstehen Sie?"

„Bitt', gnädiger Herr Vater —"

Stand der Fremde auch schon in der Thür. Ein untersetzter Mann mit schönem blonden Vollbart, hoher Stirn, dunklem Gesichte, blitzenden Augengläsern, einem grauen Überrock auf der Achsel, einem lichten Sonnenschirm in der Hand. Aber mein Gott, mir tanzte noch das ganze Altenmoos im Kopfe herum, fast taumelte ich, während der Fremde eingeladen wurde, „einen Augenblick Platz zu nehmen". Charmanter kann man ja doch niemanden hinauswerfen, als mit diesem „einen Augenblick Platz zu nehmen", erfahrenere Leute setzen sich auf solche Einladung auch gar nicht nieder. Meinem Fremden aber mußte das neu sein, denn er setzte sich nieder. Den Schweiß trocknete er sich von der Stirn, denn es war ein heißer Sommertag und der Mann zu Fuß aus Mürzzuschlag gekommen, mehr als zwei Stunden Weges auf sonniger, staubiger Straße. Nun, so ließ ich ihn sich sammeln. Dann bemerkte er, daß wir für diesen Sommer Nachbarn wären, er habe sich in Mürzzuschlag niedergelassen für etliche Wochen und die Gegend sei auch recht anmutig. Der Aussprache nach war er ein Norddeutscher und als solchen, dachte ich, würden ihm wahrscheinlich die Berge zu niedrig sein in Steiermark. Doch beschwerte er sich nicht darüber und mir war's auch recht; in Altenmoos

um den toten See herum gab es allerdings höhere Berge als im Mürzthal. Hingegen verwunderte sich mein Fremder über die große Hitze, die in Steiermark herrsche; ich widersprach ihm, lag doch frostiger Nebel in der Schlucht und der See hatte Eiskrusten. Ja so, das war in Altenmoos. Da er einen Blick auf das offene Klavier warf, so fragte er, ob ich denn auch musikalisch sei?

„Besonders viel gesungen wird," antwortete ich, „über die Feldlehne hin ziehen in weißen Fäden die Fußsteige, auf welchen jetzt zur Feierabendzeit junge Bursche zu zweien, oder auch zu mehreren gesellt, langsam dahingehen und helle Jodler singen."

Da merkte ich, daß er mich etwas verdutzt ansah, ich hatte zu meinem eigenen Schreck einen Satz aus „Jakob dem letzten" gesagt.

Nun wurde es ein bißchen still und ich dachte, jetzt wird er gleich mit der Bitte hervorrücken, um eine Zeile oder sonst ein kleines Andenken — wie das regelmäßig zu geschehen pflegt, wenn ein werter Besuch sich zum Abschiede bereit macht. Mein Fremder jedoch rückte mit keiner Bitte hervor, sondern war der Ansicht, er würde sich denn wieder auf die Beine machen sollen. Obschon dem Manne recht gut ins Auge zu gucken war, so widersprach ich seiner Ansicht nicht gerade offen. Dann stand er gelassen auf, empfahl sich freundlich und ging davon.

Ich eilte wieder an meinen Arbeitstisch. Dort lag die Visitkarte noch, die des Fremden, welche die Magd hingelegt hatte. Nun — wie mag der Mann heißen? Ein Blick auf die Karte: Wie? Was? Johannes Brahms? Der berühmte Komponist? Das ist nicht möglich! Das ist nicht möglich!

Stürzte meine Frau zur Thür herein: „Du, denke dir, wer jetzt an unserem Hause vorübergegangen ist? Brahms, Johannes Brahms! Er muß es gewesen sein, nach dem Bilde.“

„Ich bin ein Unglücksmensch!“ war mein Schrei, indem ich den Kopf zwischen die Hände nahm. „Er war ja bei mir, hat mich besucht! Auf diesem Stuhl ist er gesessen, und ich — ich hab' ihn nicht erkannt!“

„Du bist ein —“ der Name, den sie mir gab, paßte weniger auf mein Äußeres, als auf mein Inneres; ich steckte ihn also ein und wir schauten zum Fenster hinaus. Dort auf der sonnigen staubigen Straße, den lichten Sonnenschirm aufgespannt, schritt er langsam dahin — Mürzzuschlag zu.

„Nachlauf' ihm! Auf der Stelle laufe ihm nach und bringe ihn zurück!“ rief mein Weib. Aber mir waren die Füße wie in die Dielen gebohrt, ich fühlte mich gelähmt. Es war überhaupt nicht mehr gutzumachen. Und der Fremde schritt dahin die lange Straße, immer weiter fort, bis von ihm nur noch das lichte, zuckende Scheibchen des Sonnenschirms zu sehen war.

Dann schleuderte ich die Blätter meines Jakob, der mir so heillos vors Licht gestanden, in den Winkel und dann ging der laute Jammer an. Er war den weiten Weg gegangen, um uns die Ehre eines Besuches zu erweisen. Ohne ein Dankeswort, ohne einen Tropfen Labnis habe ich ihn fortgehen lassen, nicht ahnend, daß er eigens zu mir gekommen war, nicht ahnend, daß ein Mann über die Schwelle meiner Hütte getreten, dessen Name nach hundert Jahren noch klingen wird in deutschen Landen. Erst am Abende zuvor waren wir wieder entzückt gewesen

von seinen Sonaten, die meine Frau so schön zu spielen verstand. Mein ältester Knabe spielte Brahms und Brahms und konnte sich nicht genug Brahms spielen und seine liederlustige Schwester konnte nicht genug Brahms singen. Und nun das! Wenn in einem Hause der Hausvater nicht ein so brauchbares Einrichtungsstück wäre, ich wüßte nicht, wie es mir ergangen an demselbigen Tage! Was half es, daß der Stuhl, auf dem der Künstler gesessen, mit Ranken und Rosen bekränzt wurde, was hilft es, daß er noch heute der Brahmssessel heißt! Es ist gerade so, wie die Deutschen herrliche Denkmäler setzen ihren großen Männern, die sie im Leben vernachlässigt, nicht erkannt und ganz versäumt haben.

Das Selbstverständliche wäre nun gewesen ein Buß- und Bittgang nach Mürzzuschlag. Aber dazu hatte ich nicht den Mut. Mir schien es fast am besten, den so Hochverehrten und so Schwermißkannten an seine Wanderung nach Krieglach gar nicht mehr zu erinnern. Glücklich wäre ich, wenn er beim Verlassen meines Hauses nicht anderes gedacht hätte, als: O du armer, du zerstreuter Poet! — Nach einigen Tagen wagte ich es aber doch und ging nach Mürzzuschlag, ihn zu suchen. Da hieß es: Meister Brahms ist gestern abgereist.

Die Wegzehrung.

Am Fuße des Riesengebirges habe ich eine Freundin. In einem echt deutschen, hochangesehenen Hause ist sie geliebte Hausfrau, Gattin und Mutter. Vor Jahren, bei einer Vorlesung in Trautenau hatte ich sie kennen gelernt, seither stehen wir in Briefwechsel, und den Adel der Ge-

sinnung, der aus ihrer Wesenheit spricht und der mir in ihren Briefen entgegentritt, muß ich in hohem Grade bewundern. Auch hat sie für mich und mein Haus mannigfaltige Auszeichnungen ersonnen, die in einer Weise dargebracht wurden, daß sie den Empfänger nicht minder ehren, als den Geber, weshalb sie mit frohem Gemüte und Dankbarkeit angenommen werden konnten.

Einmal war ich auf der Heimkehr von einer größeren Reise. Der Weg führte dem schönen Thale entlang an den südlichen Hängen des Riesengebirges, und dort, wo die Elbe es durchschneidet, ist das Städtchen und der Bahnhof, an welchem ich wieder so freundlich geehrt wurde. Sie war da, stand in einer Reihe von Menschen, die alle ihre Hände voll hatten, um mir Gaben zu bringen. Zuerst kam ein Strauß aus Rosen und Nelken, dann kam ein Korb mit Obst, hernach kam ein ganzes, in allen Farben glühendes Blumenbeet, und endlich kam ein mit grünen Ranken umflochtenes Behältnis mit zubereiteten Lebensmitteln. Das alles und noch anderes wurde rasch in mein Coupé gestellt. Schon läutete die Glocke den Zug ab, da kam noch das Allerschönste und Allerliebste, aber das gab mir die Frau nicht herein, das hob sie nur ein wenig zu mir herauf, daß ich es ansehen und bei den kleinen weißen Händchen fassen könne. Ein engelsliebes Kindlein war's, ihr einjähriges Gretchen, und das blickte mich mit den dunklen Rundäuglein an — und im nächsten Augenblicke alles vorüber. Ich war im Coupé wieder allein, so wie ich es vor zwei Minuten gewesen, aber ich befand mich nun in einem prangenden Garten von Blumen und Früchten.

Eine Weile war ich fast betäubt, dann war's, als erwachte ich allmählich aus einem Traume. Das Gesicht

war verschwunden, aber die bunten, leuchtenden, wohlriechenden Dinge waren bei mir geblieben und ein Zettel: „Dem Waldbauernbuben zur Wegzehrung für die Heimreise", ließ keinen Zweifel darüber, daß ich des so plötzlich erblühten Paradieses Eigentümer sei. Sachte begann ich mein Reich zu durchforschen. Im Korbe die Veilchen und die Nelken, die Stiefmütterchen und die Reseden, die Glockenblumen und die Sternblumen und die schmetterlingsartigen, und die Rosen aller Sorten und Farben! Der Raum war von Wohlduft erfüllt. Dann auf den Naturtellern großer Blätter lag kalter Braten, war Backwerk aller Gattungen, und daneben standen, lehnten, staken Flaschen mit der grünen Perle vom Rhein, und dann Strauchobst, Baumobst, fast ebenso buntfarbig leuchtend wie der Rosengarten. Ein Tisch, wie er feiner und schöner und einladender nicht zu denken ist.

Schon während der Durchforschung begann ich zu naschen, bald jedoch kamen die Qualen des Herzens. Jener Bauernbursche, der bei der großen Sterzschüssel saß, aß und aß und sachte anhub zu weinen! Und als man ihn fragte, weshalb er weine, gab er bittersten Schmerzes voll zur Antwort: „Es ist noch so viel Sterz in der Schüssel und ich kann nicht mehr!" — Ich sage nicht gerade, daß es mir auch so erging, nur erinnerte ich mich dran. Wie auch würde ich, der auf der Reise wenig zu genießen pflegt, mit diesen Dingen fertig werden? Und die Hilfe ist so weit! Wenn ich endlich nach Steiermark komme, werden die herrlichen Güter verwelkt und verdorben sein. Denn schon nach wenigen Stunden ließen die Blumen und Rosen müde ihre Köpflein hängen, als hätten sie Heimweh nach den roten Ufern der Elbe, und

der köstliche Duft der Braten wetteiferte mit dem der Blumen.

Der Schaffner war ein netter Mensch, der mir schon früher das bequeme Gelaß aufgemacht hatte, damit ich nach den Anstrengungen der Reise angenehmer rasten konnte. Als er nun wieder einmal draußen auf dem Gange vorüberging, klopfte ich an die Glasscheibe. Dienstbereit schob er die Thür auf. Wir waren eben aus einer Station gefahren, hatten eine längere Strecke bis zur nächsten vor uns und so knüpfte ich unter Hintergedanken mit dem Schaffner ein Gespräch an.

Wie weit er mit mir fahre?

„Bis Groß-Wosseck.“

Wo er stationiert sei?

„In Trautenau.“

Wann er wieder zurückfahre?

„Heute abends.“

Wo er zu Mittag esse?

„Je nachdem.“

Ob er sich nicht ein bißchen ins Coupé setzen wolle?

„Ei, das ginge wohl nicht.“

Und einiges verkosten von den guten Sachen, die mir unterwegs so reichlich zu teil geworden wären? Zum Beispiel einmal dieses prächtige Stück Rindsbraten!

„— Werden selber nicht essen?“

„Gewiß, ich esse auch und wir werden es uns teilen. Sehen Sie, wir haben es schon mitten entzwei. Setzen Sie sich doch und nehmen Sie!“

Fast schämig that er, endlich aber saß er mir gegenüber und wir tafelten selbander. Zuerst der Rindsbraten, dann ein Kirschenkuchen, hernach ein Huhn, endlich die

Torte und schließlich Obst. Da wir die Freuden und Gefahren des dahinrasenden Zuges teilten, so tranken wir auch den Wein aus einem Glase, und nun sagte mein Gast, mit der Zunge schnalzend: „Das ist einer! Der ist nicht im Böhmerland gewachsen."

„Und auch nicht in Steiermark."

„Ein rechter Herzenströster!"

„Den Sie als solchen hoffentlich nicht nötig haben," sagte ich.

„Jeder Mensch hat seine Sorgen," meinte der Schaffner.

„Sind Sie verheiratet?"

„Seit einem Jahre."

„Haben Sie Familie?"

„Seit heute Mitternacht ein Mädel."

„Ah, bravo! Es lebe hoch!"

Wir tranken auf das Wohl von Mutter und Kind.

„Wie soll's denn heißen?" fragte ich dann.

„Der Kaplan hat uns die heilige Apollonia zur Namenspatronin angeraten, aber meine Frau sagt, der Name Grethel thät ihr besser gefallen."

„Bleibt bei dem Grethl. Und da habe ich einen schönen kleinen Blumenstrauß, den bringen Sie Ihrem jungen Grethl heim. Und da habe ich einen schönen großen Blumenkorb, den bringen Sie Ihrer Frau. Und da habe ich einen grünen Teller mit Obst, den bringen Sie auch Ihrer Frau. Und ich lasse Glück wünschen zu ihrem Kindl und zu allen, die noch nachkommen."

„Ja," meinte er ganz verlegen, „wenn der Herr schon so gut ist und daß ich das alles mitnehmen darf, da wird meine Frau wohl eine rechte Freude haben. Ich nehm's schon an. Die wunderschönen Rosen nehme ich

auch an, den Glückwunsch auch, aber was das letztere angeht, von wegen denen die nachkommen, daß er nicht etwa zu kräftig ist, der Glückwunsch! Wenn just bei guter Gelegenheit noch ein Bub kommt, so ist's recht, dann haben wir genug. Ja, ich danke schön, ich danke recht schön für die Sachen. Gott, ich glaube, wir sind schon in Groß-Wossek. Na, da pack' ich gleich auf. Meine Frau wird eine Freude haben!"

Noch hatte ich mir aus den Blumenbüschen ein blutrotes Röslein genommen und ein Stämmlein Reseda und eine Nelke. Das übrige nahm dann mein Schaffner mit sich und mir war ganz warm ums Herz darüber, daß die schönen Kinder der Flora eine so gute Statt finden sollten, ehe sie verwelken. Und schöner kann eine schöne Spende wohl niemand verwerten, als es mir da gegönnt gewesen.

Der Schaffner dankte noch dadurch, daß er an der Anschlußstation, wo er zurückblieb, mich seinem Kollegen empfahl, so daß ich im Eilzuge wieder ein eigenes Heim gewann, in welchem ich nach Bequemlichkeit rasten, oder arbeiten, oder die Landschaft betrachten konnte, die an beiden Fenstern, teils als Ebene, teils als Hügelland, teils als Stadt, teils als Garten, teils als Matte, teils als Wald, teils als Schlucht und teils als Gebirge vorüberflog. Böhmen ist ja ein so schönes Land, und dem Naturfrieden, der darüber liegt, merkt man nichts an von dem grimmen Streite, den die Menschen dort mehr als anderswo miteinander führen.

Ich besaß noch immer Schätze genug. Auf der Station Iglau in Mähren gab ich einem Mädchen ein Glas Wein für ein Glas Wasser; dieses bedurfte ich zum Ein-

frischen meines Blumensträußleins, welches im Weine wahrscheinlich nicht gediehen, oder zum mindesten betrunken worden wäre. Und eine betrunkene Nelke! Wer könnte das fassen! In Znaim hob der Schaffner eine kranke Frau ins Coupé, die in ein Spital nach Wien fuhr. Sie war sehr erschöpft. Ich bot ihr Wein. „Ach Gott!“ stöhnte sie, „immer Wein. Mir widersteht jeder Tropfen.“

„Habe da noch etwas anderes, liebe Frau!“ Damit reiche ich auf einem grünen Blatte große würzige Erdbeeren hin. Die mundeten ihr, die thaten ihr wohl, sie aß ihrer noch mehr und sagte dann: „So gut hat mir schon lange nichts geschmeckt, als diese Erdbeeren.“ Ich hätte nur gewünscht, die Spenderin an der Elbe wäre zugegen gewesen.

Spät abends in Wien angekommen, war auf meinem Hotelzimmer das erste, mein Sträußchen zu erquicken und das zweite, von dem Reste zu genießen, der immer noch vorhanden war. Ich saß beim kalten Huhn und beim Rheinwein wie ein König da, fast hoffärtig der Wohlthaten gedenkend, die ich an diesem Tage so großmütig ausgeteilt hatte — mit Gaben Anderer.

Am nächsten Frühmorgen steckte ich rasch noch das letzte Stück Kuchen, die letzte Flasche Wein in meine Handtasche, und in mein Knopfloch das Sträußchen, welches noch immer recht frisch und munter in die Welt blickte. Dann mit dem Eilzug nach Steiermark. In Mitterdorf stieg ich aus, um nun aber zu sehen, daß der Postzuganschluß nach Krieglach versäumt war. Ich nahm meine sieben Sachen, um zu Fuß über die Waldhöhe von Freßnitz nach Hause zu eilen. Es war um die Mittagszeit, der Hochsommertag war heiß und still. Ich saß auf der

Höhe unter einem Fichtenbaum und schaute über den Anger hinab ins schöne sonnige Thal, das ich schon so lange nicht mehr gesehen. Über den Vorbergen leuchteten die Felswände herein. Vom Krieglacher Kirchturm herauf klang sanft, wie das Summen einer Hummel, die Zwölfuhrglocke. Ich war so glückselig, wieder in diesem Thale zu sein, und nun beschloß ich, zur Feier meiner Heimkehr hier auf der Waldhöhe die letzte Flasche Rheinwein auszutrinken.

Da sah ich am Waldrande drei Kinder. Barhäuptig, barfüßig waren sie und in zerfaserten, schlotternden Gewändlein. Ganz still strichen sie im Heidekraut umher und pflückten Heidelbeeren in kleine Töpflein. So froh schienen sie zu sein, hier einmal Gottesgaben ruhig angreifen zu dürfen, ohne daß jemand rief: Weg da! Das gehört nicht dir! So gute blasse Gesichtlein hatten sie; Kinder armer Leute. — Und wie ich nun den Wein an die Lippen führen will, fällt es mir ein: Heute, wenn du wolltest! Gestern war's keine Kunst, wohlthätig zu sein. Aber heute, wenn du wolltest! —

„Kinder!" rief ich, „kommt einmal her zu mir! Kommt nur her, es geschieht euch nichts. Ihr kriegt was." — Ihr kriegt was, auf das hörten sie. Zuerst kam, etwas zögernd zwar und den Finger im Mund, das Bübel heran, ihm folgte sacht das Dirndl, und ganz hinten watschelte auch das Kleinste im blaßblauen Kittel. Und jedes patschte so ein wenig die Händchen zusammen.

„He, Kinder! Da ist ein guter Gugelhupf! Der ist euer, den esset! Aber nicht raufen drum!"

Vom Raufen war wohl keine Rede. Das Dirndl nahm das Stück Kuchen gar bescheiden in seine von Hei-

delbeeren blau bemalten Händchen, brach es ganz geschickt in drei Teile; den einen Teil gab es dem Blaukittlein, den anderen dem größeren Bübel und den letzten — und das war das kleinste Stück — behielt es selber. Ohne erst viel zu schauen, was es war, bissen sie drein.

„Und da drin ist auch noch etwas." Die Weinflasche hielt ich empor. „Junge, komm, setz' dein Schnäblein einmal an dieses Rohr. Na, na, es geht nicht los. Es beißt auch nicht. Trinken sollst!"

Das Büblein patschelte wieder die Hände zusammen, dann schnappte es an, anfangs zwar etwas schüchtern und ungeschickt, als das Ding aber einmal rann, that der Kleine einen erklecklichen Zug, wobei ihm die schwarzen Augen übergingen, daß man fast nur mehr das Weiße sah. Endlich setzte er ab, schaute seine Geschwister an und sagte: „Oh, der is guat! Den trinkn ma nit, den bringa ma da Muada."

Jetzt hatte ich gerade genug. Ich der große Wohlthäter von gestern, der erst andere erquickte, als er selber satt war!

„Ja, Kinder, bringt es nur der Mutter, das da und das auch, und das auch!" Sagte es noch, schlich davon und schämte mich. — Und doch war's eine Lust zu denken, wie viel Genuß und wie viel Freude aus der schönen Wegzehrung hervorgegangen ist, für andere, für mich, und gewiß auch, wenn sie es wüßte, für die Spenderin im Böhmerlande. Mir war nur noch das Sträußlein geblieben.

An der Bergquelle sprengte ich ein paar frische Tröpflein drauf, um es ein wenig später meiner Eheliebsten an den Busen zu stecken.

Wie ich meiner eigenen Vorlesung zuhörte.

Endlich war das neueste Wunder — es ist größer als alle sieben Weltwunder zusammen! — auch in unsere Stadt gekommen.

Man hatte vom Phonographen schon viel gelesen und gehört, aber das Ding war zu unglaublich, es konnte auch ein wenig amerikanischer Humbug dabei sein. Wie kann man einen Ton, eine Stimme, einen Schall festhalten und aufbewahren — viele und viele Jahre lang? Also, daß jene noch zu uns sprechen können, die längst gestorben sind; also daß die Lucca, die Materna noch singen werden, wenn die Kunstgeschichte kaum mehr ihre Namen nennt; also, daß die Geschlechter des zwanzigsten Jahrhunderts mit eigenen leiblichen Ohren noch das lebendige Wort und den Ton aus dem Munde Bismarcks hören können, wenn er ruft: Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts! — Das ist nicht bildlich gesprochen, nicht in der Sprache des Poeten, sondern wirklich, wörtlich zu nehmen. Wäre die Erfindung vor Neros Zeiten gemacht worden, so könnten wir es vielleicht heute noch hören, wie der große Tyrann Befehl gab, Rom anzuzünden, und hören das Prasseln des Feuers, das Wehgeschrei der Römer, das Krachen der stürzenden Tempel!

Liegt eine solche Möglichkeit denn überhaupt in der Natur? Wir sagen es kühn und stolz: sie liegt in der Natur. Der Mensch hat sie entdeckt und die Maschine ist unendlich einfacher als man etwa ahnt, sie ist im Prinzipe so einfach, wie die Hirtenpfeife oder die Harfe, auf jeden Fall viel einfacher als etwa eine Drehorgel, mit welcher ein oberflächlicher Vergleich möglich wäre. Die

Wunder des Phonographen gehen auf rein mechanischem Wege vor sich; nicht allzulange dürfte es währen, daß sie jeder wirken kann, daß die Phonographen so zahlreich sein werden, als heute die Photographen, ohne viel Umstände und Kosten. Heute hindert die Verbreitung noch das Privilegium der Erfinder.

Gegenwärtig kreisen in den Ländern einzelne Apparate und bringen den Inhabern Geld ein. Der Phonograph ist noch auf Kunstreisen wie ein Virtuose und gehabt sich dem Publikum gegenüber auch als ein solcher. Das war für mich nicht anziehend und als „Edisons Phonograph" in unsere Stadt gekommen war, beeilte ich mich gar nicht besonders, ihn zu besuchen. Doch wurden bald Stimmen laut, das müsse man hören, es sei großartig, es sei unglaublich! es sei wunderbar! Wohlan, in diesem Falle ist man es sich schuldig, den neuen Unterricht zu besuchen in der Schule des Lebens.

Ich ging hin. Der Eintritt von drei Gulden war nicht volkstümlich, rechtfertigte sich aber dadurch, daß der Apparat gleichzeitig nur von wenigen Menschen benützt werden konnte. Mitten in einem Fremdenzimmer des Hotels „Zum Erzherzog Johann" war etwas aufgestellt, das einer Nähmaschine ähnelte. Ich kann von der technischen Einrichtung nicht sprechen, sondern nur das dem Laien zumeist Auffallende anmerken. Da war an dieser Maschine das Treibrad, es war die Nadel, sogar die Spule war da. Und von der Vorrichtung gingen zwölf etwa zolldicke, kürzere und längere Schläuche aus, welche sich am Ende gabelten, so daß man die Spitzen einer solchen Gabel in beide Ohren stecken konnte. Außerdem standen Rohre und Trichter verschiedener Größen

umher, die aber bei dem Spiele nicht benützt wurden. Ich hatte den Phonographen vor mir. Aber die Spule war keine Spule, sondern eine hohle Walze oder Rolle von chokoladebraunem Wachse, welche außerordentlich feine, doch für das freie Auge noch sichtbare Eindrücke hatte. An die Walze lag ein Stift an, welcher in Verbindung stand mit dem Wichtigsten, was man aber nicht sah.

Vor diesem Apparate saß ein Mann, trieb mit dem Fuße das Rad wie bei einer Nähmaschine und obenan drehte sich die Walze in mäßiger Schnelle, dabei sachte nach links rückend, so daß die spiralförmigen Eindrücke der Reihe nach vom Stifte berührt werden konnten. Also war der Apparat in Bewegung; an demselben standen im Halbrunde zwölf Personen, die Schlauchspitzen in die Ohren haltend und aufmerksam horchend. Im Zimmer war große Stille, auf den Zügen der Horchenden las ich Versunkenheit und Staunen. Manchmal war für den noch Fernestehenden ein ganz zartes Quixen zu hören, wie das kurz abgebrochene Zwitschern eines jungen Vogels. Dann wieder atemlose Stille, gespannte Aufmerksamkeit — bis plötzlich alle Horcher sich aufrichteten und „Großartig! Wunderbar! Unerhört!“ durcheinanderriefen.

Nun kam ich mit noch elf anderen Personen dran. Die Schlauchspitzen legte ich in die Ohrmuscheln und horchte. Der Inhaber trieb lautlos das Rad ... „Sein oder Nichtsein,“ hörte ich hinter mir und etwas gedämpft, so als ob durch das Sprachrohr geredet würde, doch vollkommen deutlich ... „das ist die Frage. Ob es edler sei, zu dulden die Pfeile wüthenden Geschickes, oder gewaffnet wider eine See von Leiden durch Widerstand sie enden? — Sterben, Schlafen —“ u. s. w. Allerdings war

es nicht die Originalstimme Hamlets, sondern das wohlbekannte Pathos eines Schauspielers, der den Monolog wenige Tage früher in den Apparat gesprochen hatte.

Nach diesem steckte der Leiter des Phonographen rasch eine zweite Walze an die Spindel und wir hörten ein Klavierspiel mit klarem Saitenanschlag, etwa von der Deutlichkeit, als würde bei offener Thür im Nebenzimmer gespielt. Nach Schluß des Stückes lebhaftes Bravorufen, nicht von uns Horchenden, sondern aus dem Schlauche, wie es eben einige Wochen früher unmittelbar nach dem wirklichen Klavierspiele gerufen und fixiert worden war. Hernach folgte das Lied einer Sängerin in anmutigster Klangfarbe, thatsächlich Kunstgenuß bietend. Bald darauf zog (gleichsam wie vor dem Fenster auf der Gasse) eine große Militärbande mit klingendem Spiele vorüber; unmittelbar darauf ein Leichenzug mit Posaunenton und Chorgesang, begleitet von entfernteren Klängen der Kirchenglocken. Eine Hochzeitsgesellschaft mit Trompeten, Pfeifen, Jauchzen und Pistolenknallen beschloß die Produktion. All die Töne waren höchst natürlich, selbst der Widerhall der Musik und der Schüsse an den nahen Gebäuden war deutlich vernehmbar. Dabei hörte man auch die Schritte der Marschierenden, das Gemurmel des Publikums, ja sogar das Klirren eines aufgehenden Fensters war zu bemerken. — Auf dem Grabe des bei dem Leichenzuge Bestatteten wuchs wohl schon längst grünes Gras, das Ehepaar des Hochzeitszuges erfreute sich vielleicht schon eines wiegenden Kinderbettleins, während die Trauerklänge, der Freudenschall noch an unser Ohr schlagen.

Die Vorführung war zu Ende. Ich sagte kein Wort, in mir war feierliche Andacht, als wäre eine Offenbarung

gekommen aus unbekannter Geisterwelt. Es muß doch eine ganz besondere Zeit sein, in der wir leben, weil sich eine ewige Kehle und Zunge gefunden hat, die unseren Hall und Schall und unser Lied echt und lebendig der Zukunft übermitteln will.

Meine Erwartungen waren weit übertroffen. Doch machte das Entzücken bald einer kühleren Beobachtung Platz. Bei dem Gesangsstücke der Primadonna war mir an einer Stelle ein roher Lärm aufgefallen, als wäre Jemand mit schweren Schuhen durch das Zimmer gelaufen. Ich ließ das Stück wiederholen, um einen reinen Eindruck von ihm zu gewinnen, aber siehe, genau als dieselbe Stelle kam, lief der Kerl wieder durch das Zimmer. Der Leiter erklärte uns, daß bei der Aufnahme zwar niemand so gesprungen wäre, sondern daß die Walze oder Rolle an betreffender Stelle schadhaft sei. Wir besahen die Rolle und bemerkten thatsächlich ein ganz zartes Ritzchen, welches die abscheuliche Störung verursachte. So wie bei der Photographie ein Flecken auf der Matrize sich auf allen Abdrücken wiederholt, ebenso kommt hier der Flecken in Schall übersetzt bei jeder Vorführung eines Stückes zum Ausdruck. Man kann eine fehlerhafte Rolle nicht retouchieren wie eine fehlerhafte Photographie. Mit der Photographie ist die Phonographie in vieler Beziehung vergleichbar, nur daß letztere noch weitaus effektvoller ist und naturgemäß vollkommener sein wird. Die Photographie ist und bleibt ein Bild; so ähnlich es dem Original sein mag, es lebt nicht, unser Auge sieht sofort, es ist ein toter Gegenstand, der uns nichts ersetzt, nur an etwas erinnert. Der Phonograph jedoch übermittelt uns etwas Lebendiges, thatsächlich Wirkendes, das unser Ohr auch am Original

nicht besser haben kann. Insofern könnte man den Laut, den Schall, die Musik wahrlich dramatisch nennen, denn sie sind etwas Geschehendes. Was durch das Ohr geht, dringt tiefer in die Seele, als was durch das Auge kommt. Der Phonograph überbringt uns nicht etwa einen vor langer Zeit in sich aufgenommenen Gesang als etwas Fertiges; vermöge der Eindrücke erzeugt er ihn aufs neue, indem er ihn ganz genau wiederholt. Er ist wie jemand, welcher ein Gedicht auswendig gelernt hat und es gelegentlich deklamiert; er reproduziert das Gedicht, ohne aber deshalb selbst Dichter zu sein, und wenn der Phonograph auch alle Musikstücke der Welt wiedergäbe, so wäre er noch kein Musiker. — Da übermittelt der Apparat mit seinen leblosen Bestandteilen das Lied, das Wort mit all' seinem Geiste, wie ein lebendiger Mund. Das ist das Packende, fast Gespensterhafte.

Nachdem die Wiederholung der Produktion vorüber war, wurde ich vom Inhaber des Apparates ersucht, meine Stimme aufnehmen zu lassen. Arglos erklärte ich mich dazu bereit, nicht bedenkend, daß ich damit gleichsam ein neues Wesen in die Welt setzte, ein Ich, das außer mir sein wird, das für oder gegen mich sprechen, das mich überleben kann auf viele Jahre. Allerdings nützen die Rollen sich ab, und eine Rolle läßt sich nach dem jetzigen Stande dieser Erfindung, wie ich mir sagen ließ, nicht vervielfältigen, etwa so wie man Photographien, eine aus der anderen, vervielfältigen kann. Doch ist die Rolle an zweitausend Mal zu gebrauchen, also wird mein Sprechkind vielleicht öfter vor der Welt sprechen, als es mir selber gegönnt ist.

Eine Rolle war kaum über sechs Zoll lang, in etwa zwei Minuten hatte ihre Spirale von Eindrücken sich ab-

gewickelt, also konnte sie nur eine Rede fassen, die nicht über zwei Minuten dauert. Das ist freilich wenig, doch es giebt genug Menschen, in deren Hirn nicht einmal soviel Platz hat, als in diesem wächsernen des Phonographen.

Ein Trichter wurde angesetzt und nun sprach ich in steierischer Mundart, nach gewohnter Weise, das Stückchen hin: „Wia da Rumpelbocher sein Feind vazeiht.“*)

Als das geschehen war, fragte der Inhaber, ob ich die Rolle hören wolle? Ja freilich wollte ich nun auch einmal mein eigener Zuhörer sein und im Auditorium ruhig und selbstverständlich mit kritischen Regungen dem Manne gegenübersitzen, der als Vorleser einen gewissen Ruf genoß, den ich aber eigentlich bisher noch nie gehört hatte. — Wer sich das erstemal photographieren ließ, der weiß es, daß man da nach der Aufnahme mit einer oft nicht geringen Neugierde die Matrize zu sehen wünscht. In demselben Falle war ich und die Wachsrolle war sofort bereit, ihr sich erst eben angeeignetes Wissen zum Besten zu geben.

In dem Augenblicke, als ich den Schlauch ans Ohr geführt, begann hinter mir ein näselnder Mensch: „Da Bamelberger und da Rumpelbocher sein zween Todfeind —“

„Pst!“ machte ich, merkte es aber auch schon, daß die Stimme aus dem Schlauche kam, doch nicht die meine, wie mir schien — eine ganz fremde Stimme! — Kein Mensch erkennt seine eigene Stimme wieder, wenn sie ihm plötzlich von außen entgegenkommt, und sie mag noch so naturgetreu sein. Ich hörte also zu, wie der Apparat mein Dialektstückchen vorbrachte. Im ganzen war ich nicht un-

*) Stoansteirisch. Graz.

zufrieden. Die Stimmen des Pfarrers und des kranken Bauers waren recht gut auseinander gehalten, „jedoch lieber Freund!“ so sagte ich nun zum Herrn Phonographen, „etwas zu stark näseln! Das mußt du dir abgewöhnen. In einigen Worten schlägt hochdeutscher Accent vor. Auch bringst du einzelne Silben zu scharf und eckig, während du andere halb verschluckest. Probier' es noch einmal und nimm dich zusammen!“

Natürlich kam es das zweite Mal genau so als das erste Mal, und ich konnte es weder durch Spaß noch durch Ernst mehr wegleugnen, daß die Fehler an mir lagen. In den zwei Minuten, da der Phonograph mir meine eigene Vorlesung hielt, habe ich mehr gelernt als von allen Kritiken, die über mich geschrieben wurden, zusammen. Jeder Mensch müßte sein eigener, bester Lehrer und Erzieher sein, wenn er sich gegenständlich hätte. Für Fehler eines Gegenüber sind wir empfindlich! und selbst wenn das Gegenüber unser eigenes Ich wäre. Ferdinand Raimund bekehrt seinen Menschenfeind, indem er ihn sich selbst gegenüberstellt. Wie mancher Deklamator, Sänger und Redner würde in Zukunft schweigen, wenn er sich einmal im Phonographen hören könnte!

„Nun, wollen Sie dem Vorleser einmal näher rücken,“ sagte der Inhaber des Apparates und gab mir einen kurzen Schlauch in die Hand, während die übrigen Schläuche gesperrt wurden.

Ich horchte hinein und erschrak neuerdings. Wenn ich vorhin vom Vorleser etwa fünfzehn Schritte entfernt zu sein geglaubt hatte, so war ich nun in seiner unmittelbarsten Nähe. Nachgerade ins Ohr brüllte mir der gute Mann die Worte: „Da Bamelberger und da Rumpelbocher

sein zween Todfeind —" und so fort. Die Stimme war so stark und voll und klar, daß ich meine wahre Freude dran hatte. Selbst ein paar Atemzüge in den kleinen Pausen hörte ich heraus. Ich sah nun den Unterschied, der obwaltet, wenn mehrere Schläuche offen sind oder wenn nur ein einziger vermittelt. Das Letztere kann vom Publikum sachgemäß nur einzelnen gewährt werden und darum kennen die meisten Leute, welche den Phonographen gehört, seine Leistungsfähigkeit nur zum Teile. Als der Inhaber den Apparat nun auch noch die österreichische Volkshymne spielen ließ von einer großen Militär-Musikkapelle, war die Schallwirkung auf mich eine so gewaltige, als stünde ich mitten unter den Musizierenden, und ich bangte fast für mein Trommelfell.

Wir schrieben zur Zeit zwanzig Jahre seit der Erfindung des Phonographen durch Edison, einen Amerikaner germanischer Abkunft. Das Telephon, bekanntlich auch eine Erfindung des amerikanischen Autodidakten, hat praktische Anwendung in großartigstem Maßstabe gefunden, wie weit es der künstlerischer und idealer veranlagte junge Phonograph bringen wird, das ist abzuwarten. Ist nur erst die Fessel des Privilegiums gesprengt, welche vorher eine Anzahl von Unternehmern reich machen muß, dann können wir es erleben, daß in jedem „besseren Hause" anstatt des Klaviers ein phonographischer Apparat steht. Dann wird das liebenswürdige Töchterlein des Hauses nicht mehr herantreten an den scheidenden Fremden oder Freund mit der schüchternen Bitte, etwas in ihr Tagebuch zu schreiben, sondern sie wird noch schüchterner und liebenswürdiger lispeln: „Bitte, sprechen oder singen Sie mir etwas in den Phonographen!" — Die Walzen mit allen

möglichen Reden und Tonwerken werden billiger als Notenblätter zu kaufen sein. Dann können wir die „Meistersinger" der Wiener Hofoper behaglich zu Hause hören, wenn es uns bei Musik nicht ums Sehen der Ausstattung zu thun ist. Dann ist es uns möglich, im eigenen Zimmer den Reichsratssitzungen von Wien und Berlin, den Vorlesungen der Universitäten von Jena, Heidelberg u. s. w. beizuwohnen. — Vorher müssen nur noch einige Kleinigkeiten erfunden oder vielmehr vervollkommnet werden, so z. B. daß die Aufnahmen und Abgaben im Großen, ohne viel Beiwerk von Trichtern, Schläuchen u. dergl. geschehen können, daß die Walzen sich ohne neuerliche Aufnahmen vervielfältigen und widerstandsfähiger machen lassen, daß der Phonograph mit dem Telephon sich verbindet. Brüder sind ja die Beiden, so werden sie sich gerne gegenseitig unterstützen und uns mit den außerordentlichsten, heute noch ungeahnten Leistungen überraschen.

Also wird es z. B. nicht bloß im allgemeinen interessant, sondern auch für den Sprachforscher wichtig sein, wenn durch den Phonographen nachgewiesen werden kann, wie man vor Zeiten gesprochen, betont hat; besonders die Volksmundarten werden ein fruchtbares Studium sein, während sie heute infolge mangelhafter Schreibweise, selbst von Fachgelehrten so oft mißverstanden und mißdeutet werden.

Museen und Archive wird man bauen, um all' die Rollen oder Walzen aufzubewahren, die in Ton und Klang wichtige Dokumente sein werden von vergangenen Völkern. Eindringlicher und überzeugender als der tote Buchstabe wird die lebendige Stimme sprechen, und auch das Gemüt wird durch diese Erfindung vielleicht wieder einmal zu seinem Rechte kommen.

Heute greift die alte Matrone, welche all' ihre Lieben überlebt hat und einsam in der Welt steht, in stillen traurigen Stunden nach den vergilbten Briefen der Ihrigen. Einst wird sie in solcher Einsamkeit die Rollen des Phonographen hervorholen und sie wird die trauten, heiteren Stimmen derjenigen wiederhören, die längst auf dem Kirchhofe ruhen. Sie wird das befangene Liebesbekenntnis ihres Bräutigams hören, sie wird die fröhlichen oder ernsten Gespräche vernehmen, welche er in stillen Stunden mit ihr geführt, den munteren Kinderlärm, das süße Mutterwort der Kleinen — der ganze klangreiche Himmel der Vergangenheit wird in treuen Tönen wieder auferstehen und die Matrone wird weinen vor Rührung, daß die Stimmen der Heimgegangenen noch bei ihr geblieben sind.

Der achte Dezember 1881.

Erinnerung nach einer Zuschrift.

„Sie wollen den 8. Dezember 1881 verbuchen? Mit Schauderscenen, die das Herz zerreißen und wahnsinnig machen, wollen Sie nicht verschont sein? Ich will Ihren Blick von unserer Unglücksstätte ablenken, will Ihnen einen andern 8. Dezember zeigen — jenen des Jahres 1863, an welchem in der Jesuitenkirche zu San Jago in Südamerika zweitausend Menschen verbrannten. Es war am Morgen des Tages unserer lieben Frau, von sechs bis sieben Uhr, also genau an demselben Tage und genau zur selben Stunde — wenn man den Unterschied der Tageszeit zwischen den beiden Kontinenten nimmt. Hier die Bühne, dort der Altar, an welchem die Draperien des

Marienbildes Feuer gefangen, und in wenigen Minuten das Innere der Kirche zu einem Höllenpfuhle gemacht hatten. Die Jesuitenpatres hatten zu Ehren der unbefleckten Empfängnis die Kirche durch die ganze Länge und Höhe des Schiffes mit papierenen Heiligenfahnen und künstlichen Wolken und Sternhimmeln aus Gaze geschmückt, und um das Nützliche mit dem Schönen zu verbinden, in der Kirche eine „Geldbriefpost nach dem Himmel" eingerichtet. Die beschwerten, den Patres behändigten Briefe, auch Schmuckpackete, richtig adressiert, wurden nicht verschmäht. Sofort antwortete „der Himmel" den Sendern schriftlich durch dieselben Hände. Als der Brand ausbrach, stürzten die Unglücklichen in Panik nach dem einzigen Ausgange, den bald lebendige Barrikaden versperrten. Hunderte verblieben knieend im Gebete und wurden so ein Opfer der Flammen. Die Patres flüchteten durch die Fenster der Sakristei — nur Einer verblieb und segnete die Sterbenden ein. Tags darauf waren alle dem Orden Angehörige verschwunden. Das Volk von San Jago machte die Kirche nicht nur der Erde gleich, sondern grub sogar die Fundamente aus, zerstückte die Quadern und karrte sie ins Meer. Dann wurde der Boden umgepflügt und Salz darauf gesäet. Kein Kreuz, kein Denkmal durfte „an der Stätte des Fluches" errichtet werden, und sie blieb öde und vom Fuß gemieden bis auf den heutigen Tag. — Doch, was frommt's nur! Unser zerrissenes Herz läßt sich nicht ablenken, das ist jetzt in Wien.

Der 8. Dezember 1881 war ein nebeltrüber Tag, aber Wien war voll Leben und Lust. Ich hielt in meiner hochgelegenen Wohnung Feiertagsruhe und schaute — wie ich das so gerne thue — durch das helle Glas über die

Giebel der Häuser hinweg zu den schönen Türmen der Votivkirche.

Gegen Mittag erhielt ich Besuch. Mein lieber Vorhofbauer aus der Scheibbs, bei welchem ich im vorigen Sommer drei idyllische Wochen zugebracht, hatte Wort gehalten und mich in der Stadt aufgesucht. Er hatte einer Handelsangelegenheit wegen in Wien zu thun, wollte sich aber nur kurze Zeit in der großen Stadt aufhalten — es wäre recht schön in Wien, meinte er, aber daheim bei seinem Weiberl, bei den Kindern, den kleinen und den großen, wäre es ihm doch noch lieber. — Der Mann gefiel mir immer; was bei uns Bildung heißt, das heißt in der Scheibbs Hausverstand und das Herz am rechten Fleck haben — und das hatte er.

„Also, Vorhofbauer, was wollt Ihr heute Abend in Wien anfangen?“ — Er ist zu allem aufgelegt. „Ins Theater?“ — „Wenn's was Lustiges giebt.“ — Fragen wir die Zeitung. Im Burgtheater „Don Carlos“, das ist nichts für den Vorhofbauer. Im Opernhaus „Fantasca“, vielleicht nicht übel, ist aber kein Platz mehr zu haben. Stadttheater: „Die Welt, in der man sich langweilt?“ — „Um Gotteswillen, nur das nicht!“ ruft der Landmann aus. Im Carltheater: „Sarah und Bernhardt“. Was weiß mein Freund von der Sarah Bernhardt! Theater an der Wien: „Der lustige Krieg“. Halt, das wäre etwas. Ringtheater: „Hofmanns Geschichten“, ein neues Stück. — Der Vorhofbauer meint, da wären ihm die Geschichten lieber, wie der Krieg. — Gut, Offenbach der Componist ist ein fröhlicher Junge. Was sagt nur die Zeitung über die gestrige Vorstellung von den „Erzählungen Hofmanns?“ Sie schreibt folgendes: „Ein in vieler Beziehung höchst

merkwürdiges Werk. Ganz und gar von der herkömmlichen Schablone abweichend, bietet diese phantastische Operette ein Gemisch von romantischer Ironie, bizarrer Laune und wirklicher Poesie. Einfälle eines Genies, ohne die Kraft, sie gehörig zu verwerten, Überspanntheiten der bedenklichsten Art, viel Lärm und doch auch wieder ansprechende Musik genug! Hat der Verfasser des Textes einen Tropfen Fegefeuer aus der Hexenküche des großen Phantasten in sein Blut aufgenommen, so scheint der Komponist über sich selbst hinausgewachsen, in Regionen, die ihm fremd waren, ohne ihm verschlossen gewesen zu sein. — Das Publikum saß wie vor einem Rätsel. Nach dem zweiten Akte wurde stark applaudiert, besonders Herrn Direktor Jauner, der alles gethan hat, was in den Kräften seines Theaters stand, um das Werk, welches eher an die große Oper und deren Kräfte appellierte, geschmackvoll aufzuführen. Den unheimlichsten und tiefsten Eindruck machte das ausgezeichnete Spiel des stimmbegabten Herrn Wilke."

Gut, sehr gut.

„Also ins Ringtheater. Ich gehe nie in die Comödie, lasse Euch eine Karte holen und nach dem Theater sehen wir uns bei der „Linde". — Ein gutes Glas Wein vor der Vorstellung selbstverständlich. Das macht das Stück doppelt so schön." Und dann: „Gott befohlen, mein lieber Vorhofbauer. Ergötzt Euch recht. Auf Wiedersehen!" —

Er ging. Das war um halb sieben Uhr. Draußen hatte ein leichtes Schneestäuben begonnen, daß sich allmählich die Dächer weißten. Ich blieb in meiner Stube, streckte mich auf das Sofa und rauchte eine Kuba, die gute Luft hatte. Dabei schaute ich gedankenlos die Zimmerdecke an, auf welche der Schein einer Straßenlaterne fiel.

Meine Zimmerdecke ist eine glatte, schmucklose Fläche, auf welcher ich in solchen Stunden gerne die Schattenbilder heiterer Träume spielen lasse. Ich sah heute im Geiste allerlei Jugendlust und mir fiel es allmählich auf, daß der Hintergrund derselben, die Zimmerdecke, einen so rosigen Ton hatte.

Ich erhob mich, blickte zum Fenster hinaus und erschrak vor einer bisher noch nie gesehenen Herrlichkeit. Die Türme der Votivkirche standen in tiefroter Glut. Bravo Stuwer! kam es mir auf die Zunge, doch, ein Weiteres rief: Das ist kein Feuerwerk von Stuwer! Siehst Du am Schottenring die Lohe aufspringen? Tief unten in der Gasse wirre Stimmen: „Das Ringtheater brennt!"

Ich eilte allsogleich, an meinen Vorhofbauer denkend, die Stiege hinab und lief, so gut es im aufgeregten Menschengewoge ging, gegen den Ring hinaus.

Es bedurfte geraumer Zeit, bis es mir gelang, an den Brandplatz zu kommen. Am Ring hörte ich in meiner nächsten Nähe zwei Männer folgende Worte wechseln:

„Ein fürchterlicher Brand!"

„Ja wohl, Hoheit."

„Menschen sind doch nicht mehr in Gefahr?"

„Alles gerettet, Hoheit!"

„Dann ist Alles gut."

„Ja wohl, kaiserliche Hoheit!"

An der Ecke der Maria-Theresienstraße stieß ich heftig an einen Mann, der auf der Achsel etwas, wie das Knie einer Ofenröhre trug. Die Leute wichen entsetzt zurück, der Mann trug einen verkohlten Menschen. — Weiter sah ich nichts mehr. Als ich wieder zu mir kam, lag ich in einem Kaffeehaus auf der roten Sammetbank und die

Leute, die um mich standen, hielten mich für einen geretteten Theaterbesucher und bestürmten mich mit Fragen. Ich wußte nichts, sie wußten Vieles. Sie wußten damals schon, daß hundert Menschen verbrannt seien.

„Hundert Menschen! Das ist nicht möglich!"

„Zweihundert!"

„Lästert Gott nicht!"

„Dreihundert!"

„Das sind Gerüchte. Wie häufig, daß Gerüchte lügen!"

Ja, und auch jene schrecklichen Gerüchte haben gelogen. Heute wissen wir's besser. — Der Graben in Wien ist ein großer, belebter Platz. So viel, als hier um zwölf Uhr mittags Menschen wandeln, sind dort im Theater verbrannt. — Ein volles Haus!

Ich nenne die Ziffer nicht, mir graut. Wien war dem Wahnsinn nahe, Viele wollten die Leichen öffentlich durch die Stadt tragen lassen. Marc Anton stellte den erschlagenen Cäsar dem römischen Volke aus, um die Gemüter zu entfachen. Was wollte Wien mit seinem „Festzuge des Todes"? — — — — — — — —
Ich schleudere sie von mir, die gräßlichen Bilder, aber sie kommen immer wieder. Was mag da vorgegangen sein in den qualmenden Räumen des Ringtheaters, die zehn Minuten vor sieben?! Welcher Heroismus, welche Bestialität! Und Wien, was hat es in diesen Tagen geleistet an Hochsinn und Gefühlsroheit, an Adel und an Thorheit! Die Presse hat wahrhaftig ihr Möglichstes gethan und doch blieb sie nur ein matter Spiegel der unheimlichen Bewegung, die das Entsetzen und der Schmerz und der Zorn entfacht hatte.

Jedermann wird beflissen sein, wenigstens ein Wiener Journal aus diesen Tagen zu sammeln und den Nachkommen aufzubewahren. So laßt mich los, ich will nicht schildern, ich will nicht mehr daran denken — und ich muß es doch. Heute ist der 24. Dezember; es sind sechzehn Tage vergangen, aber in meinem Haupte ist noch Alles lahm, bis auf die zitternden Organe des Gehirnes, die den 8. Dezember in sich aufgenommen haben.

Und mich hat der Herr doch so milde angefaßt! Lange nach Mitternacht war es, als ich in meine Wohnung kam. Und siehe, dort saß mein Vorhofbauer am Fenster und schaute hinüber auf das noch immer brennende Haus und hielt die Hände ineinandergeklammert.

Er hatte aus der Scheibbs seinen Schutzengel mit nach Wien gebracht. Als der Mann am Abende nach dem Glase Wein auf die Gasse gegangen, da war das ein ganz endloser Weg zwischen den hohen Häusern hin und über freien Grund und zwischen Gebüsch und wieder an den Häusern hin, so daß der Vorhofbauer endlich einen Vorübergehenden fragte: „Ist da herum nicht irgendwo dieses vertrakte Ringtheater?"

„Nein," sagte Jener, „dies hier ist das Dampfschifffahrtsgebäude und da hinaus geht's in den Erdberg. Wenn Sie wissen wollen, wo das Ringtheater ist, so dürfen Sie sich bloß umwenden und das Feuer sehen, das dort hinten aufsteigt aus dem Ringtheater." —

So war er wieder da. Aber am Morgen fuhr er mit dem ersten Zug der Westbahn davon.

Ich that ihm's nach. Ich floh aus dem unheimlichen Wien und kann weiter nichts erzählen. Heute ist der

heilige Abend; ich bin in die Berge geflüchtet, ich mag keinen brennenden Christbaum sehen.“ —

Vorstehender Brief wird mitgetheilt in diesem Buche, als Andenken an jenes Ereigniß, das ich zwar nicht persönlich miterlebt, das aber auf mich für längere Zeit einen verdüsternden Eindruck gemacht hat.

Das Erdbeben von Laibach.

Am Ostermontage des Jahres 1895 fuhr ich die Save aufwärts im schönen Krainerlande. Noch nie hatte ich gesehen, daß die Schneegipfel der Steineralpen so klar und blendend niederleuchten aufs grüne Gelände. Es ist doch eine stolze Herrlichkeit, in welcher der südliche Zug der Alpen hier zu Ende geht. Der Eisenbahnzug rollte gegen Laibach, die Stadt lag da im Frühlingssonnenscheine, auf den Wiesen und Feldern wogten bunte Menschenmengen durcheinander. Ein Volksfest! Wie erfreulich, daß die nationalen Wirren dieser Stadt noch Sinn übrig lassen für frohe Volksfeste! Wie ein Markttreiben war's zu sehen, erinnernd an den Fetzenmarkt zu Graz, so standen Kästen, Tische, Betten, Kinderwägen und allerlei anderes Gemöbel durcheinander. Aber in den Wiegen lagen Kinder, in den Betten lagen Kranke. So in herrgottsfreier Natur! Was soll denn das bedeuten? — Mitreisende bemerkten einen abgebrochenen Fabriksschlot; dann fiel auf, daß die Dächer der Gebäude vielfach Löcher hatten, durch die das Gelatte des Dachstuhles herausschaute, daß von den Schornsteinen graue Schuttstreifen niedergingen über das Dach, daß die Schornsteine gebrochen und Giebelwände eingestürzt waren. — Was ist denn geschehen? Eine Beschießung?

Auf dem Bahnhofe angelangt, hörten wir's: Ein großes Erdbeben in der vorigen Nacht!

Ich wollte die Reise unterbrechen, um die Schäden zu besichtigen, da hieß es, alle Häuser der Stadt seien verlassen, alle Hotels gesperrt, kein Fremder könne beherbergt werden, wo die Einheimischen unter freiem Himmel wohnen müssen. So bin ich weitergefahren bis ans Meer, aber doch schon am nächsten Tage zurückgekehrt, um die unglückliche Stadt zu durchschreiten. Als ich vor dreißig Jahren arm und fremd aus meinen Bergen herabgestiegen war, hat Laibach mir das erste Obdach geboten. So ist sein Unglück mir jetzt doppelt nahegegangen.

Eine heiße Mittagsstunde, vom Himmel fiel ein hartes Licht. Die Straßen staubig, schattenlos, menschenleer. Die meisten Häuser gassenseitig mit Warnstangen belehnt, ganze Gassen gesperrt, von Soldaten bewacht. Den Häusern merkte man sonst nicht allzuviel an, Schornsteinstümpfe, hie und da eingestürzte Giebelmauern, zerbrochene Scheiben, wohl auch ausgehobene Fensterstöcke, hie und da Wandspreizen, viel Ziegelschutt auf den Straßen. Das war von außen. Wer aber ins Innere der Gebäude einen Blick that, der mußte fragen: Wie viele Tausend Tote? Man wußte in der Stadt nur von einem, und das war das Wunder. Eingestürzte Stiegen, Zimmerdecken, gewaltige Sprünge an den Wänden, schiefgedrückte Mauern, Trümmer und Schutt überall. Die Geschäfte geschlossen, die Gasthäuser menschenleer; Kommissionsbeamte, die den Schaden prüften, Feuerwehrmänner, Arbeiter, die Stützbalken einsetzten, belebten einzig die Räume. Die Fenster der verlassenen Häuser waren halb offen, man sah hinein, man sah an den Wänden die Kästen, die Bilder scheinbar

in bester Ordnung, und daneben die geborstene Mauer. Mehrere Paläste, darunter die Burg, Ruinen, die nur noch auf das Wegräumen zu warten schienen. Die Gassen und Plätze der größten Zerstörung waren von Soldaten bewacht und die Leute durften in ihre eigenen Häuser nicht gehen. Andere Gassen schienen ganz unversehrt zu sein, doch die Menschen, die darin wandelten, hatten verstörte Gesichter; in vielen war die stumpfe Miene der Abspannung. Die Gärten waren überfüllt mit Zelten; Nothütten wurden geschlagen. Unter Bäumen standen Altäre, an welchen Gottesdienst gehalten wurde, denn die Kirchen waren verschlossen. Mehrere Kirchthürme, hieß es, hätten sich geneigt, Glocken waren herabgefallen. Später erfuhren wir, daß das Unglück weit größer war, als es damals aussah. Laibach nahezu entgründet, die Hälfte der Bevölkerung obdachlos.

Was mag da vorgegangen sein in dieser Osternacht? Was in den Wohnungen der friedlichen Schläfer? Was in den Spitälern? Was in den Gefängnissen? Und wie viele Tapferkeit anderseits! Ich kann die Erzählung einer jungen Bürgersfrau mitteilen, deren Motiv sich hundertfach wiederholt haben mag. — „Mein Mann,“ so erzählte sie mir, „war an demselben Abende in einer heiteren Gasthausgesellschaft gewesen. Die Magd hatte ich über die Nacht zu ihrer kranken Mutter gehen lassen. Ich war allein zu Hause und nachdem die Kinder zur Ruhe gebracht waren, ging ich auch selbst ins Bett und muß bald eingeschlafen sein. Plötzlich erwachte ich und mein erster Gedanke war: Was nur mein Mann heute hat, daß er an der Thür so heftig rüttelt! Jetzt sehe ich, von der Straßenlaterne herein beleuchtet, wie der Kleiderkasten

tanzt und das Muttergottesbild an der Wand auf- und niederschlägt. Ich springe aus dem Bett, da schleudert's mich an den Tisch hin und wieder zurück und von der Decke schüttelt es Sand herab. Ich stürze in das Nebenzimmer zu den Kindern, der dreijährige Knabe sitzt auf dem Kissen, lacht laut und ruft: Hops, hops, das ist lustig! Das Mädel kniet auf dem Bett, faltet die Hände, schaut mich starr an und kann nicht sprechen. Wie das Getöse vorüber ist, höre ich auf der Gasse lärmen: Ein Erdbeben! Ein Erdbeben! Ich suche die Kinder und mich zu beruhigen, da kommt der zweite Stoß und ich höre, wie im ganzen Hause, neben mir, über mir die Wände krachen. Im Schlafzimmer prasselt es wie ein Donnerschlag, ist die Decke eingestürzt. In der Küche steht ein großer Kohlenkorb, in den werfe ich die beiden Kinder, Gewandzeug darüber, den Korb auf den Rücken, die Stiege hinab, und hinaus. — Gedacht habe ich nichts dabei, oder ich weiß es nimmer, was. Dann habe ich mich gewundert, daß ich barfuß bin. Vor dem Hause begegnet mir mein Mann: Wo sind die Kinder? — Im Korb! — Dann ist's gut. Sei nur ganz ruhig, es ist nichts. Nur mitten auf die Straße, von den Häusern fallen überall die Ziegel herab. Wir gehen auf die Sternallee. Dort gehen wir auf und ab die halbe Nacht. Die Kinder sind still gewesen. Aber die vielen Leute! Und wie verrückt. Alle Heiligen angerufen, laut geweint, auch gelacht. 's ist nicht zu sagen, mir ist nicht anders, als wäre es ein Traum gewesen. Endlich dämmert der Morgen, mein Mann denkt ans Heimkehren in die Wohnung, geht nachschauen, kommt bald zurück: Bleiben wir lieber noch heraußen! Alle Thüren offen, ich denke an keinen Dieb, die Luft kalt, ich

denke an kein Krankwerden, ich kann mich nicht erinnern, daß ich Angst gehabt hätte oder eine Sorge um die Kinder — gar nichts. Wir haben nur so hingewartet, was jetzt kommen wird."

Heldenhaft war das Verhalten eines Eisenbahnwächters auf der Strecke über das Moor. Es stürzte bei dem ersten Erdbebenstoße der Vorbau des Bahnwächterhauses zusammen und die Mauertrümmer fielen auf das Bahngeleise, auf dem der binnen kurzer Zeit zu erwartende Nacht-Kurierzug von Triest nach Wien fahren mußte. Der Wächter suchte schleunigst seine Laterne, um das Haltsignal mit dem roten Licht geben zu können und den Zug vor einer Entgleisung zu retten. Die Laterne war unter dem Schutt begraben. Da hatte der diensteifrige brave Mann die Geistesgegenwart, seiner Familie zuzurufen, sie möge sich schnell retten, und lief in größter Eile zum nächsten Wächterhause in der Richtung gegen Franzdorf, um dem Wächter zu sagen, daß er den Zug aufhalten möge, bis das Hindernis beseitigt sei. Er eilte wieder zurück, nahm zwei Arbeiter zu Hilfe, und es gelang mit großer Anstrengung, das Bahngeleise von den Mauertrümmern zu befreien, sodaß der Zug mit kleiner Verspätung die Stelle anstandslos passieren konnte. Erst nachdem dies geschehen, kümmerte er sich um seine Frau und Kinder, die bereits im Freien sich befanden, wobei er jedoch sein dreijähriges Kind vermißte, dessen Abwesenheit der fassungslosen, erschrockenen Mutter bis dahin gar nicht auffiel. In das halbzerstörte Häuschen zurückeilend, fand er das Kind in tiefem Schlafe und trug es hocherfreut zu den übrigen ins Freie. So tapfer waren nicht alle. Im allgemeinen eine dumpfe, phantastische Auf-

regung, die nicht zu beschreiben ist. Seltsame Auftritte, wie man sie nur in alten Chroniken noch beschrieben findet.

Den größten Schrecken brachte das Erdbeben überall dort, wo Tote lagen — aufgebahrte Leichen, die sich plötzlich bewegten. So war ein Mann aus Budapest nach Laibach gekommen zur Bestattung seines Vaters. Als er in der Nacht vor der Leiche stand, schlug diese mit den Füßen in die Luft, dann richtete sich der Oberkörper halb auf, um im nächsten Augenblicke mitsamt dem Sargbrette zu Boden zu kollern.

In den Kirchen tanzten die Kruzifixe, sprangen die Heiligen von den Wänden. Die Mönche, die Klosterfrauen flüchteten aus ihren Mauern und zogen laut betend durch die Straßen. Priester trugen die Hostie umher und erteilten dem Volke Generalabsolution, denn man glaubte, der jüngste Tag sei gekommen. Nach alten Weissagungen soll er ja hereinbrechen an einem Ostertage. Gerüchte hatten sich erhoben: Da in Laibach sei noch nichts. Innsbruck sei zerstört, Troppau brenne, Triest liege im Schutt.

Trotzdem entwickelte sich das Leben weiter, und stellenweise war's, als schreite man durch ein Volksfest. In den Lagern brannten lustige Feuer, an welchen man kochte. Man glaubt es nicht, wie rasch sich die Menschen den Verhältnissen anzubequemen wissen, wenn es sein muß. Frauen, die nur mit modernster Toilette auf die Gasse zu gehen pflegten, saßen hier in dürftigem Nachtgewande. Männer, die man sonst kaum ohne Frack und Glacéhandschuhe zu sehen bekam, liefen barfuß umher. Mancher hatte nichts als eine Bettdecke um den Leib geschlagen. Einen Herrn sah man in bloßer Gattie und auf dem Kopf

einen Cylinder. So viel Trauriges und Drolliges durcheinander! — Plötzlich erhob sich zur Stunde meiner Anwesenheit in der Menge eine lebhafte Bewegung, aus den Häusern stürzten Leute, von den Dächern fielen Ziegel rieselte Schutt. Erdstöße waren wieder gewesen. Immer und immer wieder Erdstöße! Im Freien merkte man sie kaum. Auf dem Boden trat es sich so sicher auf, wie immer, und doch sprach man von Rissen und Klüften, die sich stellenweise geöffnet haben sollten, von Flammen, die aus denselben hervorgebrochen wären in der Osternacht. So betäubt jäher Schreck die Vernunft, und weckt dafür die Phantasie.

Das Herz wurde mir schwerer von Stunde zu Stunde. Ich ging auf den Bahnhof, um mit dem nächsten Zug davon zu fahren. Am Bahnhofe wurden eben Wände und Gewölbe gepölzt. Da hieß es plötzlich, der Zug komme nicht, er sei auf dem Karst in einem einstürzenden Tunnel verschüttet worden. Ich eilte ins Telegraphenamt, um nach Hause zu depeschieren. Telegramme konnten nicht mehr angenommen werden; der eine sagte, weil man die Unmengen der Depeschen nicht überwältigen könne, der andere hatte gehört, es sei jede Leitung gerissen und also auch die letzte Verbindung mit der Welt abgeschnitten. Hingegen teilte mir der Beamte mit, daß eben die Hiobspost eingetroffen sei, Venedig wäre im Sinken, die halbe Stadt sei bereits unter dem Meere. Der Menschenandrang auf dem Bahnhofe, der Lärm, das Durcheinander war so groß, daß mit niemandem ein gelassenes Wort gesprochen werden konnte. Es waren auch meist nur slavische Laute, die man vernahm. Aber die Schreckrufe, das Weinen haben den gleichen Schall bei allen Völkern. Auch ich rannte

planlos umher. In die Restauration wollte ich, um ein wenig Rast und Labnis zu suchen; an der Thüre wurde ich zurückgewiesen und gleichzeitig flüchteten Männer und Frauen heraus, es krachte in den Wänden, es schwankte wieder der Boden. Nur einer stand ruhig mitten auf dem Platz, hielt ein uhrähnliches Instrument in der Hand und sagte kalt und geschäftsmäßig: „Der einunddreißigste Stoß. Ein Stoß dritter Ordnung."

Mein Lebtag habe ich mich nirgends so hilflos gefühlt, als zu jener Stunde. Zur Stadt der Waggons ging ich hinaus. Hunderte von Personen- und Frachtwaggons hatte die Südbahn zur Verfügung gestellt, sie waren alle überfüllt, manches Coupé barg mehrere Familien mit den notwendigsten Geräten. Grafen und Millionäre hatten kein anderes Heim als den Eisenbahnwaggon. Diese Waggons waren der sicherste Ort und sie hatten den Vorteil, daß sie fortgezogen werden konnten, wenn der Boden und die Stadt anhebe zu versinken.

Doch die Stadt Laibach ist nicht versunken, Venedig nicht zu Grunde gegangen, Troppau nicht abgebrannt, Triest nicht in den Schutt gefallen. Der Telegraph war nicht zerstört, der Eisenbahnzug nicht verschüttet. — Und alles kommt wieder in das Geleise.

Jedes große Unglück trägt den Keim zu neuem Glücke in sich. Die Stadt Agram ist seit dem großen Erdbeben ungeahnt schöner auferstanden, als sie früher gewesen. Laibach und die umliegenden Ortschaften, die schwer gelitten, sie sind nicht verlassen, und nach zehn Jahren, wenn wir durch die Straßen der krainerischen Hauptstadt spazieren, wird uns das Herz lachen ob der neuen schönen Gebäude,

ob des Aufblühens dieses Gemeindewesens und — hoffen wir — ob der zurückgekehrten Eintracht zwischen den Bürgern. Deutsche und Slovenen, was soll das kindische Streiten! Ich glaube — vielleicht ist es nur eines Poeten Aberglaube — das Erdbeben hat die Herzen aufgerüttelt und die Menschen wissen nun wieder einmal, daß sie zusammengehören. Was die Sprache trennt, soll der Gedanke wieder einen. Das Äußere mag ein ungleiches sein, die Herzen sind alle gleich und näher miteinander verwandt, als die streitlustigen Leute es in guten Tagen wahrhaben mögen. Ein Laibacher hat mir damals strahlenden Auges erzählt: „Die Thüren offen, die Habe auf der Straße, und kein Diebstahl! Auf einmal keine Feindseligkeit mehr zwischen Deutschen und Slovenen. Jeder steht dem Nächsten bei, ohne auf seine Sprache zu hören oder nach seiner Abstammung zu fragen!“ Sollten auch noch so viele Werke zu Grunde gegangen sein, glückselig diese Osternacht, wenn sie solchen Segen gebracht hat!

Der sanfte Lenz! So herb an eure Mauern
Hat er noch nie gepocht, als diese Nacht.
Erbebt die Erd', aus Winterschlaf erwacht,
Nicht jugendselig in Empfängnisschauern?

Sie fuhren auf in mitternächt'gem Schrecken,
Am Fenster atmete der nahe Mai
Und flüsterte herein: Ich war so frei,
Ein wenig eure Herzen aufzuwecken.

Daß hören sie, was schallt in allen Lüften,
Daß sehen sie, was ich mit Blumen schrieb:
Wie kurz die Lebenszeit! O habt euch lieb,
Die Todten pochen laut in ihren Grüften!

Das Dampfroß mein Pegasus.

Wenn man in den Schriften des alten Waldbauernbuben schon ein kleines Verdienst erblicken will für unsere alpine Poesie, für unsere Volkskunde, für unseren Fremdenverkehr, so glaube ich nicht, daß man dieses bescheidene Verdienst vornehmer und sachgemäßer ehren kann, als es die österreichische Südbahn thut. — Als junger Mensch bin ich Gast der Kronprinz Rudolfsbahn gewesen. Ein paar Sommer über habe ich in der ersten Wagenklasse gewohnt zwischen St. Valentin und Laibach. Und von dieser rollenden Herrschaftswohnung aus habe ich Fußpartien unternommen in alle schönen Teile der Gegenden, die von der Bahn durchschnitten werden. Damals habe ich fleißig Landes- und Volkskunde getrieben, es war eine fruchtbare Einleitung meiner schriftstellerischen Thätigkeit. Das ist aber nicht immer so geblieben, als ein Regime wechselte und als die Waggons sich mehr mit Reisenden füllten, vielleicht auch mit solchen, die begeisterte Zeilen des Poeten schon herbeigelockt, wurde der Poet abgeladen. Das heißt, er hätte schon bleiben können, wenn —

Nun und das Wenn, das ging halt nicht. Ich habe jene Gegenden dann vernachlässigen müssen.

Mir das Liebste auf der Welt aber liegt an der Südbahn. Die Waldheimat, mein Graz, das große Wien. Die Stränge dieser Bahn gehen hinauf gegen die Gletscherwelt, sie gehen hinab ans Meer; sie durchziehen die allerschönsten Länder. Und diese Länder mit ihren Naturherrlichkeiten, mit ihren eigentümlichen Völkerschaften, hat die Südbahn mir zum Geschenke gemacht. Im eleganten Wagengelaß behaglich sitzend, blicke ich an beiden Seiten

zu den hellen Fenstern hinaus in mein Reich, für das andere sorgen und das meinen Augen und meinem Herzen zum Genuß ist. Wo es mir besonders gefällt, wo ich Anregung und Neues finde, dort steige ich aus und schaue und horche und schreibe und preise Gott für seine Welt und danke der Bahn für ihre Gastfreundschaft.

Wenn je einmal untersucht werden sollte, woher denn diesem „fruchtbaren Poeten" die vielen Dinge in den Kopf gekommen sind, so dürften nicht viele Professoren, nicht viele Bücher genannt werden, aber man würde finden, daß es die k. k. privilegierte Südbahn war, die ihm freies Geleite gab durch die Schule, in welcher dieser Mensch seine Wissenschaften geholt.

Schon seit der ersten Zeit meiner litterarischen Laufbahn erfreue ich mich des Wohlwollens der Südbahn. Sie machte mir durch Fahrpreisermäßigung von Graz aus den Verkehr möglich mit meiner Heimat, mit dem Oberlande, mit meinen Wiener Freunden. — Ich gehöre nicht zu solchen, die das Eisenbahnwesen für den Tod der Reisepoesie halten. Eine Reise im bequemen Waggon ist unter Umständen unvergleichlich poetischer als eine in der Postkutsche. Ohne Eisenbahn wäre z. B. das herrliche Land Tirol für die allerwenigsten von uns erreichbar, während man mit ihr nach einer im Coupé behaglich verschlafenen Nacht am Morgen wohl ausgerastet und eindrucksfähig im fernsten Alpenthale aus dem Zuge steigt. Für Fußwanderungen ist noch Gelegenheit genug, mehr als manchem lieb sein mag, auch für Postkutschentorturen. — Also bin ich stets gerne im Eisenbahnwagen gesessen, habe während der Fahrten auch leicht und viel gearbeitet. Freilich gab es häufig ein fatales Aber ....

Allemal war's nicht das Heimweh, wenn ich von meiner Reise vor der bestimmten Zeit heimkehrte. Ein kluger Freund ahnte, wo es fehlen möchte, und dieser war der Meinung, für Poeten, wenn sie recht brav wären, gebe es vielleicht ganz ausnahmsweise noch billigere Reisekarten, als jene mir bisher zugewendeten ... Diese Perspektive machte mir sofort das Herz rebellisch. Und rebellische Herzen sind kühn. Ich wendete mich mit meiner Angelegenheit — es war eine wahre Herzensangelegenheit — an die Südbahn und hatte Glück.

Seit dem Sommer 1888 besitze ich für alle Strecken Österreich-Ungarns der Südbahn freie Fahrt. Jeder Zug ohne Ausnahme steht mir zu Gebote und in jedem die Auswahl der Klasse.

Ich genieße den Vorzug bedingungslos. Nie auch nur die leiseste Andeutung ist geschehen, als hätte ich der Südbahn irgend eine Gegenleistung zu machen. Ich hatte es mir nicht immer versagt, naheliegende Zustände und Einrichtungen zu kritisieren und behalte mir auch hier wie überall das Recht des Freimuts vor. Das berührt die Sache nicht, und hierin liegt der moralische Wert dieser Auszeichnung, sie ist — ich betone es mit Dankbarkeit — eine Mäcenenthat.

Im Wagengelaß, selbst zur Winterszeit, wenn der Schnee sein blasses mildes Licht zu den Fenstern hereinsendet, läßt sich gut arbeiten. Natürlich suche ich stets das leere Coupé, wenn eins vorhanden. In welcher Klasse ich sie auch mag finden — die Einsamkeit, sie sei gepriesen. In dieser besucht Frau Muse den Poeten und giebt ihm allerhand Einfälle, gute und närrische, und die

vorüberziehende Welt wirft auch manchen Klumpen herein, aus dem dann irgend etwas geschmiedet wird.

Was kommt da nicht alles heran! Kaum ist der Stefansturm verschwunden, so sind schon da die goldenen Weinberge von Vöslau und Gumpoldskirchen, die blauenden Bergreihen des Wienerwaldes. Selbst die krüppeligen Kiefernwälder des Steinfeldes habe ich lieb. Dann nahen die Prachtstücke des Semmerings, dann kommt das traute Mürzthal, das freundliche Murthal. In Marburg der Drau entlang, da bringt jede Station ein neues liebliches oder großartiges Landschaftsbild. Wir fahren ins Bereich der Karawanken, an den Ufern der Seen dahin. Wir nahen der Alpenwelt des Großglockners, den leuchtenden Dolomiten. Von den historischen Geländen bei Brixen führt uns unsere Bahn entweder über den Brenner zu Tirols Hauptstadt und hinaus am Inn entlang bis zur Angrenze des Deutschen Reiches. Oder sie führt uns den Eisack hinab in die paradiesischen Gefilde von Bozen und Meran, durch das einzig herrliche Etschthal bis vor die Thore von Verona. Wählen wir aber in Marburg die südliche Strecke, so gelangen wir ans Bett der Sann, in welcher die Sulzbacheralpen sich spiegeln. Wir geraten in die interessanten Moorgründe bei Laibach, wir rollen über die Felswüsten des Karst, zur Rechten immer noch Alpenriesen, bis der Zug endlich hinausgleitet über die Maulbeergelände Friauls oder hinab, wo Miramare steht am Adriatischen Meere. An Sennhütten pfeift er, der Südbahnzug, dahin im eisigen Gletscherhauch, und hier sendet er seine Dampfwolken empor in die Masten der Weltumsegler. — Dann die Seitenbahnen. Die eine führt ins sonnenheitere Abbazia hinab und zum stolzaufstreben-

den Fiume; die andere in die schöne Hauptstadt Kroatiens und bis gegen die Himmelsstriche von Bosnien; die dritte endlich gar in die Pusten Ungarns und ins magyarische Paris an der Donau. Über dem Ostende der Südbahn geht die Sonne um eine halbe Stunde früher auf, als an ihren westlichen Ausläufern. Ihre südlichsten Telegraphenstangen bei den Welschen werfen um zwölf Uhr mittags beträchtlich kürzere Schatten als die nördlichen im teutonischen Reiche. Vier große Völkerschaften durchstreift die Südbahn, und die kleineren sind nicht zu zählen.

Und das alles ist mein! Ich bin daheim am Semmering und am Quarnero, am Plattensee, in Ampezzo und in den Alpenthälern Andreas Hofers.

Da finden sich denn die Bauern, die Burschen und Dirndeln, die Pfarrer und Lehrer, die Hirten und Holzer und alle anderen in allen denkbaren Exemplaren und mit allem möglichen Zugehör. Das Volk ist nicht zu erschöpfen, es ist wie das Meer, das bei seiner ewigen Bewegung immer das alte, unergründliche bleibt. Und doch ein offenes Buch mit dem Folio der landschaftlichen Natur.

Vielleicht ist es, daß ich von der Tauernkette meine „Schriften des Waldschulmeisters" holte, vom Hochschwabgebiete den „Gottsucher", von den Murgeländern „Jakob den Letzten", von den kroatischen Wäldern „Martin den Mann", von den Ufern des Eisack den „Peter Mayr", und manch anderes Buch von unterwegs.

Und wenn es wirklich ist, wie sie sagen, daß solche Bücher gerne gelesen werden daheim und auch im fremden Lande, daß die Fremden, ein wenig durch derlei Schriften angeregt, Interesse gewinnen und Liebe für Land und Leute bei uns, daß sie kommen und sehen und froh sind

bei uns — dann kann ich mich von der großen Spende der Südbahn durchaus nicht gedrückt fühlen, vielmehr gehoben und stolz, daß sie eine so vornehme und zugleich praktische Form der Anerkennung gefunden hat.

Sie macht es dem Kränklichen möglich, stets nach persönlichem Befinden das zuträglichste Klima zu wählen, sie vermittelt dem manchmal steril werdenden Gehirn immer wieder neue Eindrücke. Sie führt rasch an ferne Ziele und ebenso rasch wieder zurück ins heimatliche Thal. Etwas Besseres für unsereinen könnte kaum erfunden werden. — Wenn die alten Dichter auf dem Pegasus geritten sind und himmelwärts geflogen, wohlan! Ich bleibe auf der lieben Erde, wähle für mein Weiterkommen das Dampfroß und fahre auch nicht schlecht.

Meerdurstig.

Es giebt Zeiten, da ich meerdurstig bin. Abbazia, Triest, man meint, dort wäre es hübsch feucht; aber mir ist's manchmal noch zu trocken, es stehen mir noch zu viele Berge aus dem Wasser hervor. Ich will die Sachen nicht vermischt haben, vielmehr gesondert; was Berg ist, soll ganz Berg sein, und was Wasser ist, ganz Wasser. Da suche ich in unserem Österreich denn immer einen Punkt, wo man vom Ufer aus das große, weite Meer sieht. Istrien hat eine Spitze ins adriatische Meer hinein, im Osten, im Süden, im Westen begrenzt vom offenen Meer. Vielleicht steht an der Spitze ein Monte Maggiore, von dem aus, wenn man sich auf die Zehen stellt und einen langen Hals macht, gar das mittelländische Meer gesehen

wird? An dieser Spitze liegt Pola. Also auf nach Pola, du durstige Seele.

Als ich von Graz abreiste, goß es vom Himmel, gleichsam als ob Sankt Peter sagen wollte: „Namensbruder, du hast wirklich nicht not, ans Meer zu gehen, Wasser daheim, so viel du willst!" Ich sah unterwegs die Mur, die Drau, die Sann, die Laibach, aber diese Tropfen mehrten nur noch meinen Durst. Auf dem Karste ward mir so trocken, daß ich — zu Divacca war's — anhub, Wein zu trinken. Vorher hatte ich auf dem dortigen Bahnhof ein kleines Erlebnis. Es war Abend, der Bahnhof belebt, ich hastig und ungeduldig wie immer. Als ich am Schalter, umdrängt von Mitstrebenden, eine Fahrkarte nach Pola lösen sollte, war ich in der unangenehmen (oder wenn man will, in der angenehmen) Lage, eine größere Geldnote wechseln zu lassen. Der Beamte gab mir fünfundzwanzig Gulden Papiergeld heraus, das übrige in Silber. Ich pfropfte und stopfte, und das erste Mal in meinem Leben wurde mir das Geldtäschchen zu klein. Etliche der Silbergulden mußten in den blanken Hosensack und dann ging ich rasch ins Wirtshaus, um noch vor Abgang des Zuges meinen Durst zu löschen. Kaum saß ich bei meinem Glase Ostrana, als der Portier daherkam, an den Tischen herumspähte und endlich an mich die Frage stellte, ob ich der Herr sei, der nach Pola eine Karte gelöst? Ich sah an dieser Thatsache nichts Entehrendes und stellte mich. Dann möchte ich sofort mitkommen, ich hätte am Schalter vergessen, mein Geld einzustecken. „Das ist nicht wahr!" begehrte ich auf, denn ich fühlte das Geld in meinen Taschen. Aber das Papiergeld! Richtig, das fand sich nicht in meiner Brieftasche und ich eilte zur Kasse, wo mir der Beamte durch

den Schalter heraus fünf Fünfernoten und vier Silbergulden entgegenhielt. „Ich bitte!“ rufe ich, „die vier Silbergulden werden nicht mir gehören!“ — „Ja,“ sagte er, „sie gehören Ihnen.“ — „Entschuldigen Sie, ich werde nur die fünfundzwanzig Gulden in Noten haben liegen lassen.“ Da wurde der Beamte unwirsch: „Ich bitte, nehmen Sie doch Ihr Geld an sich, ich habe nicht Zeit, es Ihnen noch lange vorzuhalten!“ So haben wir ein Weilchen gestritten, es war ein fröhlicher Streit. Gott, wenn schon so viel gestritten sein muß auf der Welt, so sollten die Leute sich doch auch manchmal gegenseitig Geld zustreiten anstatt abzustreiten, das ist gar possierlich. Ich verlor den Streit und mußte das Geld einstecken. Als ich hierauf nachzählte, wies es sich, daß der Beamte Recht hatte, daß alle Neunundzwanzig thatsächlich mein redlich Eigentum waren. Mir hat dies kleine Erlebnis das Herz aufgefrischt und ich bitte auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege um die Hand des Kassierers von Divacca, damit ich sie wärmstens schütteln kann.

Und dann ging es über den Karst dem Süden zu. Großartig ist dieses Steinmeer und trostlos. Da giebt es Höhen, die man nicht Berge nennen kann, nur unregelmäßige Hochebenen sind; da giebt es Tiefen, die man nicht Thäler nennen kann, weil sie kesselartig, muldenförmig sind, keine Ausmündung und keinen Fluß haben. Manchmal ist's, als rolle der Zug auf den Höhen der Rax, des Hochschwab dahin und die Bora, die pfeifend an das Fenster schlägt, ahmt den Alpensturm auf das glücklichste nach.

Die Ortschaften sind oft wie Burgen auf steile Hügel gebaut und der Fremde kann sich nicht vorstellen, wovon

die Leute hier leben. Ihre Gärten, Äcker und Wiesen haben sie gleichsam in steinernen Kesseln, in friedhofartig ummauerten kleinen Mulden und Gruben, die ein wenig vor der Bora geschützt sind. Trocken, dürr, kein Regen, kein Thau, kein Schnee. Und wenn doch einmal etwas Feuchtes kommt von oben, so leckt es die Bora rasch auf, oder es versickert schnell im Gestein. Der ganze Karst ist durchlöchert wie ein Badeschwamm und in den Höhlen und inneren Rinnen befinden sich gewiß mehr lebendige Wesen, als an der Oberfläche. Schütter und krüppelhaft stehen jene Bäume da, die im Winter sprödes rotes Laub haben, deren Blätter nicht im Herbste abfallen, sondern im Frühjahr — die Eichen. Die Bewohner dieser Steinwüste sind zumeist Winzer und Schafhirten, arm, anspruchslos und stumpf, haben also alle Eigenschaften zu jenem idyllischen Glücke, von dem die Dichter so gerne singen. Die Eisenbahn allerdings macht ihnen einen Strich durch die Gegend, weil sie Welt und Überfluß aufzeigt, ohne etwas davon herzugeben. Unten in tiefen Thälern sieht man an Wassertümpeln kleine Gebäude mit fabriksartigen Rauchschloten, das sind die Wasserwerke der Eisenbahn, die über die Höhen dahingeht. Mit welcher Umständlichkeit und Mühe wird hier das in anderen Gegenden meist so Selbstverständliche, das Wasser, beschafft für die Lokomotive. Da fährt man gemächlich dahin in seinem Koupee und raisonniert bei der geringsten Unbequemlichkeit und bedenkt nicht die ungeheuere Anstrengung, die gemacht werden muß, um die Existenz der Bahn von einer starren Natur jeden Tag neu zu erkaufen. — Wenn man diese Wüste zu Fuße durchwandern müßte!

Spät abends in Pola angekommen, wurde ich am Bahn-

hofe von Freunden erwartet, die bereit waren, mir den Aufenthalt daselbst angenehm zu machen. — Ich werde nun durchaus nicht anfangen, die Stadt Pola zu beschreiben und etwa zu berichten, daß sie über dreißigtausend Einwohner hat, daß sie den größten österreichischen Kriegshafen besitzt, mit Arsenal, Denkmälern, mit der uralten Arena u. s. w. Ich werde nur sagen, daß ich am nächsten Morgen lange umherirrte, um das Meer zu suchen. Jenes Meer, welches nach Osten, Süden und Westen hin frei daliegt. Ich sah wohl einen stattlichen Binnensee, von blauenden Höhen umgeben, und ich hätte das thatsächlich für einen Landsee gehalten, wenn nicht die großen Schiffe dagestanden wären. Aber das Wasser ist salzig, so muß doch etwas in der Nähe sein. Was da die Menschen zu Schutz und Trutz gebaut haben, die gewaltigen Kriegsanstalten und die beständigen Übungen darin, haben mich nicht gefesselt. Ich bin so stumpfsinnig für derlei — ich wollte das Meer. Eine Barke mietete ich, um hinauszufahren zwischen den Forts, die von beiden Ufern her mit Kanonen niederdrohten auf den harmlosen Poeten, damals ein Vorstandsmitglied der Friedensfreunde. — Fort, rasch hinaus auf's hohe Meer! Auch der Ostwind, eine zarte Bora, schob hinten lebhaft nach, um mich aus dem Bereiche der Festung zu bringen. Der Barkenführer jedoch hielt ein und sagte, er fahre nicht weiter hinaus, weil wir dann wegen des sich steigernden Windes nicht mehr zurückkönnten. So fuhr ich von dieser Seefahrt in den Hafen ein, ohne das Meer gesehen zu haben.

Besser gelang es, als wir am Nachmittage den Landweg einschlugen, auf einem Wagen die schöne Straße gegen die Höhe von Maria Luigia hinaus. Da lag es

nun auf einmal vor uns — in nächster Nähe bis in die weiteste Ferne hin — das Meer. Alles Menschentreiben und feindlich Sinnen hinter unserem Rücken, vor uns das ewige Meer im Sonnenschein. Um uns Fels, lorbeer- und myrtenbewachsen, — eine klassische Landschaft. So war es hier zu den Zeiten Homers und so ist es heute. An allem auf Erden hat der Mensch seine Macht, seinen Vorwitz versucht, ganz verändert hat er die Gelände; dem Meere kann er nichts anhaben, in ewiger Bewegung und ewiger Ruhe zugleich atmet es, einmal leise, einmal laut, und trägt gelassen die Hülschen hin, die der Mensch Schiffe nennt, und sind sie vorüber, im Augenblicke vergehen alle Furchen wieder und das Meer ist unversehrt immerdar. Jetzt sahen wir in der Ferne dort und da ein solches Pünktchen. — Von ein paar derselben steigt finsterer Rauch auf und man hört die dumpfen Schläge der Kanonen. Ganz Europa liegt in tiefem Frieden und überall hört man schießen. Schießen und rüsten, und die Staaten sind Soldatenlager geworden. — Merkwürdige Zeit, wo Frieden wie Krieg aussieht!

Bin ich solcher Gedanken wegen an dieses Kap gegangen? Ich suchte große, unzerstörbare Naturschönheit. Das Meer lag da in einem tiefgesättigten glanzlosen Blau. Nur senkrecht von der sich neigenden Sonne nieder ging aus fernstem Himmelsrande her ein breiter Strom zitternden Lichtes. Wir brachen Lorbeerzweige an diesem Strande und fuhren zurück nach Pola.

Aus dem lauten italienischen Straßenleben dieser Stadt heben sich die schmucken Marinäre, zumeist Deutsche, wohlthuend ab. Einer der Offiziere hatte die Güte, mich gegen Abend durch die Stadt begleiten zu wollen. Ich

lehnte ab, weil ich es liebe, in fremden Orten, mich ganz dem Zufall überlassend, herumzustreichen. Ich hatte mich später aber sehr nach dem Offizier gesehnt. Zum Kastell war ich hinaufgestiegen, um von dort aus den Untergang der Sonne zu sehen, die gerade in die Scharte, wo dort draußen der Hafen in das Meer mündet, niedertauchte. Vor dem Kastell, auf dem freien Platz, waren mehrere Soldaten, die plaudernd und miteinander scherzend umherstanden, davon kam nun einer auf mich zu und bedeutete in gebrochenem Deutsch, daß ich da bei der Festung nichts zu thun hätte. Da nebenhin auf dem Rasen ein Rudel von Gassenjungen durcheinanderlief und sich balgte, so dachte ich, allzu arg dürfte es doch nicht sein mit dem Ernste, maßen die Soldaten selbst völlig unbewaffnet waren und keine eigentliche Wache dastand. Meine Antwort war also, daß ich gerne ein wenig herobenbliebe, um den Sonnenuntergang zu sehen. „Nix Sonnenuntergang!" rief der Soldat, ich müßte hinab. Zögernd stand ich noch so ein wenig herum, die große rote Sonne war nur mehr eine Spannlänge vom Horizonte entfernt. Und wenn man immer hinaus ins Meer schaut, dachte ich, so würden sie ja doch sehen, daß nicht die Absicht vorhanden sei, der Festungsmauer etwas abzuspionieren. Da kam ein zweiter Soldat auf mich zu: „Mein Herr, hier darf niemand sein!"

„Entschuldigen Sie nur noch einen Augenblick, sie sinkt schon hinein. Man erlebt's nicht jeden Tag. Wissen Sie, ich sehe mir so gerne den Sonnenuntergang an."

„Hier giebt's keinen Sonnenuntergang!" rief der Mann mit Entrüstung.

Sie ging aber doch unter. In unbeschreiblicher Pracht sank sie langsam in das Meer, bis nur noch ihr oberster

Rand, zu sehen wie ein ferner ungeheurer Schiffsbrand, glühte. Als auch dieser verloschen war, wendete ich mich rasch, um hinabzusteigen, wo ich heraufgekommen. Nun stand der erste Soldat wieder da, vertrat mir den Weg und wies mich nach einem Seitensteige, der östlich um den Hügel führt. Auch recht, dachte ich, der führt in einen Stadtteil hinab, den ich noch nicht kenne. Aber er führte nicht hinab. Er verlor sich zwischen Gärten, die mit Mauern und Drahtgittern abgegrenzt waren. Ratlos strich ich hin und her. Die Dunkelheit war da, ich hatte am selbigen Abend eine öffentliche Vorlesung zu halten, deren Beginn schon nahe rückte, ich konnte nicht hinab. Hastig eilte ich zurück auf den Festungsplan, kaum der Soldat mich bemerkte, kam er mir mit gehobenen Fäusten zornig entgegen, jetzt hatte er sogar ein Schußgewehr bei sich. Da ich mich der österreichischen Wehrmacht nicht gewachsen fühlte, so floh ich zurück in meine Drahtgitter, die mich schier wie ein Netz umgaben und gefangen hielten. Einige der früher drüben spielenden Gassenjungen hatten sich mittlerweile herüber in die Gärten gezogen und als sie meine erbarmungswürdige Hilflosigkeit sahen, lachten sie mich brav aus. Dann meinte einer von ihnen auf Wällisch, er wolle es gleich machen, und zerrte den Eisendraht des Zaunes mit beiden Händen so weit auseinander, daß ich durchschlüpfen konnte. Da er dafür eine Entlohnung erhielt, so machte mir ein zweiter den Vorschlag, ich möchte noch einmal hinaufgehen, dann würde auch er mich so durchschlüpfen lassen. Das könnten wir thun, wenn ich ein nächstes Mal wieder nach Pola komme, diesmal lief ich durch den Garten hinab in ein Haus, durch die Wohnung einer vielkinderigen, lärmenden und Polenta

essenden Bürgerfamilie, und endlich war ich auf der rechtmäßigen Gasse.

Zu meiner Vorlesung kam ich mit knapper Not noch zurecht. Nach derselben schlug ich einem Stadtvater von Pola vor, am Fuße des Kastells, dort wo man vom Domplatz hinaufsteigt, eine Tafel anbringen zu lassen mit der Aufschrift: „Der Sonnenuntergang ist hier strengstens verboten!“ — Der lachte mich auch aus und die Offiziere, denen ich mein Abenteuer erzählte, thaten desgleichen, sie meinten, daß es nur eines Wortes bedurft hätte beim Kommandanten, daß übrigens im allgemeinen Festungen nicht erbaut und unterhalten würden, um von denselben aus Sonnenuntergänge zu betrachten. — Dann verbrachten wir einen sehr heiteren Abend zusammen in der alten Pietas Julia.

Gut und schön ist Pola, aber Meer hat diese Seestadt nicht so viel, daß sich ein ausgewachsener Stockfisch einmal daran satttrinken könnte. — Ohne meinen roten Ostrana wäre ich verdurstet.



Im Glanze der Kronen.

Beim Kronprinzen Rudolf.

I.

Endlich bin ich auch oben gewesen. Vom Steinhaufen, auf welchem einst der barfüßige Halterbub' sein eingedorrtes Stück Mittagsbrot gegessen, bis zur Tafel des Erzherzogs und Kronprinzen ist ein etwas umständlicher, aber ganz amüsanter Weg.

Im Nachwinter des Jahres 1887 war's, daß ich eingeladen wurde, in dem neuaufstrebenden Kurort Abbazia eine Vorlesung zu halten.

Einen Tag vor meiner Abreise nach Abbazia erhielt ich vom Komitee des Vortrags-Abends eine Depesche, es würde meine Vorlesung in steirischer Mundart höchstwahrscheinlich auch das dort weilende hohe Kronprinzenpaar besuchen, demnach werde ein recht lustiges Programm gewünscht, nur solle ich auf speziellen hohen Wunsch das eine ernste Stück lesen: „Wia da Woldseppel gstorbn is". Letzteres war mir schon recht, aber das „lustige Programm" machte mir Kopfzerbrechen. Wenn die hohen Herrschaften schon einmal da sind, so sollen sie mit meinem Besten bedient werden; es solle mehr der Poet als der Hofnarr zu Worte kommen.

24*

Als ich am Tage des Vortrages nach Abbazia kam, fand ich das Komitee in einer gewissen Aufregung. Das kronprinzliche Paar wurde erwartet und hatte sein Erscheinen um halb neun Uhr abends in Aussicht gestellt. Die Parole war: Heiteres! Die Kronprinzessin erbat sich im Laufe des Nachmittags ein Programm, welches ich erst eilig niederschreiben mußte.

Um acht Uhr saß ich in meinem Zimmer, um das Vortragsmanuskript in Ordnung zu stellen und auch den Anzug. Weiße Kravatten mißfallen mir nicht so kurzweg, ich band heute also eine um; Fräcke aber mißfallen mir kurzweg, daher zog ich keinen an. Um Acht ein Viertel Uhr stürzte der Arrangeur atemlos die Treppe herauf und in meine Stube: Um Gotteswillen! Schnell kommen! Die Kronprinzessin sei schon da!

Aber es würde das Publikum nicht in Ruhe gekommen sein, war mein Einwand, da die festgesetzte Anfangsstunde noch nicht geschlagen!

Das sei alles Eins, man könne die hohe Frau nicht warten lassen. Der Kronprinz sei von der Jagd noch nicht zurückgekehrt.

So packte ich meine sieben Sachen zusammen, wobei ich natürlich auf dem Tische das schöne Paar Glacéhandschuhe vergaß, und stieg hinab in den großen Saal des Hotels Stefanie. Ich trat in den Saal, der gefüllt war; vom anwesenden Adel war Alles erschienen, das Weitere durfte heute kaum in Betracht kommen. Mitten in der ersten Sitzreihe, gerade meinem Tische gegenüber, saß die Kronprinzessin. Die Verneigung darf nicht zu auffällig sein, dachte ich, edle Menschen fühlen sich vor Kriecherei und Allem, was ihr ähnelt, angewidert. Doch mein Auge

blieb unwillkürlich hängen an dieser Gestalt. Sie war in einfachem weißen Kleide, das frisch blühende Angesicht sympathisch, schalkhaft freundlich das veilchenblaue Auge, schlicht gekraust das blonde Haar.

Ich las außer den ernster angelegten Stücken „Der Ehestreit" und „Wia da Woldseppel gstorbn is", Schwänke und Schnurren, natürlich nur solche zahmerer Gattung.

Als ich mich bei einer kleinen Pause in ein Nebenkabinet zurückzog, war das Komitee stark darüber konsterniert, daß ich mich beim Applaus nicht jedesmal speziell vor der Kronprinzessin verneigt hätte. Ich hatte aber das Gefühl gehabt, als sei es in zweifacher Weise unfein, nur die hohe Frau immer zu verfolgen und das Publikum zu ignorieren. Ich habe später erfahren, daß mein Gefühl das richtige gewesen. Daß ich während des Lesens stets nur an Stefanie dachte, würde jedem Psychologen gegenüber ohne Erfolg geleugnet werden; ich mußte mich in Acht nehmen und mich hüten, daß nicht jedes pointierte Wort, jeder Blick just ihr ins Gesicht geschleudert wurde. Diese Auffassung und Sorgfalt, ein wenig diskret zu sein, ist eben einmal meine Art von Höflichkeit, ob sie die gebräuchliche oder richtige ist, weiß ich nicht.

Zum Schlusse der Vorlesung verließ ich rasch das Podium, um in mein Versteck zu gelangen.

War im Gedränge noch nicht sehr weit gekommen, als man mich festhielt. Ich werde von einer Hofdame verfolgt — hieß es — und diese habe den Auftrag, mich lebendig oder tot zur Kronprinzessin zu bringen. Lebendig ist's mir lieber. Bald stand ich dort und die hohe Frau, zu der mittelgroße Männer buchstäblich emporblicken müssen,

fragte mich nach einigen schmeichelhaften Eingangsworten, was ich am nächsten Tage vor hätte?

Ich gedächte mit dem Frühzuge nach Graz zu fahren.

Ob das sehr dringend sei? Ob ich denn nicht noch einen Tag in Abbazia bleiben wolle, um bei ihr mittags zwölf Uhr das Dejeuner einzunehmen und dem Kronprinzen etwas vorzulesen, der bedauere, heute nicht erschienen sein zu können.

Wäre bloß vom Essen die Rede gewesen, ich hätte Ausflucht nehmen können; da aber eine Leistung gewünscht wurde, so glaubte ich loyaler Weise die Einladung nicht ablehnen zu dürfen. Mich hatte bisher noch jeder Kreis des Weltlebens, der sich mir neu erschloß, enttäuscht und manche Illusion hätte ich doch gerne mit ins Grab genommen.

Nun, ich war eingeladen und die Sache war abgemacht.

Aber einige Herren, mit denen ich später darüber sprach, meinten, es sei unmöglich, es sei platterdings unmöglich. Wenn ich keinen Frack am Leib hätte, könne ich nicht ins kronprinzliche Haus treten.

„Warum nicht?“ fragte ich blöde genug; sie blieben dabei, ich müsse mich nach einem Frack umsehen. Nach einigem Bedenken sagte ich: „Wißt Ihr was, ich versuche es im deutschen Rock. Das Kronprinzenpaar ist vornehmer Gesinnung, ich sündige darauf. Nicht aus Dünkel, um Gotteswillen nein! zur Tafel eines Geld-Barons oder Emporkömmlings würde ich es nicht wagen, ohne Frack zu erscheinen. Dem Kronprinzen gebührt eine Ausnahme.“

Sie zuckten die Achseln und wir tranken Sekt.

Am nächsten Morgen ging es im Kurort um: Der Bauernpoet speist beim Kronprinzen! Wo ich stand und ging, alle Blicke waren auf mich gerichtet, mancher warb um meine Bekanntschaft. Er speist beim Kronprinzen! Als ich des Morgens in Begleitung eines Freundes durch den Kurpark schritt, saßen dort auf einer Bank zwei Damen, die mein Blick streifte, bis eine derselben mich mit einem freundlichen Kopfnicken grüßte. Kaum merklich rückte ich den Hut, denn ich kannte die Dame nicht und meinte, sie habe meinen Begleiter gegrüßt. Erst einen Augenblick später fiel es uns beiden auf: das ist die Kronprinzessin gewesen. — Wenn das so, dachte ich, nun eine gewöhnliche Dame wäre, sie müßte von nun an meine Todfeindin sein, denn nichts verzeihen Alltags-Leute weniger, als wenn ihnen öffentlich eine beanspruchte Aufmerksamkeit nicht in der entsprechenden Form zugewendet wird. Daß sie im Straßengewühle etwa übersehen oder nicht erkannt worden sein könnten, daran denken solche einzig nur in ihre Eitelkeit eingesponnene Personen nicht. Ich bin als Schriftsteller seit vielen Jahren herb und rücksichtslos gewesen, aber mehr Feinde als meine Schriften hat mir meine Kurzsichtigkeit gemacht.

Punkt zwölf Uhr trat ich in das Thor der Villa Angeolina, wo die Hoheiten residierten. Draußen hatten sich Leute postiert, die mir gewiß mit verschiedenen Gefühlen nachblickten. Zwischen den Lakaien glücklich hineingewalkt, stand ich im Empfangszimmer und wurde mit den üblichen Ceremonien den beiden Hofdamen, dem Oberst-hofmeister, dem Adjutanten des Kronprinzen und dem Hausarzte vorgestellt. Sonst war Niemand da, und die Anwesenden waren so einfach angethan, daß mein anti-

frackisches Herz aufatmete. Das Zimmer war dunkel und golddurchwirkt tapeziert, die Garnitur mattrot. Das Speisezimmer, durch welches der Weg gegangen, war mit Marmorsäulen an den Wänden und mit den Bildnissen des Kaiser- und des Kronprinzenpaares geschmückt. Bald ging die Doppelthür auf und Arm in Arm trat das Kronprinzenpaar ein. Der Kronprinz, eine etwas zart gebaute, aber gesund aussehende Gestalt mit gebräuntem Gesicht, blondem Haar und Bart und einem mildfreundlichen grauen Auge, war in lichtem Civilanzug, das Beinkleid an den Knöcheln noch aufgestreift von dem vormittägigen Jagdausfluge. Die Kronprinzessin war in einem veilchenblauen Gewand. Das Paar schritt direkt auf mich zu, beide reichten mir die Hand und der Kronprinz begrüßte mich mit einigen in sehr herzlichem Tone gesprochenen Worten.

Dann zu Tische, zu welchem das hohe Paar voraus-schritt. Unterwegs dahin flüsterte mir der Obersthofmeister zu, daß ich zur Rechten der Frau Kronprinzessin sitzen werde. So saß ich denn dort, am mäßig großen, länglich-runden Familientisch, und gegenüber Kronprinz Rudolf. Daneben hin öffnete sich durch die Glasthür ein herrlicher Ausblick in den Park, zwischen dessen Lorbeern und Palmen das Meer hereinglitzerte.

Meine hohe Nachbarin richtete sofort freundliche Worte an mich und sagte, von den sieben Stücken, die ich am Vorabende gelesen, seien ihr zwei ganz neu gewesen. Das klang mir doch anders, als die sonst so oft gehörte Höflichkeitsformel: „Habe von Ihnen schon Vieles gelesen." — Bevor ich den Löffel ergriff, machte ich natürlich erst noch eine Thorheit. Ich wendete mich an die Kronprinzessin und sagte: „Kaiserliche Hoheit! Es wird mir

kein Bissen schmecken, wenn ich mir früher nicht mein Herz erleichtern darf. Ich erlaube mir daher die Frage, ob Euere kaiserliche Hoheit heute morgens zehn Uhr auf der Bank vor dem Kaffeehaus gesessen sind?"

„Ich weiß, warum Sie fragen," lächelte sie; „nun, ich dachte es mir ja gleich, daß Sie mich nicht erkannt haben, es schien Ihnen auch die Sonne in die Augen und hat doch weiter nichts zu sagen."

Diese Antwort möchte man in Gold fassen lassen als Genugthuung für so manchen bissigen Vorwurf, den man sich von übersehenen Damen gefallen lassen muß.

Fast war mir aber im Moment, als hätte mir der Obersthofmeister einen zurechtweisenden Blick zugeworfen und jetzt erst fiel es mir ein, daß man sich hier nicht gehen läßt, daß man mit dem Sprechen zu warten hat, bis man angesprochen wird und daß man auch dann das nicht sagt, wovon das Herz voll ist, sondern mit anmutigen Worten nur leicht umherkreiselt, wie das Mailüftchen auf der Oberfläche einer sonnigen See. Eine recht unbehagliche Befangenheit kam über mich, eine Art von Bangnis, wie man sie hat, wenn man in der Einsamkeit ist, von allen Menschen fern und doch vor den Augen leuchtende Nebelgestalten sieht, die man nicht fassen kann.

Dieses Gefühl wurde bald zerstreut. Die Gesellschaft geriet so gemütlich ins Plaudern, die Kronprinzessin wußte jedem aufgeworfenen Gespräch die anmutigsten Seiten abzugewinnen; der Kronprinz, anfangs etwas wortkarg, warf geistreiche und heitere Bemerkungen dazwischen. Das Gespräch drehte sich um die Marine, um Reisen, um naturgeschichtliche Gegenstände aus der Tierwelt, um Volkstümliches aus den Alpen, um Lieder und Dialekte; in der

deutschen Schriftstellerwelt ergingen wir uns, besonders erkundigte sich die Kronprinzessin nach Hamerling, wie der Kronprinz sich nach Anzengruber. Malerei und Theaterwesen wurden berührt, selbst die Politik gestreift, da eben die Nachricht von einem Attentate auf den russischen Kaiser eingetroffen war.

Das Kronprinzenpaar sprach sich gegenseitig vertraulich bei seinen Taufnamen an, und in seinen Bemerkungen und Ausdrücken blieb alles vermieden, was auf die hohe Stellung, die es einnahm, hingewiesen hätte, selbst als vom Kaiser die Rede war, hörte man nur das Wort Vater. Mittlerweile sprachen wir tapfer der Gottesgabe zu, wobei ich so leise und behutsam als möglich arbeitete, um von der nicht lautgeführten Unterhaltung und den an mich gerichteten Bemerkungen und Fragen kein Wörtchen zu überhören. War der eine Gang abgethan, so klingelte der Kronprinz mit einem vor ihm auf dem Tische stehenden Signalglöckchen, daß der neue komme. Auf das Menu kann ich mich mit dem besten Willen nicht mehr erinnern; ich ließ leider auch den Zettel, der es aufzählte, auf dem Tische liegen. Mein Wesen ging ganz und gar in das moralische Interesse dieses Mittagsmahles auf. Nur dem Bordeauxwein schenkte ich etwelche Aufmerksamkeit, den Champagnerkelch ließ ich unberührt. Der schwarze Kaffee wurde noch an der Tafel rasch ausgetrunken, dann war ohne alle Ceremonie und Begrüßungsformel das Mahl aufgehoben und wir gingen in das Nebenzimmer, in welchem früher der Empfang stattgefunden. Der Kronprinz reichte Cigaretten. Nach einem Weilchen, als im Kreise eine gewisse Ruhe und Erwartung eingetreten war, kam der Kronprinz mit einer scheinbar fast

befangenen Miene an mich heran und ersuchte, daß ich denn etwas lesen möchte. Ich fragte, ob in Bezug auf die Auswahl des Stückes ein besonderer Wunsch vorwalte; ich wäre durch einen solchen, wenn er ausgesprochen worden, gerne der Verantwortlichkeit einer eigenen Wahl überhoben gewesen. Aber die Kronprinzessin rief dazwischen, es sei ganz nach meinem Belieben, womit ich sie erfreuen wolle. Ich wählte ein heiteres Stück ohne aufdringliche Possenhaftigkeit, ein Stück, in welchem Bauernwitz und Schlauheit mit einer gewissen Lebenswahrheit verkörpert ist und welches auch einigermaßen zu einem dramatischen Vortrag Anlaß giebt. Ich las den „Bruggenwirt sein letztn Willn“. (Stoansteirisch.) Die männlichen Zuhörer blieben dabei äußerst ruhig, während die Damen mehrmals ein recht munteres Kichern vernehmen ließen. Im Ganzen hatte ich das Gefühl, als hätten die Herrschaften etwas weit Lustigeres erwartet.

Nach dem Vortrag wurde ich gefragt, wie sich zu meinen mundartlichen Vorlesungen Deutschland verhalte, und der Kronprinz wunderte sich darüber, daß der Märker, der Hamburger, der Sachse und der Westfale dafür ein richtiges Verständnis hätten. Hierauf sprach er über die Charakteristik und den Unterschied der Mundarten in einzelnen Alpengegenden und bekundete dabei eine große Erfahrung. Nach einer Weile, als der Kronprinz in meinem Buche geblättert und dasselbe wieder auf den Tisch gelegt hatte, fragte er, ob das Vorlesen wohl sehr anstrenge? Ich antwortete, daß das weniger physisch als moralisch der Fall sei; das Mitleben und Mitempfinden mit den vorgeführten Gestalten, das Springen von einer Stimmung in die andere sei für mich momentan zwar von großem

Reiz, habe aber nachträglich stets eine starke Abspannung zur Folge.

Die Unterhaltung bewegte sich zeitweise animiert, zeitweise stockend weiter. Da die Damen mehrmals auf mein Buch blickten, so war ich auf die Aufforderung gefaßt, noch etwas zu lesen. Doch wendete ich meine Aufmerksamkeit dem Kronprinzen zu, der nun, als Jünger Brehm's, von den Zugvögeln sprach, wie unsere Hausschwalben den Winter über tief nach Afrika flögen, wie solche Vogel-Karawanen sich unterwegs gern auf Schiffe setzten, um auszuruhen u. s. w. Der Erzähler berührte manches von seinen Reisen in Egypten und Palästina, besonders was sich auf Jagd bezog. Seine vielfältigen Erfahrungen und Kenntnisse wußte der Kronprinz auf eine höchst gewinnende schlichte Weise im Gespräche zu berühren und der Eindruck, den man von ihm bekam, war der der Gediegenheit und Bescheidenheit.

Nach einer zweistündigen Unterhaltung wurde der Cercle aufgehoben; der Kronprinz und die Kronprinzessin dankten mir in einer so liebenswürdigen Weise für mein Lesen, daß ich fast erdrückt war; beide reichten mir nochmals die Hand und schritten, Arm in Arm, wie sie gekommen, durch die Flügelthür.

Später, als ich mich von den Hofdamen und den Herren verabschiedete, fragte mich der Herr Adjutant, weshalb ich nicht noch etwas gelesen hätte? Es wäre erwartet worden. Ich hätte nicht gewußt, daß noch etwas gewünscht würde, war meine Entschuldigung, und in unseren bürgerlichen Kreisen sei es der Brauch, daß man in solchen Fällen aufgefordert werde. Das sei ich ja worden, sagte der Herr, allein ich hätte dem Kronprinzen

geradezu ins Gesicht gesagt, daß mich das Vorlesen anstrenge. — Nun wußte ich auch wieder um Eins mehr, und kam es heraus, daß ich aus Furcht, aufdringlich zu erscheinen, eigentlich die größte Ungeschicklichkeit begangen hatte. Ich hatte nachträglich die Empfindung, daß ich vor dem Kronprinzenpaar aus reiner Befangenheit viel zu wenig Mensch, viel zu steif und formell gewesen war. Nicht etwa das hohe Paar hatte mir das angethan, doch ängstigte mich die Umgebung, welche sich vielleicht an den Manieren des ehemaligen Waldbauernbuben gern ein ganz klein wenig amüsiert hätte.

Im ganzen wird es wohl wahr sein, daß es um die Hofluft ein eigen Ding ist. Man hat in ihr wie auf allen großen Höhen das Gefühl, als atme man zu viel Sauerstoff, man wird leicht berauscht, schwindelig. Man muß sich in solchem Kreise wohl in acht nehmen, daß man unbefangen sich treu bleibt. Und Fürsten müssen ein großes Herz haben, wenn sie bei der Kriecherei und Wohldienerei, die sie zu umgeben pflegt, die Achtung vor den Menschen nicht verlieren sollen.

Denn wer sich so tief neigt, daß der hintere Teil höher steht, als der Kopf, der mag seine Arme gleich — als Vorderfüße brauchen.

II.

Es war am Abende desselben Tages. Ich wartete auf der Eisenbahnstation Mattulie auf den Zug, der aus Fiume kommen und in St. Peter am Karst sich dem Triest-Wiener Kurierzug anschließen sollte. Als ich in die Vorhalle hinauseilte, um am Plakate die Ankunft in Graz zu erfahren, stieß ich bei der herrschenden Dunkelheit in der

Thüre an einen Herrn, der eben eintreten wollte. — „Oho!“ lachte er — ein Offizier war's; der Zusammenstoß war ziemlich heftig gewesen. „Wohin so eilig?“ rief der Offizier, indem er meinen Namen nannte.

Nun erkannte ich den Kronprinzen Rudolf. Nicht erst meine Entschuldigung abwartend, reichte er mir die Hand und sagte: „Sie haben mich nicht erkannt, wie Sie heute früh meine Frau nicht erkannt haben!“

Dann schritt der Kronprinz, während der Adjutant anderweitig mit etwelchen Anordnungen beschäftigt gewesen sein mochte, durch den rauchigen Saal in das neben anstoßende Wartezimmer erster Klasse. Die wartenden Passagiere im größeren Saale, zumeist Italiener, auch einige Kurgäste aus Abbazia darunter, mochten den Offizier ebenfalls nicht erkannt haben, niemand beachtete den Vorgang weiter. Ich setzte mich auf eine Bank.

Jetzt kam aus dem Nebenzimmer der Stationsvorstand, trat auf mich zu und sagte: „Seine kaiserliche Hoheit gestatten es gerne, wenn Sie in den Wartesaal der ersten Klasse treten wollen.“

Ich blieb aber sitzen und dachte, der hohe Herr wird ja froh sein, einmal einige Augenblicke unbehelligt atmen zu können. Das Vergnügen, immer und immer vom Publikum umlauert, beobachtet zu werden, nie einen ungezwungenen Moment zu haben, oder gar fortwährend nichtssagende Redensarten im Munde führen zu müssen, kann ich mir denken. — Es währte aber nicht lange, so kam der Stationsbeamte das zweite Mal und sagte: „Seine kaiserliche Hoheit lassen bitten, zu ihm hinein kommen zu wollen.“

Nun stand ich auf und ging hinein.

Der Kronprinz war ganz allein im Zimmer, saß mit übereinander geschlagenen Beinen nachlässig hingelehnt auf der Bank, und rauchte eine Cigarette.

„Wir fahren ja zusammen," sagte er mit seiner weichen, ziemlich hochklingenden Stimme, „aber Sie kommen um fünf Stunden früher nach Hause als ich, nicht wahr?"

Er war auf Besuch bei der Kronprinzessin gewesen, in Abbazia, und reiste nun wieder nach Wien zurück.

„Der Eilzug beeilt sich diesmal nicht sehr," bemerkte der Kronprinz, auf seine Taschenuhr blickend, „und ich fürchtete schon, zu spät auf den Bahnhof zu kommen."

Ob Seine kaiserliche Hoheit denn auch an Eisenbahnfieber litte? war meine Frage.

„Sobald man es mit der Eisenbahn zu thun hat, ist man immer etwas nervös," antwortete der Kronprinz.

Ob sich das bei den großen Reisen, die er mache, nicht verliere? fragte ich. Zudem dürfte vielleicht eher der Eisenbahnzug auf ihn warten, als umgekehrt.

Der Kronprinz lächelte über diese Bemerkung, die allerdings der sprichwörtlichen Pünktlichkeit unseres Hofes unrecht that. Dann ließ ich mit einfließen, daß ihm ja auch Extrazüge zur Verfügung stünden.

„Ich benütze lieber die gewöhnliche Fahrordnung," sagte er. „Doch, wollen Sie nicht eine Cigarette rauchen? — Die Kurierzüge sind zwischen Wien und hier ohnehin die bequemste und schnellste Gelegenheit. Ich bin in diesem Winter nicht weniger als zehn- oder elfmal nach Abbazia gefahren, und je vertrauter man mit einer Strecke ist, desto kürzer erscheint sie. Zudem reise ich gerne in der Nacht."

„Hoheit können im Coupé schlafen?" sagte ich.

„Ganz vortrefflich," antwortete der Kronprinz. „Können Sie das nicht? Sie reisen ja auch viel. — Aber, warum nehmen Sie nicht Platz, Herr Rosegger, und ziehen Ihren Pelz aus?"

Bei dem kalten Wetter, welches in jenen Frühlingstagen auch über den lorbeerbekränzten Gestaden des Quarnero lag, hatte man nämlich stark eingeheizt; weil jeden Augenblick die Ankunft des Zuges zu erwarten war, so behielt ich den Pelz am Leibe.

„Mit Ihrer Gesundheit sind Sie jetzt zufrieden?" fragte mich der Kronprinz.

„Sie kräftigt sich allmählich wieder, gottlob!"

„Wenn die Vorlesereisen anstrengen, wie Sie heute sagten, warum machen Sie solche? — Es mag," setzte er lachend bei, „wohl vorkommen, daß ein Dichter sich zu Tode schreibt, aber daß er sich an seinen Werken zu Tode liest, dürfte doch nicht das Gewöhnliche sein. Dagegen müßten besonders Ihre Steirer Einsprache erheben."

Darauf schwieg ich und dachte mir meinen Teil.

Mehrmals suchte ich das Gespräch auf andere Gegenstände zu lenken, aber der Erzherzog kam immer wieder auf mich zurück. „Nach Egypten sollten Sie gehen," rief er lebhaft. „Das Klima dort würde Ihnen gut thun."

Ich äußerte Zweifel wegen der Seefahrt.

„Gerade Ihnen würde die Seefahrt sehr wohlbekommen," sagte der Kronprinz, „zartere Naturen ertragen in dieser Hinsicht mehr, als die sogenannten kräftigen. Ich habe es an mir selbst erfahren."

Hierauf bemerkte ich, daß es einer meiner ältesten Wünsche wäre, einmal eine größere Seereise zu unternehmen, besonders nach dem Südosten hin. Ich wüßte

kein Land der Welt, das ich so gerne bereisen möchte, als Palästina, und überhaupt die geschichtlichen Stätten des Morgenlandes, für die man sich schon in der Kindheit, im ersten Schulunterrichte begeistert.

„Also, warum reisen Sie nicht?" fragte der Erzherzog. „Es würde Sie sehr anregen. Man macht sich keine Vorstellung von all dem Interessanten, dem man dort begegnet. Es mag sein, daß man sich im Einzelnen enttäuscht findet, vielleicht gerade in unserer bibelmäßigen Vorstellung. Der Naturforscher, der Ethnograph findet mehr als er erwartet. Die Volkstypen, die fremdartigen Naturerscheinungen, vor allem das Tierreich!" Und nun begann der Kronprinz wieder von seinen Reisen im Orient, von eigenartigen Erscheinungen und Gestalten der Bewohner, von Wüstenwanderungen und Jagden zu erzählen. — Das brachte er alles so klar und geordnet, so gründlich den Gegenstand beherrschend und dabei so schlicht und gemütlich vor, daß ich ganz und gar vergaß, wer es war, der da sprach. Ich hatte ihn an jenem Tage das erste Mal in meinem Leben gesehen. Wie ein Traum schien es mir, als ich mich besann, daß es Kronprinz Rudolf von Österreich war, der da mit mir plauderte.

Vor meiner inneren Erregung nicht minder als vor dem ausstrahlenden Ofen ward mir so warm, daß ich endlich den Pelz auszog. In demselben Augenblicke zeigte die Bahnhofglocke den einfahrenden Zug an.

„Ja, nun haben Sie den Pelz ganz zu rechter Zeit ausgezogen!" lachte der Kronprinz. Ich kroch alsbald wieder hinein und meine Hand hatte hastig zu thun, daß sie am Ärmling herauskomme, um die Rechte zu fassen, die der Erzherzog mir zum Abschiede reichte.

„Werden Sie wohl ein gutes Coupé haben?" fragte er noch, und auf meine zuversichtliche Antwort sagte er: „Ich danke Ihnen nochmals. Auf Wiedersehen!"

Dann stiegen wir ein und es zeigte sich bald, daß ich mich über das mir angewiesene Coupé wirklich nicht zu beklagen hatte; mehrmals unterwegs kam der Schaffner zu mir und erkundigte sich nach etwaigen Wünschen. Ich bin geneigt, das der Intervention des Kronprinzen zuzuschreiben.

Diese mir unvergeßliche halbe Stunde auf dem Bahnhofe in Mattulie habe ich hier geschildert als ein neues der unzähligen Beispiele von der Leutseligkeit und Herzensgüte des edlen Prinzen. Die Begegnung, welche übrigens nicht die letzte der frohen Begegnungen mit ihm blieb, und die Unterhaltung, welche dabei geführt wurde, habe ich unmittelbar darauf im Notizbuche fixiert, so daß ich das Gespräch fast wörtlich wiedergeben zu können glaube. Nicht so sehr, *was* gesprochen wurde, ist das Merkwürdige, als vielmehr, *wer* es sprach. Es kommt ja nicht gar oft vor, daß ein so hoher Herr sich traulich macht mit einem Menschen, der seinen Kreisen weit ab-, in manchem Grundsatze ihnen sogar entgegensteht. Und es kommt nicht immer vor, daß ein solcher Herr sich für allgemein interessante, ideale Gegenstände interessiert. Das war ja derselbe Prinz, der nebst anderen touristischen und naturgeschichtlichen Schriften ein großes Werk über seine Reise in den Orient geschrieben hatte, in welchem er sich nicht bloß als naturwissenschaftlicher Schriftsteller, sondern auch als Philosoph geoffenbart hat. Ein echt humaner Zug zeichnet seine Werke aus. Mit dem warmen Herzen ein starker, zielbewußter Geist! Wir priesen uns

glücklich in dem Wahne, ihn einst als würdigen Nachfolger Franz Josephs des Ersten auf dem österreichischen Kaiserthrone zu sehen.

Ein Wahn, der seit dreißig Jahren Millionen von Patrioten beseelt und mit Hoffnung erfüllt hatte!

III.

Ich habe noch wenige Stunden erlebt, die so erschütternd waren, als jene, am Abend des 30. Januar 1889. An meinem Arbeitstische saß ich bei heller Lampe und las in Goethes „Hermann und Dorothea". Da tritt mein Töchterlein zur Thüre herein und sagt mit zagender Stimme: „Vater! Ich komme eben vom Großvater, der hat mir eine schreckliche Neuigkeit gesagt. Auf der Gasse hört man sie auch schon." Weiter sprach sie nicht.

Ich legte das Buch aus der Hand und fragte: „Kind, was ist es?"

„Der Kronprinz soll erschossen sein," antwortete sie.

„Nein," rief ich heftig aufspringend, „das ist nicht wahr!"

Da stürzten zur Thüre auch schon die anderen Hausgenossen herein in höchster Bestürzung und bestätigten die Nachricht. Auf der Gasse sei sie bereits angeschlagen, alles voller Menschen! Die verschiedensten Gerüchte!

„Die verschiedensten Gerüchte, gottlob, dann ist keines wahr!"

— Meine starre Ungläubigkeit konnte freilich nicht lange standhalten. Bevor noch die Extrablätter aus der Presse flogen, um die Nachricht offiziell zu bestätigen, war die furchtbare Gewißheit eine unumstößliche.

In den ersten Stunden taumelte man nur so umher. Man dachte nicht an die Größe des Verlustes, hatte nicht einmal politische Anwandlungen. Man empfand nur die Tragik im Geschicke dieses Menschenlebens. — So jung, so hochgemut auf goldener Zinne der Welt zu stehen, von höchster Würde und Macht umgeben, von allen Freuden des Lebens umgaukelt — und plötzlich tot in die Gruft hinab! —

In blühender Jugend als Kaisersohn zu sterben! Und auf so unerhörte Weise!

Was muß in diesem Menschenherzen vorgegangen sein! Das undurchdringliche Geheimnis nährte in unserer Trauer eine herzversengende Qual!

Ihn, den wir erst vor kurzem wieder gesehen hatten in unserer Stadt, in seiner schlanken, elastischen Gestalt, mit dem rosigen Angesichte, dem blauen, freundlichen Auge, voll gewinnenden Wesens — ihn sollten wir uns nun vorstellen kalt und starr ausgestreckt im Sarge!

Und wenn wir ferner fragen, was das bedeuten wird! Wie viele Menschengeschicke, vielleicht Völkergeschicke einen anderen Lauf nehmen von diesem Sarge aus!

Die Aufregung steigerte sich von Tag zu Tag; es wurde immer unheimlicher. Da litt es mich nicht mehr in meinem Daheim, ich reiste nach Wien.

Es war ein regentrüber Morgen, als der Eisenbahnzug auf der Ebene dahinfuhr gegen die Hauptstadt. Die Städte und Ortschaften lagen da, ganz wie gewöhnlich. Die traurige Stimmung, die ich in der Natur sah, war wohl nur ein Spiegelbild meiner eigenen Seele. Bei Baden blickte ich hin gegen das Helenenthal, hinter dem

Meyerling liegt, das Jagdschloß, bei welchem das Gräßliche geschehen ist. — Ein unfaßbares Geschick! ......

In Wien angekommen, sah ich, daß außer den zahlreichen Trauerfahnen in einzelnen Gassen die Stadt nichts Auffälliges hatte. Das gleiche Hasten und dieselben unendlich mannigfaltigen und doch stets gleichen Straßengestalten wie immer. Nur am Michaelerplatz und den Kohlmarkt heran bewegten sich zwischen dem Gewoge schwere Wägen mit langen Holzbalken, was besonders an dem Sonntage, der war, auffiel. Es wurden Trauergerüste gebaut.

An der Hofburg war eine große Lücke gerissen. In die ungeheuere Nische, das Innere des abgetragenen Burgtheaters, fiel nüchternes Tageslicht. Schien nicht das gleichzeitige Hinfallen dieses Hauses mit dem Hingehen des Kronprinzen Rudolf bedeutsam zu sein?

Mich verlangte es einerseits ihn noch einmal zu sehen, andererseits war ein Grauen in mir und ich bangte davor. So zog es mich in dem Gedränge voran, durch das Thor der alten Kaiserburg hinein, bis ich im Schweizerhofe stand. Ein lieber Freund war mit mir und wir versuchten den Eintritt in die Wohngemächer des Kronprinzen, wo er zur Stunde aufgebahrt lag. Die Burggendarmen gestatteten uns das Stehenbleiben nicht einmal und der Eintritt war an diesem Tage dem Volke aufs Strengste untersagt. Weil ich zum Volke gehöre und nicht das Zeug habe, auf Umwegen der Protektion durchzudringen, so sollte ich nun eben heraußen bleiben. Doch sah ich, wie fortwährend Wägen mit Blumen und Kränzen vorfuhren, die ungehindert zwischen den Spalieren der Burggendarmen links in den Hof einbogen, zur Treppe, die hinanführte

zu den Gemächern des Kronprinzen. Da kam mir ein Gedanke. Es geziemt sich wohl, daß der Poet aus dem Volke dem fürstlichen Schriftsteller, welcher den Satz ausgesprochen: „Das größte Kapital des Staates und der Gesellschaft ist der Mensch!" eine sichtbare Huldigung darbringe. Das war ja derselbe Fürst, der sich einen Kollegen und Arbeitsgenossen von uns Litteraten nannte und der die weltbewegende Bedeutung geistiger Schöpfungen wohl zu würdigen verstand. Wer wird es mir wehren, an der Bahre des Erzherzogs Rudolf von Österreich einen Kranz niederzulegen!

Ich ging hin, kaufte in einer Blumenhandlung der inneren Stadt den Lorbeerkranz, nahm einen Wagen, fuhr ungehindert in die Hofburg und legte mein geringes Zeichen der Verehrung dem toten Kaisersohne zu Füßen.

Die Stimmung jenes Augenblickes, als ich einging in die herrlichen Hallen, die ein Garten des Todes geworden waren, ist unbeschreiblich. — Ihr kennt ihn, den betäubenden Duft der Blumen und Kränze, den trübroten Schimmer der Kerzen und Ampeln, der am Katafalk gleichsam wie im Vorhofe der Ewigkeit herrscht. Anders ist der Palast und anders ist die Hütte; aber der Sarg hat die gleiche Form für Hoch und Nieder. So gehen die Armen und Glücklosen hin, so gehen die Fürsten hin. Sein Leichnam ist noch geschmückt mit allen Zeichen irdischer Würde. Da ragen Palmen auf und neigen ihre Blätter, um sein Haupt zu verhüllen — sein zerschmettertes Haupt ....

Sursum corda! Empor die Herzen! Wir blickten auf den Kaiser, den Vielgeprüften, der uns in dieser Zeit wieder das bewundernswerte Vorbild eines heldenhaften Herzens gab: Unser Heil liegt in treuer Pflichterfüllung.

Und so nahmen wir Abschied von Rudolf. An der Pforte der Kapuzinergruft blieb alle Pracht zurück, um sich schmeichelnd und bethörend an andere zu hängen.

Als ich an demselben Abende, Wien wieder verlassend, vom Eisenbahndamm bei Meidling aus noch einmal zurückschaute, ging hinter dem Wienerwalde eben klar und rein die Sonne unter. Das Häusermeer lag schon in Dämmerung, aber auf der Spitze des Stephansturms funkelte in einer Schönheit, wie ich sie noch nie gesehen, das goldene Kreuz. Wie ein Stern leuchtete es hin über die alte Kaiserstadt, die mitten im heiteren Taumel des Karnevals so plötzlich eine Stätte der Trauer geworden war.

Bei der Königin.

Wieder in Abbazia, neun Jahre später. Wieder eine Vorlesung im Hotel Stephanie. Während derselben fiel es mir auf, daß im Zuschauerraum — gleich in der vorderen Reihe — jemand so herzlich lachte. Ein Kurortpublikum lacht sonst nicht so, wenn ihm auf echt stoansteirisch Bauernhumor in den Alpen vorgetragen wird. Darum wunderte mich das freie, natürliche Auflachen einer Zuhörerin.

Als ich nach Abschluß der Vorlesung, wie gewohnt, rasch meiner Wege gehen wollte, fiel mir vom Zuschauerraum her ein gehobener Arm auf, der über den Köpfen mir zuwinkte. Direktor Silberhuber war's, der gute Geist von Abbazia. Er bedeutete mir mit heftigen Geberden über das Trepplein hinabzusteigen in den Zuschauerraum und führte mich sofort zu einer Dame, die schon heran-

trat, mir die Hand reichte und in wärmsten Worten dankte für die Vorlesung. Auffallend war's, daß das Publikum nicht davonging, sondern unbeweglich und schweigend, wie versteinert, im Hintergrunde stehen blieb. In dem Augenblicke fiel mir ein, daß ja zur Zeit das rumänische Königspaar in Abbazia weile, möglicherweise war es eine Hofdame, die da so freundlich mit mir sprach. Nur daß die Dame keine jener banalen Fragen an mich stellte, wie das bei hohen Herrschaften, die für jeden ein höfliches Wort in Bereitschaft haben müssen, kaum anders möglich ist. Wir vertieften uns sofort in ein Gespräch über litterarische Angelegenheiten und dabei kam mir zum Bewußtsein, dieses edle, eigenartig schöne Antlitz schon irgendwo gesehen zu haben. War mir nicht ein paar Jahre früher, gelegentlich meines fünfzigsten Geburtstages, ein Bild zugekommen mit der Inschrift „Den ehrlichen Zweifler hat Gott lieb" —? War dieses Bild nicht das Porträt der deutschen Dichterin Carmen Sylva? Und war Carmen Sylva nicht die Königin von Rumänien? — Dieses alles schoß durch meinen Kopf, während die Dame mit mir sprach über meine Werke, über die Art dichterischen Schaffens, über das Glück und Leid poetisch veranlagter Naturen, und endlich in unbeschreiblich inniger Art die Bemerkung machte, nicht in hoher gesellschaftlicher Stellung läge das Glück, wohl aber in der Fähigkeit, Welt und Leben mit dem glühenden, zweifelnden, streitenden, hoffenden und jauchzenden Poetenherzen betrachten und fassen zu können. So ähnlich war ihr Ausspruch und jetzt wurde es mir klar: Sie ist es! Die Königin!

Nachdem wir im Angesicht des ehrerbietig lauschenden Publikums an zwanzig Minuten so gesprochen haben

mochten, hatte ich das Gefühl: Wir wären ein seltsames Beobachtungsobjekt für die Zuschauer, und der Königin, die von der Vorlesung ohnehin ermüdet sein mußte, könnte das Stehen beschwerlich werden. Ich sagte daher plötzlich meinen Dank für die hohe Auszeichnung, — und wir gingen auseinander.

Später ward es mir deutlich, hiermit wieder einmal einer Reihe von Ungehörigkeiten mich schuldig gemacht zu haben: Kein Frack, kein Handschuh, keine der Allerhöchsten Frau geltende Ansprache bei der Vorlesung, und jetzt —? War es nicht gerade, als ob ich die Königin entlassen hätte, wie wir so mit einem Händedruck auseinandergingen? — Vor der Hofsitte könnte für mich kein Bestehen sein. Doch der Gedanke, daß diese Frau keine gewöhnliche Königin ist, sondern eine wahrhaft gottbegnadete Dichterin, die des Lebens gewaltige Tragik erkennt und in ihr leidet, die im Individuum nicht den Unterthan oder den Diener sieht, sondern den ringenden, zagenden, leidgeborenen und freudesuchenden Mitmenschen — dieser Gedanke hat mich beruhigt, gerechtfertigt, und die Königin hat dem Waldpoeten alles freundlich verziehen.

Eine Einladung für den nächsten Tag in die Villa Angiolina, wo eben auch das Königspaar wohnte, habe ich nicht annehmen können, weil die Heimreise unaufschiebbar war, doch bin ich dem Wunsche Ihrer Majestät, eine zweite Vorlesung in Abbazia zu halten, eine Woche später mit Freude nachgekommen.

Als ich nun das zweite Mal hinabkam an den einzig schönen Strand unseres Meeres, da wurde ich in die Villa Angiolina geladen. Es war wenige Stunden vor der Vorlesung. Beim Eintritte sagte ich mir: Nun nimm dich

aber einmal zusammen! Wenn du auch ein Poet bist, alles geht doch nicht. Du nimmst dir ja auch sonst nichts heraus, und hättest wahrlich nicht das mindeste Recht dazu. Also denke, daß du jetzt ins Königsschloß gehst! Denke, was solche Herrschaften an Art, Auftreten und Höflichkeit gewohnt sind. Gieb ihnen das Ihre, und du giebst ihnen nicht mehr als anderen, mit denen du nach der Sitte ihrer Kreise verkehrst. — Drei Diener nahmen mir Hut, Stock und Überrock ab, einer führte mich in den ersten Stock hinauf, in ein kleines Zimmer mit Schreibtisch und Büchern. Man bittet einen Augenblick zu warten, die Majestäten hätten eben den Herzog N. N. an den Hafen begleitet und würden bald erscheinen. Ich betrachtete die bürgerliche Einfachheit des Gemaches — es war das Arbeitszimmer der Königin. Ich stand am Fenster und schaute hinaus aufs Meer und auf den blühenden Rosengarten, wo einen Tag früher ein kleines Mädchen auf die promenierende Herrscherin zugegangen war und ihr eine Blume überreicht hatte mit den Worten „Guten Morgen, Frau Königin!“ — Wie es im Märchen steht. — Nun sah ich vom Hafen heran die Herrschaften nahen. Ich glaubte die Königin zu erkennen, den König hatte ich noch nie gesehen. In demselben Augenblick trat jemand zur Thüre herein, rasch auf mich zu: „Nicht wahr, Herr Rosegger? — Es freut mich, Sie kennen zu lernen.“ — Wer war das wieder? Ein Hofbeamter? Im einfachen, dunkelgrauen Civilgewand, mit dunklem, gestutztem Vollbart, Adlernase, hoher Stirn und schlicht gekämmtem Haar. — Der König? — Ich war geradezu in die Lage versetzt, fragen zu müssen: „Majestät?“

„Ich werde heute auch in Ihre Vorlesung gehen,“ sagte er. Sein Blick war scharf, ernst, in seinem Gesichte

glaubte ich ein ganz leichtes Zucken zu bemerken, vielleicht ob der etwas drolligen Situation, daß gleichsam ein fremder Mensch in seinem Hause ihn empfängt!

Ich äußerte mein Bedenken darüber, ob die obersteierische Bauernmundart den Allerhöchsten Herrschaften wohl nicht zu weit ab läge?

„Ich werd' sie schon verstehen," sagte er, „bin ja viel in den Alpen herumgekommen, in Tirol, in der Schweiz, und habe mit Bauern verkehrt. Ich freue mich, Sie zu hören. Die Königin hat mir schon erzählt."

Als hierauf die Königin eintrat, schritt der König ins Nebenzimmer, die Thüre blieb halb offen.

Wie sie so vor mir stand — das Bild einer deutschen Frau, einer Fürstin, und doch so schlicht, so mild! Ihr blühendes Angesicht, von lichten Locken reich umrahmt, ihr lebhaftes, leuchtendes Auge, gewohnt, dem Menschen kühn ins Innerste zu blicken. Ich habe ihr das meine gerne aufgeschlossen. Ihre seelenvollen Poesien und meine einfältigen Schriften waren uns gegenseitig bekannt, so hat sich das Verstehen leicht gegeben. — Die Königin setzte sich am Schreibtisch in einen Lehnsessel, ich wurde eingeladen, ihr gegenüber Platz zu nehmen. Und nun begann ein Gespräch, wie ein gekröntes Haupt mit mir noch nie gesprochen. Um mir selber die Befangenheit zu nehmen und mir meinen Standpunkt klar zu machen, hatte ich gesagt: „Nicht der königlichen Majestät, wohl aber der Dichterin." Die Königin nickte auf dieses Wort mit dem Haupte. Schon lange hatte der Heimgartenmann den Wunsch, aus Carmen Sylvas „Heimat" einige Lieder abdrucken zu dürfen. Als ich nun um diese Gewährung bat, sagte die Königin: „Ach, da will ich Ihnen doch einmal

Originalgedichte geben. Sind Ihnen solche nicht lieber? Ich habe welche, die bisher noch nicht gedruckt worden sind."

Aus einem Handkoffer ließ sie sich zwei Bücher thun. In das eine pflegte Carmen Sylva Aussprüche und Sentenzen von anderen Dichtern und Philosophen hineinzumerken, in das zweite schreibt sie eigene Poesien. Eine Anzahl der neuesten, noch ungedruckten las mir die Dichterin vor. Ich halte mich nicht für berufen, den Inhalt dieser Schöpfungen anzudeuten, auch nicht, die Art des Vortrags zu beschreiben, ich sage nur, es war für mich eine Stunde poetischen Genusses und wahrer Erbauung. — Wohl auf hoher Warte muß man stehen, um Welt und Leben so ernst und tief zu fassen, als es Carmen Sylva kann. Bei einigen dieser Poesien hielt es die Königin noch nicht an der Zeit, sie zu veröffentlichen. Dann berührte das Gespräch weitere Bereiche: Heimat, Kindheit, Jugend, Glaube, Zweifel und manche Mysterie der Menschenbrust, die den Poeten zu schaffen giebt. Auch Wald und Alpen, und besonders das Meer, dessen Geheimnisse Carmen Sylvas „Meerlieder" uns so bewegend verklären. Vorwiegend aber sah diese hohe Frau die Tragik des Lebens. — Gegenüber solchen Bereichen kamen mir meine schwankhaften Vorlesungen trivial vor. Die Königin schien das zu erraten und bemerkte: „Sie wissen es vielleicht selbst nicht, welchen Genuß Sie durch Ihre Vorlesungen den Zuhörern bereiten. Es ist mehr als Schwank, was Sie geben, in jeder Ihrer heiteren Geschichten steckt ein ernster Gedanke; sogar im drolligen „Regenschirm" habe ich einen solchen gefunden."

Darauf mein Geständnis, daß ich mich bei Vorlesungen nicht so geben könne, wie es meiner Wesenheit entspreche,

daß man zu sehr auf das Publikum Rücksicht zu nehmen habe, welches sich leichthin unterhalten will.

„Ich liebe das Ernste," versetzte die Königin, „ich weiß, daß Sie zum Beispiel in den „Gottsucher" Ihre ganze Seele gelegt haben, ich liebe dieses Werk sehr, und doch hat auch Ihre heitere Vorlesung mir so wohl gethan. Ach, wie sehr bin ich Ihnen dankbar."

„So möchte ich doch heute abends eine größere Anzahl ernster Stückchen lesen."

„Ach nein," sagte sie, „der König liebt das Heitere. Ernstes hat er in seinem Berufe mehr als genug. Er hat sich in letzterer Zeit so sehr angestrengt, daß die Ärzte nun für ihn Erholung verlangen, die er hier im schönen Abbazia zu finden hofft. Der König hat leider nur vierzehn Tage Urlaub. Dann müssen wir wieder fort."

Auf meine Bemerkung, daß es für die hohen Herrschaften wohl nicht angenehm sein dürfte, überall, wo sie sich ungeniert ergehen wollen, von einem neugierigen Menschenschwarm umgeben und verfolgt zu sein, sagte die Königin: „Ach, hier ist man ohnehin so liebenswürdig, so freundlich und aufmerksam, wir freuen uns der guten Menschen."

Dann kamen wir zu sprechen auf Unterschiede der Weltanschauung, die durch gesellschaftliche Sphären bedingt werden, auf die Religion des Volkes, der Gebildeten und der Philosophen. Als wir von den Mysterien und Symbolen des menschlichen Lebens sprachen, sagte die Königin: „Auch die Krone ist ein Symbol', und nichts, als ein Symbol. Die schwerste Prüfung des Lebens ist die Krone. Wenn man die Not des Volkes sieht, und keine Macht, kein Reichtum ist groß genug, zu lindern! Das

ist hart. Da möchte man am liebsten gleich selber unter die Armen gehen und mit leiden helfen. Ach, die Menschen, man muß sie lieb haben, weil sie so ringen, so hoffen, so zweifeln und so leiden!"

Längst hatte ich auf mein Vornehmen besonders höflicher Aufführung vergessen, und wer es war, der da vor mir saß. Ich sagte offen und unmittelbar meine Meinung über mancherlei heraus, darunter auch Ansichten, die so hoch oben sonst nicht immer gerne gehört werden. Ich war gerührt von dem schlichten Freimute ihres Wesens. Ja, das war eine außerordentliche, weltüberlegene und menscheninnige Frau, und so habe ich auch vergessen, die Ansprache „Majestät" zu gebrauchen, oder habe sie im Sinne als für seelische Würde gebraucht.'

Wegen der bevorstehenden Vorlesung im Hotel „Stephanie" trat zu früh die Notwendigkeit heran, mich verabschieden zu müssen.

Was nun an demselbigen Abende die Vorlesung anbelangt, so sei zugestanden, daß mir recht besonders daran lag, das eine Thürlein aufzumachen in das Volksherz hinein, und in die Winkel, die man selten sieht. Doch offen gesagt, ich war noch zu bewegt von den Eindrücken, die so unmittelbar vorausgegangen, ich hätte der gekrönten Sängerin lieber zugehört, als vorgelesen.

Wenn man nun von dieser lichtvollen Erscheinung ein zusammenfassendes Wort sagen sollte, vielleicht wäre es dieses: Eine Frau voller Güte, eine Dichterin voller Hoheit, eine Königin voller Demut.



Bekenntnisse und Geständnisse.

(Am fünfzigsten Geburtstag 1893.)

I.

Gehört die Zahl der Lebensjahre eines Menschen in das Gewinn- oder in das Verlustconto? Ist das Leben ein Gut oder ein Übel? Im ersteren Falle sind die zurückgelegten Jahre ja ein Verlust, im letzteren Falle ein Gewinn. Oder umgekehrt? Jeder will alt werden, keiner will alt sein. Keiner? Wunderlich ist das: Junge Leute, besonders Weiber, geben sich gerne jünger, alte Leute, besonders Männer, gerne älter, als sie sind. Mir war ein zugewanderter Greis bekannt, der war Jahrzehnte lang immer neunzig Jahre alt; unter dieser Fahne lag er im Schatten, wenn die andern Korn schnitten, unter dieser Fahne gab er weise Lehren, unter dieser Fahne ging er betteln. Wenn der Mensch uneigennützig seine Lebensaufgabe gelöst hat, durch reiche Erfahrung lauter und weise geworden ist, dann kann er mit gutem Fug im Schatten ruhen und — betteln gehen. Doch anderen weise Lehren geben wird er nicht, wenn er wirklich weise geworden ist, dann muß er ja wissen, daß alles Predigen eine müßige Arbeit ist, daß jeder nur einen Lehrmeister anerkennt, nur einen einzigen — die persönliche Erfahrung.

Wenn der junge Mensch voller Kraft und Mut dem künftigen Leben entgegenjauchzt, so ist er freilich so arm wie der grüne Halm im Mai, aber so glücklich wie die Blüte und so reich an Hoffnung wie die noch zarte Ähre.

Anders ist die Stellung des Mannes, der zwischen Jugend und Alter steht, der nicht mehr hoffen kann und seine Aufgabe noch nicht als erfüllt betrachten darf. Und wenn er sich fragen muß, ob seine fünfzig Jahre in das Gewinn- oder in das Verlustconto gehören und er weiß die Antwort nicht, so ist das eine recht unbehagliche Sache.

Von dem Schreiber dieser Zeilen, den gegenwärtiger Zeitabschnitt zu einem Rückblick bewegt, darf vielleicht gesagt werden, daß er nicht zu den Unzähligen gehört, die ihren Beruf verfehlt haben. Ob der Schriftsteller Genügendes leistete, ist eine Frage, die offen bleibt, sicher ist, daß unser Mann in jeder anderen Lebensstellung noch weniger geleistet haben würde und höchst wahrscheinlich sehr unglücklich geworden wäre. Am ersten noch als Pfarrer in einem entlegenen Gebirgsdorfe, wo Dogmatik und Politik sich nicht zu störend zwischen ihn und seine Gemeinde gedrängt hätten, dürfte es möglich gewesen sein, das Seinige zu vollbringen. Als Lehrer wäre ihm wahrscheinlich schon die Geduld zu wenig geworden, wenn der Erfolg nicht beizeiten dem Ideale entsprochen hätte. — Vor etwa neunzehn Jahren ist mir von maßgebender Seite nahegelegt worden, eine Volksschulinspektion in Steiermark zu übernehmen. Diese Stelle hätte mich, den damals jungen Familienvater, aus vielen Sorgen gerissen; unbedenklich habe ich abgelehnt und es nie bereut.

Glücklich kann nur der sein, dessen Neigung mit seiner Berufsthätigkeit zusammenfällt, ihm wird die Arbeit selbst

zum Glücke. Das war mein Fall als Schriftsteller. Und wenn ich daran zu Grunde gegangen wäre, meiner Passion zu fabeln und die Anliegen des Gemütes aufzuschreiben, hätte ich fröhnen müssen. In dem, was ich als meinen Beruf erkannt, habe ich mich fast vollkommen frei und naturgemäß bewegen können. Allerdings, die Kritik hat mir manches vorschreiben wollen. Anfangs riet sie mir, nur in steirischer Mundart zu dichten, bald setzte sie mich gnädigst ins Recht, Dorfgeschichten auch im Hochdeutschen schreiben zu dürfen, weitere schriftstellerische Zugeständnisse hat sie mir nicht machen wollen, ich aber that, was mein Herz begehrte, schrieb Stadtnovellen und Kulturromane schrieb Naturbilder, Reiseerlebnisse, Stimmungs- und Lehrgedichte, Theaterstücke, Bergpredigten und habe meinen geschätzten Mitmenschen unverhohlen ins Gesicht gesagt, was mir an uns allen nicht recht ist. Zuerst ist man über diese eigenmächtigen Ausfälle in fremde Gebiete empört gewesen, allmählich hat man sich d'ran gewöhnt, die Novellen und Romane sind gelesen, die Theaterstücke aufgeführt, die Gedichte in Musik gesetzt und gesungen, die Bergpredigten nicht befolgt worden. Jedem das seine. Mir war die Genugthuung, mich nach allen Seiten meines Wesens ausleben zu können.

Wäre ich Bauer geblieben oder etwas anderes geworden, so würde ich nicht mehr leben, dann wäre es gewiß der verfehlte Beruf gewesen, der mich getötet hätte. Ohne Neigung etwas zu thun, schon das ist schlimm, aber Dinge, wozu die Neigung vorhanden, zu unterlassen, das macht erst richtige Unglücksmenschen.

Meine ersten schriftstellerischen Versuche machte ich noch in der Zeit der Kielfedern, die ich mit der Nähschere der

Mutter spitzte, weil's mit dem Taschenfeitel nicht gehen wollte. Mochte damals zwölf oder dreizehn Jahre alt gewesen sein. Öffentlich trat ich als schriftstellerischer Dilettant neun Jahre später auf und als zünftiger gelte ich seit meinem sechsundzwanzigsten Jahre. Als in Frankreich die deutschen Kanonen krachten, entstand mein erstes hochdeutsches Buch, nachdem ihm zwei Büchlein steirischer Mundart vorangegangen waren. Seither sind an dreißig Bände erschienen, ich zähle sie, wägen mag sie das Publikum. Der Autor hat die Genugthuung erfahren, daß seine Schriften in der weiten Welt auch zu den Armen sprechen. um — wie es seine Absicht ist — zu erquicken und zu erheben, dort wo es am meisten not thut. Vor allen Dankeskundgebungen haben mich stets solche am meisten gefreut, die aus den Krankenstuben, aus den Strafhäusern, aus den Hütten des Elends kamen mit dem Geständnisse: du hast uns getröstet, erheitert, den Glauben an Gott und Menschen wiedergegeben. — Daß mir solches manchmal gelungen, ist meine stolze Freude, für die ich Gott, der sie gab, in Demut danke.

Aus diesen Bekenntnissen scheint hervorzugehen, als ob ich mit meinen schriftstellerischen Leistungen sehr zufrieden wäre. Das bin ich nun zwar nicht und war es nie. Es kam wohl vor, daß ich zeitweilig etwas für gelungen hielt, mich darüber freute. Häufiger jedoch trat mir meine Unzulänglichkeit vor Augen. Wenn das Bewußtsein vorhanden ist: du kannst es nicht besser machen, nun, da giebt man sich drein und verzichtet; wenn jedoch eine innere Stimme sagt: das ist nicht so gut, als es sein könnte, du hast ein Stück deines Talents dem Erwerbe zum Opfer bringen müssen, du hast deine Fähigkeit nicht erschöpft! — so ist

das peinigend wie böses Gewissen und kein Lob von außen spricht davon frei.

Und wenn derlei zu oft vorkommt, so unterwühlt es das Vertrauen an sich selbst. Die Stimmung verdüstert sich, so daß man endlich fragt: Wozu denn überhaupt das alles? Sich hinsetzen, allerlei Gesehenes, Erlebtes, Fabeleien und Hirngespinste aufschreiben oder Gedanken wiederkäuen, die schon tausendmal gesagt worden sind, ohne daß sie je jemandem genützt hätten, Bücher machen, die Leute unterhalten, aufregen, ihnen vertrauensselig allerlei Herzensnöte beichten oder gar mit ihnen zanken — ist das wert eines Menschenlebens? Will man darum essen, trinken, geachtet sein und nach dem Tode noch ein paar Jahrzehnte Unsterblichkeit heischen? — Genau genommen, ist ein solcher Beruf denn doch etwas windig. Wie solide hingegen ist die Arbeit des Holzschlägers, des Feldbauers, des Handwerkers, des Mannes, der die gesellschaftliche Ordnung mit aufrechthält! Im Angesichte der drängenden Bedürfnisse und der ungeheueren materiellen Nöte, die in der Welt herrschen, erscheint fast der Dichter ein — Luxusgegenstand, den sich ein Volk leisten oder auch nicht leisten will.

Es hat Zeiten gegeben, da ich Mut fand in der Vorstellung, als gehörte der Poet mit zu den Propheten und Pfadfindern für eine bessere Zukunft, als habe der, dem das Wort gegeben, die Pflicht, es nicht bloß zu unterhaltenden, sondern auch zu führenden Zwecken zu gebrauchen. Es liegt auch in meiner Wesenheit, nach Kräften mitzuarbeiten zum Zwecke, die Irrtümer unserer Kultur zu erkennen, die Vorurteile und Schäden auszurotten, die seit

26*

Jahrtausenden bewährten Ideale, die so oft verlassenen, wieder zu beleben, vor allem einen wohlwollenden Geist wachzurufen, so daß in dieser mit unabwendbaren, natürlichen Leiden schon reichlich vollgepfropften Welt nicht auch noch die Menschen einander peinigen möchten.

Aber siehe, so oft ich diese bessere und würdigere Seite meines Berufes bethätige, war es einer schweren Menge von Leuten nicht recht. Mit nichts kann man solche Leute mehr in Wut bringen, als wenn ihnen der Rat gegeben wird, wohlwollend zu sein gegen alle Kreatur. — Nicht etwa aus meinen dichterischen Fehlern und Mängeln, sondern gerade aus dieser reineren Art meines Wesens sind mir im Laufe der Zeit manche Leiden und Kränkungen erwachsen. Oft gab mein Egoismus mir den Rat: Lass' sie gehen, sie sollen treiben, was sie wollen, wozu dir Unannehmlichkeiten bereiten, dir Feinde machen? — Aber ich konnte es nicht lassen. Wenn die vielen Irrtümer, die nach meiner Meinung gepflegt werden wie heilige Wahrheiten, das viele Unrecht, das begangen wird unter dem wohlklingenden Titel schöner, aber mißverstandener Ideale, mich empörten, da wäre es wider meine Natur gewesen, schweigend zuzusehen.

Vor achtunddreißig Jahren war eines Sonntags Christenlehre in Alpel. Der Kaplan Gußmann aus Krieglach war da und erklärte, daß alle Menschen, die nicht christkatholisch getauft wären, der ewigen Seligkeit verlustig gingen. Ich mußte den Geistlichen hernach auf dem Heimweg begleiten, um die Tasche mit dem kirchlichen Gewande zu tragen. Unterwegs machte das dumme Bauernbübel den Mund auf und sagte: „Das kann doch nicht sein,

daß Gott alle verdammt, die nicht getauft sind. Gott ist ja gerecht und die Chinesen können nichts dafür, daß sie vom katholischen Glauben nichts gehört haben.“ Es war ein spottbilliger Einwand. Sagte hierauf der Kaplan: „Willst also du gescheiter sein als unser Herrgott! So gehe nur hin und erschaffe eine bessere Welt und laß' dich für sie kreuzigen.“ Darauf habe ich mir gedacht: Es ist wahr, welterschaffen kannst du freilich nicht, dummer Bub, also sei still! — Es war mein erstes laut geäußertes Bedenken gewesen gegen eine feststehende Anschauung. Seither hat's in mir nimmer Ruhe geben wollen. Viele Richtungen und Einrichtungen, die mir verwerflich schienen, habe ich bekämpft mit aller Absicht, und viele Menschen, die daran hingen, habe ich beleidigt, ohne es zu wollen. Der beliebteste Schlager, mit dem meine Gegner mich schon hundertmal getötet haben, war der Vorwurf, daß ich nichts gelernt hätte, also nichts verstünde, also schweigen solle. Wenn man, die Einseitigkeit wiederholend, den Spieß umdrehen wollte, so wäre solchen hochgelehrten Leuten ebenso der Mund zu verbieten, weil sie ja doch alles nur aus Büchern gelernt, wenig aber erfahren und mit persönlichem Auge gesehen haben. Ich habe drei, wenn nicht gar vier verschiedene Gesellschaftsschichten durchlebt, durcharbeitet und durchlitten. Die dabei gemachten Erfahrungen dünken mich in meinen hoffärtigsten Stunden fast so wertvoll, wie ein ganzes achtklassiges Gymnasium. Zwar bin ich auch jahrelang auf Schulbänken gesessen, sogar auf solchen der ehrwürdigen „Alma mater“, zwar habe ich unzählige Lehrbücher gelesen, teils sogar durchgeochst, aber alles, alles das hat nicht anschlagen wollen; mein Reitrößlein hat nie aus dem dürren Heu der Schulweisheit, immer nur aus

dem grünen Grase des Lebens seine Nahrung gegrast. Fett ist es dabei zwar auch nicht geworden.

So sehr sich die Herren manchmal über mich haben ärgern müssen, so waren sie zu meiner Verwunderung allemal bald versöhnt, wenn die spaßhaften Lieder, Geschichten und Schwänke aufmarschierten, und immer nur als Lustigmacher sollte der Poet auf der Bühne stehen, während er eine schwerkranke Familie hatte — die Menschheit.

Diese Kluft zwischen Bußprediger und Kasperl zu überbrücken, gelingt nur dem echten Humoristen, mir ist es sehr oft nicht gelungen. Wenn ich's aber noch zu Wege bringe, dann erst darf dreist gesagt werden: du hast deinen Beruf nicht verfehlt.

Ob ich in der Litteratur eine Stellung einnehme, und welche, darüber ist natürlich auch schon nachgedacht worden. Ich bin mir darüber vollkommen unklar, und die Litteraturgeschichtenschreiber? Einmal hat mir so einer gesagt: „Sie sind schwer ins Fach zu bringen, mein Lieber, Sie sind so spießig und siebeneckig und reimen sich in keine Kategorie, Sie sind ein Wilder, und für solche hat man keine Sprüche". Nun, so gedenke ich eben außerhalb der „Litteraturgeschichte" stehen zu bleiben. Auch litterarischen Verbindungen und dem, was man „Koterie" nennt, bin ich stets ferne geblieben, ihren Leitern nicht vor den Füßen herumgestanden; mir war's immer ein Spaß, zu beobachten, wie weit ich ihnen vorhanden war, wenn ich persönlich nicht vorhanden war. Mit dem sogenannten „Litterarischen" habe ich also wenig zu thun und es ist eine rechte Schalkerei des Geschickes, daß ein Mensch, der keinen Bücherstaub leiden mag, selbst Bücher schreiben muß.

Ich bin ein kleiner, aber warmer Mensch, der sich selbst immer auch anderen mitteilen möchte, glaube aus meinem innern Leben immer geben zu müssen und habe doch selbst so wenig. Die Leiden und Freuden, die mir persönlich zustoßen, könnte ich nicht ertragen, wenn ich sie nicht in Worte bringen und mir also gegenständlich machen dürfte. Dasselbe ist bei allen Zeitfragen der Fall, die uns alle angehen, die mich nicht gleichgiltig lassen — ich muß darüber mein Anliegen sagen, damit auch andere Mitträger desselben werden können. Darum ist's doch etwas wenig philosophisch gedacht, wenn es heißt: Was gehen ihn solche Sachen an, da soll er nicht dreinreden, das versteht er nicht. — Verstehen! Das ist viel verlangt. Wenn nur der Verstehende sprechen dürfte, der Erdkreis wäre stumm wie ein Kirchhof. — Kurz, ich that, was ich mußte. Ich habe vieles aus innerer Notwendigkeit geschrieben, manches aus Erwerbsbedürfnis, nichts aus Ehrgeiz.

Du lieber Gott, geachtet zu werden, so was man für den Tag braucht, das ist ja hübsch und erleichtert das Leben. Der Ehrgeiz aber, wenn ich ihn hätte, wäre unersättlich. Zweihundert Jahre Unsterblichkeit wären mir viel zu wenig, da fange ich lieber gar nicht an, unsterblich zu werden.

Eine weitere Frage ist, ob mit meinem Worte auch immer mein Leben übereingestimmt hat, ob Fehler und Irrtümer, die ich an anderen rügte, nicht auch mir hinten am Zopfe hingen? Es hat wohl Zeiten gegeben, wo ich mir errötend vorgenommen, fürderhin mäuschenstill meiner Wege zu gehen. — Fünfzig Lebensjahre sind vorüber. Wäre es mir gelungen, ein litterarisches Kunstwerk zu schaffen, dann könnte ich Hoffnung haben, auch noch ein

zweites zu vollenden — aus mir selbst einen möglichst vollkommenen Menschen zu machen. Aber es ist halt schwer. Oft, wenn man sich vornimmt, schrecklich brav zu sein, passiert einem ein Malheur. Allerdings sind nach den Hundstagen die Gewitter nicht mehr so streng, aber auch das Alter hat seine moralischen Gefahren. Das Sicherste gegen schwere Verirrungen ist gewissenstreue Arbeit, solange es geht.

In Bezug auf das körperliche Wohlbefinden dürfte für die Zukunft kaum viel anhaltend Gutes zu erwarten sein. Trotz des Brustleidens, das sich steigern wird, hatte ich mir eine hübsche Idylle zusammengeträumt. Von körperlichen Kräften zwar verlassen, würde ich im Garten sitzen und in die weite Gegend hinausblicken und im Anschauen der Natur recht glücklich sein. Nun nimmt aber in letzterer Zeit mein Augenlicht merklich ab. Sollte ich noch ein paar Jährchen leben, so sinkt vielleicht ein Vorhang nieder zwischen der Außenwelt und mir, so daß dann doppelt Gelegenheit und Muße sein wird, die stets so heilsame Einkehr in sich selbst zu halten. — Ist die Lust verschwunden, für andere zu fabulieren, dann fabuliere ich mir wohl noch selber allerhand vor von der „schönen Welt", von den „guten Menschen", denn die einmal eingebrockte Suppe muß ausgelöffelt werden auf anständige Art. Wem das Leben nicht gefällt, so wie es ist, der muß sich eben ein schöneres dichten. — Jedenfalls strebe ich nach Kräften der zweiten Kindheit zu — dem hohen Alter.

Noch beglückwünsche ich mich, daß die Mitmenschen meine große Schwäche, oft und viel von mir selbst zu reden, sich so willig gefallen ließen. Freilich ist es nur

eine gewohnte Form, durch das Beispiel der mir wohlbekannten eigenen Person den Menschen im allgemeinen aufzuzeigen, sowie mancher Leser in mir sich selbst finden dürfte. Jeder von uns ist ein Hohlspiegel und Brennpunkt der Welt; nicht, was die Welt an sich selbst ist, kümmert uns, sondern wie sie uns erscheint. So möchte wohl jedes empfindende und denkende, scharf ausgeprägte Eigenwesen ohne viel Ziererei offen sagen dürfen, was es von der Welt und von sich selber für eine Meinung hat. Sich selber kennen lernen, heißt seine Welt kennen lernen. Freilich ist Selbstkenntnis noch lange nicht Selbsterkenntnis. Diese läßt — soviel uns zu den Geburts- und Neujahrstagen auch Gutes gewünscht werden mag — sicherlich immer noch viel zu wünschen übrig.

II.

Was ich heute noch an mir verraten will, das pflegt man sonst zu verschweigen, denn es schaut nicht viel Ehre dabei heraus. Schlecht sein ist schlimm, dumm sein noch schlimmer, unwissend sein am allerschlimmsten. Ein Ignorant! Wenn ein Dummer vieles weiß, und das kommt nicht selten vor, so ist das ein Zeichen von Fleiß und Strebsamkeit. Einer aber, der unter Gebildeten lebt und nichts gelernt hat und nichts weiß und sich nicht bestrebt, so einer ist wahrlich ein Greuel.

Ihr Leute, und so einer bin ich!

Da gehe ich schon seit länger als dreißig Jahren unter euch umher, wandere landauf und ab, stadtein und aus, lehrsaalhin und her, verkehre mit den klügsten Leuten, besitze eine Menge Schriften aller Art und schreibe selbst

ein Buch ums andere — und die allerwenigsten Leute ahnen, wie ungebildet ich im Grunde bin. Nur die Vertrautesten wissen, wie es z. B. mit meiner Orthographie steht und wie häufig ich den Leuten ein X für ein U mache.

Das klein bißchen, was ich weiß, hat mich das Leben, das bißchen, was ich vermag, die Not gelehrt. Mein Unvermögen, mich mündlich auszudrücken, hat mich das Schreiben, mein Drang, das Geschriebene anderen mitzuteilen, das Lesen gelehrt. Als Familienvater mit zweifelhaftem Einkommen habe ich das Rechnen gelernt, als Hirte auf der Weide Zoologie, als Ackerbauer und Hauer Mineralogie, als Heuer und Holzknecht Botanik. Geographie habe ich auf Reisen, Geschichte aus den aufeinander folgenden Ereignissen in ihren Ursachen und Wirkungen, Volkskunde als wandernder Bursche gelernt und Astronomie in schlaflosen Nächten, wenn ich aufblickte zu den Sternen. Gedanken über Physiologie, Anatomie, Medizin und Geduld haben mir die Krankheiten beigebracht, Theologie habe ich in Zeiten der Not und Verlassenheit getrieben und Rechtskunde in der Prüfung meiner selbst; „Was du nicht willst, das man dir thut, das thu' auch anderen nicht." Das Musizieren ist mir traut geworden durch die Waldvögelein und das Rauschen der Wasserfälle, das Fabulieren habe ich gar nicht gelernt. Mein erstes Kindesstammeln — sagt die alte Base — sei eine Geschichte in steirischer Mundart gewesen und mein Leben — sagen schöngeistige Zeitungsberichte — ein Roman.

Aus all diesem erhellt, wie weit es mit meinem Wissen her sein kann. Zu beneiden jeder, dem es gegeben, sich auf den glatten Straßen der Bücher zu bilden, denn auf den rauhen Wegen des Lebens geht's nothig vor

sich. Endlich hätte äußerlich ja auch ich Gelegenheit gehabt, durch Bücher mich zu vervollkommnen, aber meine Natur ist, wie ich schon oft eingestehen mußte, so geartet, daß Bücherstudium mich nur wenig vorwärts bringt, und das Lesen von Dichterwerken mich in meinem eigenen Denken und in litterarischen Versuchen mehr hindert als fördert. Nur wenige bedeutungsvolle Bücher sind es, die mir sehr genützt, die meine Entwickelung, meinen Charakter, meine Bestrebungen beeinflußt haben, besonders Bühnendichtungen, gut dargestellt, denn solche nahen sich dem wirklichen Leben. Andere, selbst weltberühmte Werke haben mich nicht gepackt, haben mich kalt gelassen. Wer keine Begeisterung heucheln kann, der schämt sich auch nicht zu bekennen, daß er manches Kleinod der Weltlitteratur, welches jeder Gebildete kennen soll, gar nicht oder nur zum Teile durchgelesen hat. Zum Entsetzen meiner Leser sei es verraten, daß ich von der Iliade nicht eine Zeile, von der Odyssee nur Bruchstücke gelesen habe, daß mir Dantes Göttliche Komödie gänzlich, Cervantes' Don Quixote größtenteils unbekannt ist, daß Voltaire, Byron, Walter Scott, Longfellow nie in meinen Gesichtskreis traten, daß mir die deutschen Dichter des Mittelalters mit Ausnahme Walthers und der Nibelungendichtung vollständig unbekannt sind, daß ich von Klopstocks, Herders, Jean Pauls, Wielands Werken nicht den vierten Teil kenne, ja daß ich sogar in Goethes „Wilhelm Meister" schmählich stecken geblieben bin. Das ist ein schweres Sündenbekenntnis; tausend Mal hätte ich vorgezogen, diesen Mängeln abzuhelfen, als sie zu verraten, alle Mühe ist fruchtlos geblieben. Ich habe es nie vermocht, mich „durchzuarbeiten" bis zu dem Momente, wo der Gewinn anfängt, denn wo ich mich

durchgearbeitet, da hatte ich schließlich oft nichts zu verzeichnen, als ein Stück verlorner Zeit. Bloß um über gewisse Werke „mitsprechen" zu können, war mir die Mühe zu groß und so sind die Schätze, an denen andere sich köstlich laben können, mir verschlossen geblieben. Auch in diesem Sinne bin ich nur Bauer, der einzig aus seiner eigenen Scholle Nahrung zu ziehen weiß. Einst hat mir ein Freund gesagt, der moderne Dichter müsse alles lesen, was vor ihm gedichtet worden, damit er aus demselben für Geist und Form seiner Produkte Nutzen ziehe und so gleichsam auf den Achseln seiner Vorgänger stehen könne. Ich mag aber weder auf Stelzen gehen noch auf Achseln stehen, bleibe auf meinem Erdboden und wenn ich auf demselben so groß bin wie ein Kornhalm, so ists mir genug.

Lange habe ich es nicht begreifen können, daß die Leute nichts Tragisches, Erschütterndes lesen oder auf der Bühne mehr sehen wollen. Sie hätten ohnehin Sorge und Kümmernis genug, sie wollten lieber einmal vergessen und sich aufheitern. Das verstand ich nicht. Von Litteratur und Kunst mich rütteln und erschüttern zu lassen, das that mir manchmal wohl, das war ein Feuer, an welchem die täglichen Mücken der Verstimmung, des Ärgers kläglich verbrannten. Und in meiner glücklichsten, lustigsten Lebenszeit habe ich selbst mein schwermütigstes Buch geschrieben — den Waldschulmeister.

Allmählich wurde das anders. Die Härte des Lebens, die Ungerechtigkeit und Elendlichkeit, die auch ich erfahren mußte, machten mein Herz wund und wehleidig. Und heute bin ich auch einer von denen, die im Buche, auf der

Bühne keinem elenden Menschen begegnen wollen, weil man sie im Leben so oft begegnet. Unglückliche, die in Not und Gefahr sind, lasse ich mir da noch eher gefallen, aber die Schufte und Schurken, die Rohlinge und Boshaften empören mich umsomehr, je besser sie geschildert sind. Sie packen mich, klammern sich eisern und kalt um mein Gemüt und machen mich krank. Erst wenn sie ihr Teil kriegen nach Recht und Gerechtigkeit, ist mir wieder wohl. Allein, moderne Dichter vorenthalten dem Leser oder Zuschauer diese Genugthuung zu häufig, sie lassen es dem Wicht gutgehen bis an sein Ende und machen sich so zu seinem Anwalt, während der redliche Kämpfer und Dulder ohne Barmherzigkeit vergehen muß. Das ist aber eine Galgendichtung. Die Welt lacht dazu, anstatt in sich zu gehen. Nur die ans Gute glaubenden Herzen leiden darunter.

So dankbar die Lumpen und Schurken auch zu schildern sind, ich habe es vermieden. Nur im Übermut der Jugend habe ich ihrer etliche gezeichnet. Später, da ich schon ordentlich gegerbt worden war, überwog die Empörung, der Abscheu vor solchen Vorstellungen, ich konnte litterarisch höchstens noch mit solchen Gestalten verkehren, die, wenn auch mit großen Lastern und Abscheulichkeiten behaftet, wenigstens einen guten Kern in sich hatten, aus welchem hervor sie sich sühnen und erlösen konnten. Am wohlsten thun mir die einfachen aber mutigen Helden des Lebens, die herzensinnigen Dulder und heiteren Philosophen, die an der argen Welt sich dadurch rächen, daß sie ihr ein munteres Schnippchen schlagen. Solchen Gestalten begegne ich im Buche, auf der Bühne und in meinen eigenen Schriften am liebsten.

Kommt mir aber doch einmal ein ruchloser Geselle über quer und in die Feder, dann schreibe ich ihn manchmal mit einer gewissen Leidenschaft nieder, es ist wie ein zorniges Brandmarken, das mich befreit und in dem ich die Galle über erfahrene Niederträchtigkeiten von mir sprühe. Solches Verdichten und Gestalten aufgehäufter Bitterkeiten kann eine wahre Lust sein. Darum treiben es auch viele so gern, denen im Leben schlimm mitgespielt worden ist. Wohl dem, der das Gift sich von seinem Herzen herausschreiben kann! — Aber wehe dem, der es in sich hineinliest! Der arglose Leser ist da weit schlimmer daran, als der Dichter. Der Leser kommt ganz unschuldig zur Schilderung des Schlechten und Häßlichen, und wenn der Poet so selbstlos sein könnte, die Mitmenschen und die Nachkommen mit seinem Herzenselende zu verschonen, so gäbe ihm das eine hohe moralische Größe. Der ist wahrlich auch ein Held, der mit seinem Weltleide ganz allein fertig zu werden sucht, das Schöne, Edle, Heitere in sich aber freundlich mit anderen teilt. — In der Zeit der Nervosität kommt das selten vor. Gott im Himmel, nur darum lasse mich gesund sein, daß ich Kraft habe, also nach meiner Einsicht zu handeln!

„Unser Ziel sei der Frieden des Herzens.“ Das Sprüchlein schreibe ich seit Jahren den Leuten ins Stammbuch. Ich habe diesen Frieden lange besessen, es war Harmonie vorhanden gewesen zwischen meinen Idealen und den Bestrebungen des äußeren Lebens. Der Geist deutscher Klassiker war mit den christlichen Anbildern unschwer zu vereinigen gewesen, beide Richtungen trafen sich

in der Humanität. So etwa um mein vierzigstes Lebensjahr aber kam der Zwiespalt. Die Welt, meine Umgebung, hatte sich ganz verändert, ich jedoch konnte von den Anbildern meiner Jugend nicht lassen. Die modernen Ideale brauche ich nicht erst näher zu bezeichnen, sie marschieren mit brutalen Schritten, Liebe und Gerechtigkeit zertretend, durch das Leben. Mein Stern war das Christentum. In dem bin ich erzogen worden, nach dem hat meine Seele sich gebildet, aus ihm hat sie Mut und Kraft gesogen, an ihm hat sie Halt gefunden. Es war nicht immer so sehr ein Christentum des Bekenntnisses und der Formen, als vielmehr eins des Lebens. Dieses Christentum hat mir den Frieden des Herzens bewahrt. — Und auf einmal wollte es nicht mehr stimmen mit den Anforderungen der Zeit. Das Evangelium wollte mit der Wissenschaft nicht mehr stimmen, das göttlich Schöne mit der neuen Ästhetik nicht mehr, die redliche Pflichterfüllung mit der Vergeltung, die Arbeit mit dem Kapitale nicht mehr, das Wohlwollen für alle Menschen mit den nationalen Tugenden nicht mehr.

Ich höre den Ruf, den Geboten der Zeit zu folgen mit meiner geringen Kraft; und ich kann das nicht, ich vermag von meinen Jugendidealen mich nicht zu trennen. Nicht immer ist es aber gelungen, den modernen Zumutungen entschieden die Thür zu weisen, und damit war die Zwietracht in mir selbst gegeben. — Was ist also zu thun? Wenn die alte, zur Natur gewordene Weltanschauung ihr gutes Recht an meiner Person sich nicht nehmen läßt, so müssen die neuen Eindringlinge zurückgeworfen werden, daß wieder ein heiterer, schaffensfroher Mensch sei.

Nun will ich auch noch über eine gewisse Mißbilligung sprechen, die meine Feder mehrmals ob ihrer „allzugroßen Freimütigkeit in geschlechtlichen Dingen" erfahren hat. Von Leuten mit gesunder, ernster Lebensanschauung, von Kennern des Menschen überhaupt und des ländlichen Volkes insbesondere, ist eine solche Mißbilligung zwar nicht gekommen. Einer, der das Volk nach allen Seiten hin, mit all seinen Vorzügen und Lastern zu schildern hat, wird freilich nicht immer Jugendschriftsteller sein können; auch die Backfische sind nicht herbeigerufen worden, um solchen Darstellungen zu lauschen. Wenn sie aber erschienen sind, so ist das Unglück nicht so groß, als mancher besorgte Vater, manche ängstliche Mutter etwa glauben mögen. Sind diese doch selbst Vater und Mutter und haben nicht die Absicht, ihre Kinder mit verbundenen Augen „blinde Kuh" herumzuführen, bis sie plötzlich ertappt und überrascht werden.

Ich habe, mit Verlaub, über die Keuschheit meine besondere Meinung. Unter dem Feigenblatt gedeiht die Keuschheit nicht, nur die Prüderie und die Lüsternheit. Daß es so ist, können wir im Leben jeden Tag sehen. Keine größere Verführerin, als die Prüderie, denn sie verdeckt, und die Verdeckung macht lüstern, und diese bringt zum Falle. Nicht das Wissen und der naturgemäße Freimut bringt zum Falle, sondern die Geheimnisthuerei, die damit aufgeweckte Neugierde und Begierde.

Wir Erzähler haben uns in Darstellung von Liebesverhältnissen eher ein zu ängstliches Verhüllen und Verblümeln vorzuwerfen, als das Gegenteil. In dem Bestreben, das Bestimmte anzudeuten und doch empfindsamen Seelen nicht zu klar zu kommen, geraten wir in die Ge-

fahr der Zweideutigkeiten, die dann nach Lüsternheit riechen. Legt der medizeischen Venus ein Hemd an: das schöne Weib ist fort und das interessante Frauenzimmer ist da. Die pikanten Verhüllungen von Thatsachen, bei denen ruhig betrachtet doch nichts Besonderes dahinter ist, steigern die Sinnlichkeit, und wer weiß, ob das, was man Unzucht nennt, im Menschengeschlecht bekannt wäre, wenn wir der Mutter Natur gehorchten. Die Mutter Natur thut nichts, worüber sie sich zu schämen brauchte.

Nicht zu leugnen, daß ich mit gewissen Andeutungen manchmal besondere Zwecke verfolge. Wer meine steirischen Schwänke: „Da Pforer und sei Fiderl", „Da Stiefelknecht" u. s. w. kennt, der versteht mich. Es muß manchmal gezeigt werden, daß es nicht wahr ist, wenn manche Menschen sagen, für sie sei die Natur nicht vorhanden. Wir alle haben Ursache, demütig zu sein, und wer mir manchmal allzu hoffärtig wird, den zupfe ich gern ein wenig beim Ohrläppchen: Vergiß nicht, daß du ein Sohn Adams bist! Besonders Ehrenrühriges ist in dieser Verwandtschaftlichkeit ja nicht enthalten.

Im allgemeinen interessieren uns die Vorgänge der Liebe ganz ungeheuer, eben weil sie voller Geheimnisse sind und von uns nicht begründet und erklärt werden können. Je unbefangener, desto näher der Sittlichkeit. Ich habe in meinem mannigfaltigen Leben häufig die Erfahrung gemacht, daß, je mehr und ängstlicher eine Person oder eine Gesellschaftsklasse verdeckt, desto mehr hat sie Ursache zu verdecken. Auf dem Lande draußen giebt es weniger unnatürliche Sünder und mehr „natürliche Kinder". — Ich übe einstweilen als Menschenschilderer mein gutes

Recht aus. Der sittlich Gesunde kann unbedenklich mit mir gehen, die übrigen seien gewarnt vor mir . . . .

III.

Gleich im vorhinein — von Musik verstehe ich nichts, begreife es nicht einmal, daß man Musik verstehen kann, daß Musik zu verstehen ist. Verstehen, das ist ja eine Verstandessache; Musik aber gehört zur Kunst, und Kunst hat es nach meiner Meinung mehr mit der Empfindung, mit den Sinnen, mit dem Herzen zu thun.

Demnach wäre Kunst, und folglich auch Musik eine allgemein menschliche Angelegenheit, und wenn es so steht, hätte allerdings auch ich das Recht, mitzusprechen, um zu sagen, wie auf einen, musikalisch ganz ungebildeten Menschen die Musik wirkt. Es läuft bei der Kunstliebhaberei viel Heuchelei mit unter; eine erkünstelte Begeisterung für berühmte Meister und Werke verleiht einen so feinen und billigen Anstrich von Bildung. Seien wir in Gottes Namen lieber einmal ungebildet als unwahr.

Ich packe sogleich den Stier bei den Hörnern, die Musik bei Wagner. Mit Wagner selbst wäre vielleicht eine Verständigung möglich, die Wagnerianer jedoch werden mich gleich töten wollen. Um so eiliger habe ich's mit meinem Bekenntnisse. Der Musik von Bach, Haydn und Mozart, selbst von Verdi verdanke ich die seligsten Genüsse, das schicke ich voraus.

Oft in unseren Tagen, wenn die Wagnersche Musik gepriesen wird, ist mir angst und bang. Wohl halte ich den Meister von Bayreuth für einen bedeutenden Menschen, für einen beachtenswerten Dichter, für einen großen Philo-

sophen — allein seine Musik, mit der weiß ich nichts anzufangen, sie thut einfach meinem Ohre weh. — Damit habe ich mir das Todesurteil gesprochen.

Aber der arme Sünder hatte auf dem Schaffot noch ein Wort frei; von diesem alten Rechte mache ich Gebrauch. Soviel ich erfahren habe, ist die Wagnerfrage mehr Prinzipien- als Gefühlssache; die Wagnerapostel verlangen, gleich den Priestern, unbedingtes Glauben vorweg. Um selig zu werden, muß man wissen und glauben, daß in Wagners Zukunftsmusik die Kunst zur höchsten Vollendung emporgestiegen ist. Ich kenne Wagnerianer, sonst vernünftige und geistvolle Männer, welche nicht erst fragen, ob in jemandem überhaupt Neigung, Gefühl und Bildung für Musik vorhanden sei, die es einfach für unnatürlich halten, daß jemand an einer Wagnerschen Oper nicht Gefallen finden könne, daß nicht jeder auf das höchste entzückt sein müsse. Und allein diese phänomenale Begeisterung läßt mich vermuten, daß in Wagners Musik etwas großes sein wird — andere Beweise dafür habe ich nicht.

Vorurteil ist keines da. Die sozialen, humanitären Bestrebungen Richard Wagners waren mir von jeher sympathisch, kein Wunder daher, daß ich oft mit erwartungsvoller Sammlung und Andacht zu seinen Opern ging. Im Wiener Opernhause habe ich den vollendetsten Vorstellungen von Lohengrin, den Meistersingern u. s. w. beigewohnt. Das meiste darin hat mich interessiert, vieles erregt, manches sogar erwärmt, aber wahrhaft ins Herz gegangen ist mir fast nichts. Das ganze hat mich ermüdet.

Zwar will das nicht viel sagen, vermag es doch auch Schubert, Weber, selbst Beethoven selten genug, mir es

anzuthun. Wenn ursprünglich zur Stunde die Stimmung in mir nicht vorhanden ist, die Musik erzeugt sie nicht; ist aber die rechte Stimmung da, dann kann die Musik sie erhöhen zur Begeisterung und zum glühendsten Entzücken. Also wirkt die Musik in mir nicht schöpferisch wie ein Samenkorn, sondern anregend, kräftigend, Vorhandenes steigernd und ausbildend, wie Regen und Sonnenschein im befruchteten Erdreiche. Darum muß ich vorwegs dazu aufgelegt sein, wenn ich von Musik einen Genuß haben will; bin ich betrübt, so kann mich kein Mozart befreien, bin ich weltlich gestimmt, vermag mich kein Bach zu erheben, und zur Stunde trüber Verfassung, sind mir die Klänge eines Strauß lästig wie summende Mücken unter schwülem Hochsommerhimmel.

Ich kenne keine Musiknote, ich bin in allen musikalischen Instrumenten ungeschult. Und doch gab, ja giebt es schwache Stunden, in welchen ich der Versuchung nicht widerstehen kann, zu vorhandenem Texte Melodien zu erfinden, oder auf Zither oder Klavier, die ich dazu noch gar nicht zu handhaben weiß, phantastische Stimmungsbilder zu komponieren. Zur Unterstützung meines Gedächtnisses habe ich die Tasten mit Nummern gemerkt, die ich dann je nach der Tonfolge einer Komposition der Reihe nach auf ein Blatt schreibe, um sie später wieder herabspielen zu können. Also habe ich in meiner Jugend zu vorhandenen Vierzeiligen ein paar sehr einfache Melodien gedichtet und fixiert, die heute noch in meiner Heimatsgegend gesungen werden. — Vertraut bin ich nur mit jener Art von Musik, die der akademische Musiker zur Kunst eigentlich gar nicht zählen will — mit dem Volksliede.

Mein alter Schullehrer Michel Patterer hatte die Kunstmusik, wie sie eben damals bei uns in der Kirche war, und die Volksmelodie folgendermaßen voneinander unterschieden: Die Musik kann man machen, das Lied muß man finden. — Und ich glaube: wer ein Lied findet, das auf die Herzen einfacher Menschen wirkt und in denselben Jahrhunderte lang fortlebt, der hat mehr für die Menschheit gethan, als einer, der große Opern schreibt, welche nur von musikalisch geschulten Leuten vermittelst Kommentar „verstanden" werden können. Es giebt einfache Arien, man weiß nicht, wann und von wem sie gefunden wurden, sie sind vielleicht uralt, vererben sich unzerstörbar fort, von Geschlecht zu Geschlecht, überdauern mancherlei musikalische Kunstrichtungen, sind ein goldener Faden, der die Herzen der Alten und Neuen miteinander verbindet, und bleiben jedem mundgerecht wie das Sprichwort. Das Sprichwort war der Keim zu den Lehren der Philosophen, das Volkslied war der Keim der Kunstmusik. Ich weiß, daß es auch eine gegenteilige Ansicht giebt, so als ob das Sprichwort ein Auszug aus den Philosophen, das Volkslied ein Auszug aus der Kunstmusik wäre; diese Ansicht kann nur ganz bedingt und ausnahmsweise richtig sein.

Die Musik des Volkes ist der Tanz, der Marsch, das Lied. Meine Sache war der Tanz, der Walzer, die Polka u. s. w. nie; um so lieber bewegte ich meine Glieder nach dem Marsche. Aber es giebt auch einen Rhythmus, nach dem die Seele tanzt und marschiert — eben das Lied. Das Lied herzt sich ein. Je öfter ich eine bestimmte Melodie höre, desto lieber wird sie mir. Ein altes Lied rührt mich leicht zu Thränen, und so habe ich mich schon gefragt, ob es wohl das Musikalische daran sei, welches

mich bewegt, oder nicht etwa die Macht der Erinnerung, die Stimmung längst vergangener Zeiten, welche durch das Lied aufgeweckt werden? Eine ähnliche Wirkung hat für mich auch der Duft einer Blume, des Waldes, der Geruch feuchter Erdschollen, des reifen Kornfeldes.

Nach dem Volksliede am nächsten kommt mir das, was der Kirchenmusik ähnelt; die getragenen, majestätisch feierlichen Klänge nehmen mich mit. Doch wie gesagt, muß ich ein Musikstück öfter hören, bis es anfängt, mir zu gefallen, und in der Kirchenmusik rauscht mir mein vergangenes Leben an der zitternden Seele vorüber. Haydns „Schöpfung" trat mich schon das erste Mal (in meinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre zu Graz) gewaltig an; vielleicht weil die Kirchen- und Pastoralmusik schon in mir vorgearbeitet hatte. Da existiert eine alte Weihnachtsmesse von Schiedermeier (weiß gar nicht, ob ich den Namen richtig schreibe), die, so oft ich sie höre, mir mit ihren fast weltlich jauchzenden Hirtenklängen und süßen Wiegenmelodien alle Weihnachtsfreude meiner Kindheit wiederbringt. Wenn ich zum Beisatz nun eine moderne Oper nennen darf, so sage ich, daß der Sterbegesang in Verdis „Aida" auf mich wirkt, als hätte ich denselben in einem anderen Leben schon gehört.

Nach diesen meinen wenigen Kunstgenüssen ahne ich die Seligkeit, die aus den Himmeln der Musik niedergesunken ist auf andere.

Wie leicht müssen musikalische Naturen zu befriedigen sein! Die unglaublichsten Ungereimtheiten merken sie nicht, wenn es nur Musik giebt. Gott, was wäre darüber zu sagen! Ich dürfte, um Musik nach meiner Art recht genießen zu können, während einer Musik mit den leiblichen

Augen nichts sehen müssen, keine theatralischen Gaukeleien (von wirklicher dramatischer Kunst kann bei einer Oper doch nur ausnahmsweise die Rede sein), kein Publikum, dürfte kein Händeklatschen, kein Bravogeschrei hören müssen — daß nichts mich störe und zerstreue, daß nichts vorhanden sei, als die Musik und ich. —

Die Oper war übrigens immer etwas Widernatürliches. Als ich in meinem 23. Jahre das erste Mal einer Oper beigewohnt — hatte ich mit einem Lachreiz zu kämpfen, wie seither weder bei einer Operette noch bei einer Posse. Daß da die Leute in den ernstesten Situationen einander ansangen, kam mir so über die Maßen komisch vor, daß ich insgeheim meinen Gott und Herrn anflehte, er möchte mich, da die Zuschauer gar so tief gerührt waren, doch vor dem Ausplatzen in Gelächter bewahren! — Man wird alles gewohnt, und so ist mir in der Oper das Lachen allmählich vergangen. Sagen und Fabeln von Hexenstücken und Geistererscheinungen können geglaubt werden, sind geglaubt worden; aber eine gesungene Einladung, ins Haus zu treten, eine schallend gesungene Liebeserklärung bei heimlichem Verhältnisse, ein gesungener Zweikampf, bei welchem die in höchster Wut Steitenden und Sterbenden tadellos nach Noten singen — ist das im Leben je vorgekommen oder ist im Menschen ein Bedürfnis vorhanden, daß es vorkomme? — Was im Leben ganz und gar unmöglich ist, kann nicht das höchste in der Kunst sein. Wenn mir eingewendet wird, daß auch der Bauer manchmal seine Liebeserklärung in Vierzeiligen singt, so sage ich, daß er die Liedform bloß zur Ausschmückung seines Werbens benutzt; die wirkliche Werbung wird er immer in der Form ernsthafter und vernünftiger Leute vorbringen, weil die

gesungene, von welcher zwar jetzt gesagt wird, daß sie die höchste, potenzierteste sei, ihn einfach lächerlich machen würde. Ich glaube, daß die Menschen selbst auf dem Höhepunkte ihrer seelischen Entwickelung niemals in der Art kunstsinnig sein werden, daß sie singend einander Geheimnisse anvertrauen, singend morden, verzweifeln und sterben.

Und wenn man wirklich auch in der Oper einen großen musikalischen Genuß haben kann, wieso dulden wir, daß man gerade die schönsten Stellen mit dem wilden, alle musikalische Stimmung roh zerstörenden Applaus unterbrechen und vernichten darf! Mitten in einer Tragödie im Publikum ein Gassenhauer könnte mir nicht so zuwider sein, als der Applaus mitten in der Oper oder im Konzert. Beim durch Applaus gestörten Drama kann man sich nötigenfalls mit Denken und Phantasie helfen; die Wirkung der Musik bleibt durch den Spektakel zerstört. Dankbare Ehrenbezeugung! wird man sagen. Gut, so seid entzückt, aber schädigt durch allzu laute Dankbarkeit nicht das, was euch entzückt hat. Wem fällt es ein, in einer Gemäldeausstellung die schönsten Bilder mit Kränzen und Bändern zu verdecken? Aber das musikalische Bild, mit welchem durch kostbare Mittel die Stimmung des Hörers mühevoll aufgebaut wurde, darf in seinen herrlichsten Nachklängen brutal unterbrochen werden! Ich bin so dreist, zu behaupten: wer das kann und entschuldigt, der weiß von Musik noch weniger, als ich.

Meine Jugend war überaus sangesfroh und musikfreudig. Doch scheint sich das mit dem Nahen des Alters verlieren zu wollen. Das gesetzte Alter bringt schon durch eine geläuterte Weltanschauung eine gewisse Harmonie in

das menschliche Gemüt, wodurch vielleicht das künstliche Herstellen einer harmonischen Seelenstimmung leichter entbehrlich wird. Bei mir hat das Auge alle anderen Sinneswerkzeuge überholt; meinen größten Genuß und Lebensrhythmus finde ich im Anschauen der Naturschönheiten. Ein schönes, friedliches, sonnig-heiteres, oder ein gewitterdüsteres, sturmdurchbraustes Landschaftsbild entwickelt in mir jene selige Hochstimmung, die man sonst bei Mozart'scher, Bach'scher oder Beethoven'scher Musik empfunden hat.

Ja, auch das Anschauen der ewig vollendeten Natur, das Empfinden einer harmonischen inneren Welt, das Innewerden edler Menschen und Thaten ist musikalischer Genuß, denn alle Schönheit und Güte ist Musik.

IV.

Nichts ist nach meiner Ansicht für das innere Glück eines Menschen gefährlicher als der erwachte Ehrgeiz. Er ist so friedlos unersättlich, wie der Geldgeiz, und wenn ihm nicht immer gefrönt wird, windet er sich in Qualen, wie ein Verdammter. Die Befriedigung oder vielmehr Fütterung des Ungeheuers Geldgeiz hängt doch zum großen Teile von dem Individuum ab; Geld läßt sich mit eigener Thätigkeit erwerben, gewinnen, ergaunern. Der Ehrgeiz muß warten, lauern, bis ihn die Mitwelt freiwillig nährt; er kann nichts dazuthun, denn sonst fällt ihm leicht das Gegenteil von dem, nach was er mit allen Sinnen seines Wesens dürstet.

Der Ehrgeiz, heißt es, sei dem Künstler, dem Dichter eine Triebfeder zum Thaten und Schaffen. Darüber ließe

sich streiten. Beim Kriegshelden mag das zutreffen; den Künstler denke ich mir vor allem für das Kunstwerk erglüht, er muß es schaffen, muß seiner Seele Gestalt geben und sollte er darüber ewiger Schmach verfallen. Weil nun aber die Künstlerlaufbahn eine Rennbahn geworden ist, weil die Gleichartigkeit so vieler Talente eine Konkurrenz hervorbringt, die der Geschäftskonkurrenz aufs Haar ähnlich sieht, und weil die Kunst auf den Markt geworfen wird, wo sie nach Sold begehrt, und weil die Welt lieber mit Ehre honoriert, als mit Geld, so hat sich dementsprechend der Geldgeiz zum Ehrgeize umgestaltet.

Es ließe sich auf dem Wege der Kultur-, speziell der Kunstgeschichte sehr klar ausführen, daß der Ehrgeiz keine Naturnotwendigkeit des Künstlers ist, daß er wie eine Unart, wie eine Berufskrankheit dem Künstler, Dichter, Gelehrten anerzogen worden, und endlich daß er für den Strebenden und Ausübenden zeitweilig vielleicht vom Vorteile, für den Menschen aber fast immer zum Unheil ist.

Ich stehe auch in jenen Reihen, in denen der Ehrgeiz seine Opfer fordert. Links und rechts sehe ich sie sich erheben, links und rechts sehe ich sie fallen. Mit welcher Philosophie rüste ich mich? Mein Denken und Arbeiten ist von jeher darauf hinausgegangen, in meinem Gemüte ein wohlthuendes Gleichgewicht zu erhalten, zu dessen Bewußtsein ich im Laufe meines Weltlebens gekommen bin, und das mir unendlich wertvoller ist als alles andere, was die Leute an mir rühmen, lieben oder hassen mögen. Von allen Feinden dieser inneren Harmonie hat mir der Ehrgeiz am meisten zu schaffen gegeben. Das ist ein schlimmer Geselle. Zuerst macht er der Eitelkeit den Hof, die er ja fast bei allen jungen Leuten vorfinden kann.

Was da Neues aufsteht oder von einigem allgemeinen Interesse geschaffen wird, das verkündet die Publizistik. Ohne Vorurteil wird sie einen jungen Schaffenden, der noch keine Freunde und keine Feinde hat, einführen; gewöhnlich läßt sie dabei das Wohlwollen vorherrschen. Und welche Revolution richtet das in dem derart Eingeführten an! Ihm ist, als wären alle Augen der Welt auf ihn gerichtet, alle Herzen der Welt von ihm voll. Es fällt ihm nicht ein, zu erwägen, wie gleichgiltig es ihn läßt, wenn er einen fremden Namen das erste Mal in der Zeitung liest, wie kühl er das Lob vernimmt, das bedeutenden Männern öffentlich gezollt wird, und daß es ähnlich auch bei anderen Leuten sein könnte. Er hält sich für eine Ausnahme und das ist die erste Täuschung, der er seine Seelenruhe opfert.

Mich hat ein klarsehender Mann zu rechter Zeit auf die Gefahr aufmerksam gemacht: Freund, du bist noch lange nichts; sie wollen erst etwas aus dir machen. — Selbstverständlich war ich über eine solche Verdunkelung meines günstigen Sternes anfangs empört, bald kam in mir aber doch die Vernunft zum Wort und die sagte: Den Wert hat die nachsichtige Beurteilung deines ersten Produktes, daß sie dir Freunde finden ließ, daß du durch sie dich jetzt deiner Neigung hingeben und vielleicht Schriftsteller werden kannst. — Von dieser praktischen Seite habe ich demnach das Zeitungslob gewürdigt und von diesem Standpunkte aus muß jeder Autor und Künstler der Presse als der Ausruferin seines Könnens, als der Vermittlerin seiner Popularität von Herzen dankbar sein.

Das ist eine Reklame, die jeder von uns bedarf, die keiner verschmähen wird und die unsere publizistischen

Organe, nach ihrer eigenen Schätzung des Talentes oder des Verdienstes, schuldig sind zu leisten.

Nun kann's geschehen, daß der Autor oder Künstler den Publizisten zu beeinflussen sucht, auf daß letzterer die Fehler eines Werkes übersehe, die Vorzüge desselben darstelle und womöglich noch vergrößere; oder ein Schriftsteller thut das ungeheißen, um dem Andern zu schmeicheln und etwa gelegentlich denselben zu einem Gegenlob zu verbinden. Es soll ein ähnlicher Fall irgendwo vorgekommen sein, wenigstens herrscht in der Schriftstellerwelt die Neigung vor, dergleichen an allen Enden zu wittern.

Wenn einer, der für das große Publikum thätig ist, behauptet, ihm sei alle Reklame in die Seele hinein verhaßt, so ist das nichts, als Ziererei, die sich eben unter der Maske der Bescheidenheit das, was sie scheinbar ablehnt, erschleichen will. Uns ist eine anständige Reklame das, was dem Wirt das Schild über seiner Hausthür; aber ein Schild, stehe ihm das Wörtchen „der" oder „das" voran, muß blank sein und rein, eine Schutz- und Ehrentafel dem Träger.

Wenn ein Verleger den Namen und die Darlegung wirklicher oder angeblicher Verdienste seines Autors mit Berechnung und Finten Millionen und Millionen von Leuten in die Hände spielt, die Aufmerksamkeit und das Interesse dafür zu erregen sucht, so ist das dem Autor nach seinem persönlichen Gefühle wahrscheinlich selten angenehm; er wird erwägen, ob er durch eine aufdringliche Reklame nicht etwa einen Würdigeren verdränge, ob die Lärmtrommel dem Charakter seiner Schöpfung entspreche und ob seine Genugthuung wohl in dem Beifall der großen Menge bestehen könne? Aber da er einmal nicht verschmäht

hat, ja bei seinem Hange, leben zu wollen, nicht verschmähen konnte, sein Produkt dem Verleger zu verkaufen, so hat er sich dem Kaufmann begeben, seine Schöpfung ist Ware geworden und er hat weder Recht noch Mittel, dem Verleger die Geschäftsmanipulation — so lange dieselbe in den Grenzen landläufiger Ehrenhaftigkeit bleibt — zu verbieten. Was hierin zu zähmen, zu mildern ist, das thut er; des Weiteren sitzt er in seiner stillen Zelle, läßt die Feuerwerke draußen knattern und verzucken, und an sich die innere Stimme Richter sein über das Gute und Schlechte, das er geleistet.

Dieser inneren Stimme — dem unbestechlichsten, dem strengsten aller Richter — werden auch etwaige Zeitungskritiken nicht viel anzuhaben vermögen. So lange ein Autor an seinem Werke arbeitet, in demselben lebt, wird und muß er davon beseelt sein, so wie er es beseelt; ist es ihm aber einmal gegenständlich geworden, etwa gar in dem Grade, daß — was auch vorkommt — er Idee und Handlung einer betreffenden Erzählung vergessen hat, und er liest das Werk wie ein fremdes, dann wird es keiner so gut, als er selbst beurteilen können.

Übrigens werden es die meisten Schaffenden trotzdem vorziehen, von der Presse unbegründet gelobt, als begründet getadelt zu werden. Mich würde vor öffentlichem Lobe nur dann ekeln, wenn es dem Koterienwesen oder anderer eigennütziger Wohlrednerei entspränge.

Zu Anfang meiner schriftstellerischen Laufbahn hat mir mancher wohlmeinend geraten, ich solle von Redaktion zu Redaktion gehen und mir Freunde erwerben. Wirklich habe ich meinen Fuß ein paarmal in große Zeitungswerkstätten gesetzt, in der Absicht, für wohlwollende Notizen,

die man mir Neuling wie ein Almosen gereicht, zu danken, aber jedesmal hat mich ein inneres Grauen, das den Femdling in den Stuben der Zeitungsschreiber anzuwandeln pflegt, wieder unverrichteter Sache zurückgeschreckt. Die Vorwürfe eines erfahrenen Freundes, daß ich das Geschäft nicht verstünde, daß die Herren nicht zu mir kommen würden mit der Bitte, mich in ihren Blättern protegieren zu dürfen, daß ich's bei meiner Sprödigkeit und Blödigkeit zu nichts bringen würde — diese Vorwürfe habe ich willig ertragen und habe es bis heute nicht zu bereuen gehabt, die Journalistik niemals durch unwürdige Zumutungen geschändet zu haben.

Persönlichen Freunden, die der Schriftsteller in der Journalistenwelt schon durch die Ähnlichkeit des Berufes besitzen mag, kann er seine Achtung nicht besser bezeigen, als indem er ihnen gegenüber seine schriftstellerische Thätigkeit nicht vordränge, sondern alles vermeide, was auch nur im entferntesten einem Kokettieren mit ihrer kritischen Macht und Gunst ähnlich sieht. Eher mag der Autor Gelegenheit nehmen, solche litterarische Freunde — für den Fall sie sein Verleger mit Rezensionsexemplaren bedenkt — zu mahnen, sich bei der Besprechung von der persönlichen Sympathie ja nicht bestimmen zu lassen. Übergeben sie das Buch zur Rezension einem Fernestehenden, um so besser.

Wer, um selbst den Schein von Kameraderie zu vermeiden, sich von allen journalistischen und litterarischen Vereinen fern hält, der geht in seiner Vorsicht zwar weit; daß er zu weit ginge, ich getraue es mir nicht zu behaupten.

Mancher Rezensent hat die wunderliche Ambition, den Dichtern das Fach vorzuschreiben, in dem sie dichten sollen. Da soll der eine nur Theaterstücke dichten, der

andere bloß Epen, der dritte nichts als Dorfgeschichten. Ein Wiener Journal hat mir seinerzeit mit jenem gewinnenden Wohlwollen, mit welchem hohe Herren zu armen Schluckern zu sprechen pflegen, wiederholt geraten, aus dem engen Bereiche meiner Fähigkeit, der steirischen Dorfgeschichte, ja nicht hinauszutreten, auf dem Parquet des Salons wäre ich unfehlbar verloren. Gewiß sehr wahr! Aber mich ritt der Teufel, ich setzte mich hin und schrieb lose Salon- und Künstlernovelletten einen ganzen Band, den ich unter fremdem Namen veröffentlichte. Über diese Novelletten sagte das obengenannte Blatt liebenswürdige Worte, rühmte ihnen Witz, Grazie und Flottheit nach, meinte, daß dieses Buch offenbar der guten Wiener Gesellschaft entstamme und daß der Verfasser ein den feinen Ständen angehöriger, begabter Maler sein müsse.

Nun ja, derlei muntere Erlebnisse wird jeder Schriftsteller zu erzählen wissen.

Ich schreibe der Tageskritik, als immer nur dem flüchtigen Urteile eines einzelnen, der weder allemal die Zeit noch die Stimmung zur Hand hat, ein Buch seinem thatsächlichen Wert oder Unwert nach zu beurteilen — ich schreibe ihr nicht jenen Wert zu, dem man eine litterarische Wohlanständigkeit zum Opfer bringen möchte. Ich darf das aussprechen, ohne den Verdacht auf mich zu laden, als hätte ich persönlicher Gereiztheit Luft zu machen; mir hat sich die journalistische Kritik stets freundlich bewiesen. Sie ist ein Gegenstand meiner Dankbarkeit, aber ein Gegenstand meines Ehrgeizes kann sie nicht sein.

Den Ehrgeiz müßte man doch an eine etwas weniger wandelbare Sache hängen. Wer sich da im Traum wiegt, daß man ihm Denkmale bauen, daß sein Name in der

Geschichte seines Volkes dem künftigen Jahrhundert glänzen werde, daß seine Werke nach dreißig Jahren noch Staat machen würden, und was derlei Phantasiebilder mehr sind — der ist zu bedauern, der bitteren Enttäuschungen wegen, die ihn noch bei Lebzeiten treffen können. Mancher hat sich lange gesträubt gegen den Gedanken, daß eine scharf ausgeprägte litterarische Richtung, ein eigenartiger Schriftsteller in den meisten Fällen Modesache ist, daß der Geschmack des Publikums sich plötzlich mit dem Wechsel der Saison ändern kann. Dann ist „erkünstelt", was früher „Natur" gewesen, „läppisch", was früher „naiv" war, „kokette Selbstbespiegelung", was früher „liebenswürdige Offenheit", „aufdringlich moralisierend", was früher „von tiefem sittlichen Ernste" war, „komisch", was früher wie „feiner Humor", „traurig", was sonst „tragisch erschütternd" gewirkt hat. Der Mann hat sich „überlebt", „ausgeschrieben", ist einer „widerlichen Manieriertheit verfallen", und was derlei zu hören einem alternden Autor von der dankbaren Mitwelt eben passieren kann.

So habe ich vor und neben mir viele stehen und fallen gesehen und dabei wohl an das alte Lied gedacht: Heute ist's an dir, morgen ist's an mir.

Noch viel armseliger als der Ruhmsüchtige ist freilich der daran, welcher aus seinem Talente Geld prägen will. Selbst wenn's gelänge! Ist eine poetisch-beanlagte, eine Künstlernatur mit Geld, und was man damit kaufen kann, jemals selig zu machen? Nein, nach dieser Seite hin liegt das Glück nicht.

Ich bin einmal so hablos gewesen, daß ich nichts mein nennen konnte, als das Gewand am Leibe und das Ränzlein mit dem Arbeiterwerkzeug. Und käme es auf

mich allein an, ich würde heute willig wieder zurückkehren in das friedliche Dachstübchen und nichts mitnehmen, als die gesunde Arbeitsfreude und die Liebe zum grünen Walde.

Die Güter und der Ruhm, das sind recht hübsche Dinge, aber imponieren können sie nicht. Hätte ich sie, ich würde sie ertragen, wie ich schon manches auf dieser Welt ertragen habe, ohne dadurch groß oder klein geworden zu sein. —

V.

Ein Merkmal hervorragender, seltener, rücksichtslos thatkräftiger Männer ist die Einseitigkeit. Alexander sah sein Ideal in der Unterwerfung der Völker, Danton in der Vernichtung der Fürsten; die alten Griechen fanden ihren Zweck im heiteren Genusse des Lebens, die katholischen Heiligen in der Abtötung des Fleisches. Rousseau suchte das Glück der Menschen in der Einfachheit und Bedürfnislosigkeit, moderne Geister glauben es in der Alleswisserei und Allesgenießerei erjagen zu können. Nur wenige Sterbliche waren so groß als Goethe, der viel- und allseitig sein konnte, ohne zu verflachen. Die Vielwisserei ist noch nicht Vielseitigkeit; die wahre Vielseitigkeit bedeutet Gleichgewicht in der Weltanschauung.

Die Jugend ist einseitig; das ist ein Glück, denn es ist die Ursprünglichkeit. Das Alter kann es auch sein, das ist ein Jammer, denn es ist die Verbohrtheit. Bildung haben, nenne ich die Fähigkeit besitzen, jedes Ding von seinen verschiedenen Seiten objektiv verstehend betrachten zu können. Der Keim zu solcher harmonischer Entwickelung

liegt meiner Meinung nach in vielen Menschen, nur darf dieser Keim nicht mißkannt werden.

Ich war in meiner Jugend fast so einseitig, wie ein großer Mann oder ein Thor. Meine Ansichten — ich hatte wirklich auch als Bauernjunge welche — über Fürsten, Staat und Volk waren echt mittelalterlich, ja manchmal fast ein wenig orientalisch. Das machten die alten Rittergeschichten und Märchen, die im Landvolke gangbar sind. Ich war stark extrem und verfocht meinen Standpunkt leidenschaftlich. Ja, ich suchte Gelegenheit, um für meine Sache Lanzen zu brechen; der Widerspruchsgeist stand auf und das war schon die erste Lebensäußerung des Keimes zur Entwickelung. Ich suchte mir Gegner und widersprach ihnen, doch vielleicht nicht sosehr, um sie zu bekehren, sondern um sie zur Darlegung ihres Standpunktes herauszufordern, also um an der Sache eine neue Seite kennen zu lernen. Das mag anfangs allerdings ohne derlei Absicht geschehen sein, aber da ich mich bei solchen Wortkämpfen allemal angeregt fühlte, da durch die Einwände des Gegners, die auch nicht immer glimpflichster Natur waren, meine Gedankenthätigkeit angestachelt, meine rhetorischen Kräfte gewaltsam herausgefordert und dadurch geübt wurden, so fand ich nach und nach eine wahre Lust am Streiten über Kaiser und König, Papst und Luther, Gott und Unsterblichkeit.

Daß in der Bauernschaft des Waldlandes nicht viele Gegner zu finden waren, weil mir jeder, mit dem ich anhub, alsogleich beigab — was ihm die wenigsten Gedankenauslagen verursachte — das ist wohl leicht zu glauben. Einen hatte ich aber doch, mit dem sich was machen ließ. Das war ein Kohlenbrenner, ein sehr belesener und ein

stark grübelnder Mann. Er hatte allerlei sehr alte, wunderliche, ja nachgerade verdächtige Bücher und kaufte sich hie und da einen neuen Kalender oder sonst ein schädliches Buch. Er stand auch im Geruche der Zauberei, obwohl sich nichts Rechtes nachweisen ließ. Die „Schwarzkünste“, die er bisweilen im Wirtshause zum besten gab, schadeten gerade niemand, außer daß ihnen mancher ein Glas Most verwettete. Mit diesem Manne ließ sich streiten, und wir thaten es mündlich und schriftlich. Er wußte scharf drein zu gehen und kam mir bisweilen höchst ungelegen mit mich schlagenden Citaten aus der Apostelgeschichte und den Kirchenvätern — also meinen eigenen Gewährsmännern. Aber ich war schlau und machte ihm durch kühne Wortverdrehungen und Auslegungen allerhand Taschenkünste, die dem guten Kohlenbrenner für den Augenblick mehr imponierten, als mir seine Spiele mit Karten, Bändern und Geldmünzen. Und wenn er mir endlich beistimmte, so daß er wirklich auch auf meinem Punkte stand — hops! war ich auf dem seinen drüben und nun verfocht ich den Gegenstand mit derselben Niederträchtigkeit, mit der ich ihn früher bekämpft hatte.

Und so ist es mir schon damals klar geworden, daß jedes Ding mit dem gleichen Rechte, oder wenigstens Schein des Rechtes, von den verschiedensten Seiten aufgefaßt, vertheidigt und verworfen werden kann.

Mit solcher Vorschule kam ich in meinem zweiundzwanzigsten Lebensjahre in die Welt. Das erste, was mir in der fremdartigen Umgebung beifiel, war: Hier wird es vorläufig wohl am besten sein, Du bist still und hörst zu, wie andere streiten.

Nun hatte sich aber — alsbald nach meinem Eintritt in die Stadt — ein junger Mann mir freundschaftlich angeschlossen, ein Schriftsetzer Namens Robert Wagner. Er war in meinem Alter, interessierte sich für meine poetischen und sonstigen künstlerischen Versuche, denn ich zeichnete und malte auch, machte Musik mit der Zither oder Maultrommel und wußte muntere Vierzeilige zu singen. Er war der erste gewesen, der den armen Bauernburschen, welcher in einem blauen Handbündel seine irdischen Güter trug, eines Abends auf dem Grazer Bahnhofe begrüßte und ihm seine Kammer als Nachtherberge bot.

Robert Wagner und ich wurden unzertrennliche Freunde. Eine Krankheit hatte ihn stark schwerhörig gemacht, auch war sein Äußeres nicht eben empfehlend; er hatte Eigenschaften, wie man sie an Schiller beschreibt: eine magere, schlanke Gestalt mit vorgebeugtem Kopf, rote Haare, eine sommersprossige, fahle Gesichtsfarbe und nicht die graziösesten Bewegungen. Daher mied er die Gesellschaften; seine Standesgenossen wußten ihn übrigens zu achten, denn innerlich, was den Charakter anbelangt, war der Robert ein ganzer Kerl. Jede freie Stunde, die er nicht mir schenkte, benützte er zu seiner geistigen Ausbildung.

Wir haben viel Tüchtiges, aber auch viel Schabernack miteinander getrieben, denn er war im Grunde zu allem aufgelegt, wenn er muntere Teilnehmer dazu fand. Mehrmals hat er mich in den Ferien nach meiner Waldheimat begleitet und war dort so herzensdankbar und seelenglücklich über jede auch noch so geringe Aufmerksamkeit, die man ihm zuwandte.

Ich hatte ihn in der That lieb, erstens sah ich sein goldenes Herz, das, wie ich glaube, zu jedem Freundschafts-

dienst bereit gewesen wäre; zweitens wirkte er immer anregend und fördernd auf meine geistige Entwickelung. Wir studierten miteinander dieselben Gegenstände, schrieben uns dann gegenseitig in Briefform förmliche Abhandlungen darüber, wobei der eine selbstverständlich allemal das schwarz nannte, was dem andern weiß erschien. Eine solche Geistesgymnastik war für mich überaus wohlthätig und übte mich darin, die Dinge möglichst klar aus ihren Gründen und verschiedenen Seiten wachsen und bestehen zu sehen.

Als seine Lehrjahre in der Buchdruckerei Leykam zu Graz beendet waren, ging Robert in die Fremde. Er wanderte in Böhmen und Sachsen, am Rhein und in der Schweiz, in Ungarn auch und Italien; oft ließ er längere Zeit nichts von sich hören. Ich wußte nur, daß er den sozialdemokratischen Bestrebungen nahegekommen war, im Dienste der Arbeiterführer wirkte und demnach seinem eigentlichen Berufe entfremdet wurde.

Ich wählte mir den besseren Teil und nahm ein junges, holdes Weib. In welcher Weise Robert aus der Fremde zu meiner Hochzeit erschien, ist in diesem Buche schon erzählt worden.

Später ist mein armer Robert Wagner immer tiefer in die sozialistische Arbeiterbewegung hineingeraten, gab radikale Umsturzblätter heraus, hielt Wanderpredigten in Arbeiterversammlungen, wurde mehrmals gemaßregelt und eingezogen, ließ sich in seiner Gutmütigkeit und Genossenschaftlichkeit aber immer wieder als Werkzeug der Partei gebrauchen, der er alles opferte, alles, was er war und hatte, und die ihn schließlich, als er mit einer Familie in Not und Elend lebte, krank und gebrochen so

ganz und gar verlassen hat. Er ist vor Jahren in Wien gestorben.

Und mit diesem unglücklichen Freunde habe ich über allerlei, was die Welt festhält und bewegt, viel Streit geführt. Das ist auch der einzige Gegner, von dem ich wirklich wünschen möchte, daß er sich von mir hätte bekehren lassen, wenigstens in der sozialen Frage — er wäre nicht zu Grunde gegangen.

Robert Wagner — um wieder auf mein Thema zu kommen — ist für die Entwickelung meiner Weltanschauung ein wesentlicher Anstoß gewesen. So einig wir im Leben waren, so entzweit waren wir stets in theoretischen Dingen und idealen Fragen. Er hat mich belehrt, aber niemals bekehrt. Es hatte sich zwischen uns das Verhältnis mit dem Kohlenbrenner von neuem abgespielt, jedoch unendlich mehr ausgeweitet und vertieft. Gerade durch die fast mathematische Entgegengesetztheit unserer Ansichten hatten wir uns gegenseitig ergänzt und waren zur Einheit geworden. So wie der Staat dem Gesellen, den er einerseits anklagt, andererseits einen Verteidiger giebt, so wollte ich den Dingen, die ich verurteilte, in Wagner einen Anwalt geben. Und sah ich von einer Sache nur die Lichtseiten, so hatte ich das Bedürfnis, daß mir jemand auch deren Schattenseiten vorhielt.

Ich erwog im Leben stets und verglich und gelangte endlich doch ganz unvermerkt sachte aus meiner ursprünglichen Stellung auf den objektiveren Standpunkt, von dem aus man die Welt von vorne und von hinten sehen kann. Duldsam bin ich gegen manches geworden, nur nicht gegen boshafte Auslegung von Dingen, die alle oder viele angehen.

Mich empört die stechende Zunge der Klatschbase, die von sich nur das Beste, von anderen das Schlimmste erzählt und das Gegenteil verschweigt. Mich empört ein Zelot, der sein Dogma selig preist und alle anderen Wege zum Himmel verdammt. Mich empört der Gelehrte, der seine Theorie als die einzig unfehlbare hinstellt, aus dem einen Grunde, weil er sie am besten begreift oder weil sie seinem Wesen am nächsten liegt. Mich empört der Politiker, der alle Tugenden der Menschen seiner Nation allein zuschreibt, alle Fehler und Armseligkeiten nur den fremden Nationalitäten andichtet, oft aus dem einzigen Grunde, weil sie — dasselbe treiben.

Die Welt ist voll von derlei Entstellungen und ich bin noch nicht alt genug, um darüber zu lachen.

Gerade der Schriftsteller, Dichter und Künstler muß ernster als irgend ein anderer der Objektivität, der unbestechbaren Allseitigkeit in seiner Weltanschauung zustreben, denn nur darin liegt der Grund zu seiner sittlichen und künstlerischen Größe.

Wenn mir jemand etwas zuleide thut, ohne böse Absicht, so ist es leicht, die Vorzüge von ihm trotzdem vor Augen zu behalten; wenn mich jemand aber erwiesenermaßen absichtlich kränkt, zu unterdrücken strebt und ich ihn als meinen Feind betrachten muß, da heißt es auf der Hut sein, daß ich ihm nicht Unrecht thue. Alle seine schlimmen Eigenschaften werden sich mir wie wohlrednerische Schmeichler aufdrängen, ihn zu verschwärzen; da kann man sich nicht lebhaft genug seine guten vorstellen, nicht emsig genug seine Gründe suchen und erwägen, die ihn drängten zu einer That, in der das Unrecht geschah. Er hatte Gründe, er hatte sie gewiß, und entsprangen sie auch nur

seiner Bosheit — wer kann für seine Artung? Sogar ein bißchen Sophisterei ist erlaubt, wenn die ehrliche Geradheit nicht ausreicht, seinen Feind zu entschuldigen.

Parteien, die mit einer sich theoretisch beigelegten oder praktisch angelebten „Überzeugung" durch Dick und Dünn, durch Recht und Unrecht gehen, konnten mich niemals brauchen und werden es niemals können. So sehr überzeugungstreu kann ich nicht sein, daß ich just mir und meiner Sache das zutraue, was ich allen anderen absprechen muß — die Unfehlbarkeit.

Also erwächst bisweilen aus solchem Widerspruchsgeist sein scheinbares Gegenteil, die Duldung. Aber aus einer solchen Duldung entsteht die Gleichgiltigkeit, höre ich einwenden. Ich frage, was der Gleichgiltigkeit näher steht, wenn ich eine Sache nur von einer Seite auffassen kann und die übrigen gleichgiltig ignoriere, oder wenn ich allen ihren Seiten Interesse und Beachtung entgegenbringe?

Ziemlich sicher ist, daß bei solcher Anlage das Gewissen leicht bleibt, doch auch der Geldbeutel. Und ebenso sicher ist, daß eine solche Anlage, wenn sie allgemein verbreitet wäre, der menschlichen Entwickelung nicht vom Vorteile sein würde, denn diese Entwickelung geht eher auf dem Wege der Leidenschaften, als auf dem des Rechtes vor sich. Der ruhige Beobachter muß freilich immer wieder zugestehen: Auf dieser Welt hat alles Platz und daher Berechtigung, es fragt sich nur: wo und wann? Der Tyrann, der Fanatiker, der Bösewicht muß eben so gut da sein, als dessen Gegensatz, es handelt sich ewig nur um's Gleichgewicht der Welt.

Ein Ding von mehreren Seiten zu betrachten, das hat übrigens auch jener Redakteur verstanden und zwar in seiner besonderen Weise.

Zu einem mir bekannten Zeitungsschreiber kam eines Tages der Gründer einer Bank.

„Wollen Sie, lieber Doktor, über das neue, für die Volkswirtschaft so eminent wichtige Geldinstitut ein hübsches Artikelchen in Ihr Wochenblatt schreiben?"

„Danke. Ich glaube, daß Ihr Geldinstitut für Sie zwar viel, aber für andere nichts wert ist."

„So scheint es Ihnen. Wenn Sie jedoch erfahren, daß wir in der Lage sind, für einen Artikel in einem kleinen Blatte hundert Gulden zu zahlen! Große Blätter honorieren wir noch besser."

„Honorieren? Der Schriftsteller kennt eine andere Ehre und wird trockenes Brot essen."

„Bedenken Sie aber, daß selbst ein trockenes Stück Brot zwei Seiten hat und daß man die eine derselben recht gerne mit Butter zu bestreichen pflegt. Also hundert Gulden!"

„Der Ehre eines Schriftstellers gegenüber ist Ihr Anerbieten eine Null!"

„Schön, so könnten wir diese Null hinten am Hunderter anhängen."

„Sie bieten 1000 Gulden? Dann wollen wir die Sache von einem andern Standpunkte aus auffassen."

Der Zeitungsschreiber schrieb einen glänzenden, überschwenglichen Artikel über das neue Geldinstitut und unterhalb desselben folgende Notiz:

„Wir sind zu diesem Artikel mit 1000 Gulden bestochen worden. Das Geld schenken wir dem hiesigen Ge-

meinde-Armenhaus zu besonderem Almosen für jene, die der oben besprochenen Bank ins Garn gegangen sein werden.

Die Redaktion."

Das war der andere Standpunkt, von dem aus der Mann die Sache auffaßte.

VI.

Wenn die Schriftsteller und Poeten von jeher ehrlich und mannhaft ihr eigenes Wesen, Leben und Erfahren dargethan hätten, die Weltlitteratur wäre eine bedeutendere, psychologisch vertieftere und auch allseitigere, als sie's ist, weil gar so viele singen, was sie nicht fühlen, und sagen, was sie nicht wissen.

So unbedeutend ist keines Menschen Leben, daß es — ins rechte Licht gestellt — nicht für die übrigen von Interesse sein könnte. Ist es nicht breit, so ist es tief; und wäre es auch seicht, um so leichter wird es von der Menge begriffen werden.

Verächtlich ist nur die Selbstgefälligkeit, die Beschönigung seines Ich; das ist ein Betrug, eine Fälschung des Thatbestandes. Wer seine Vorzüge darstellt, der muß sich entschuldigen; wer seine Schwächen und Fehler bekennt, der darf sie rechtfertigen, indem er die Geschichte derselben nicht verschweigt.

Wer jedes dritte Wort um ihn mißhört und nicht gesteht, daß er taub ist, der muß sich gefallen lassen, wenn man ihn für dumm hält. Und wie das wurmt, wenn man für dumm gehalten wird, das hat mehr oder minder Jeder schon erfahren. Nur einen habe ich gekannt, der sich den Vorwurf der Dummheit ruhig gefallen ließ — er war

nämlich gescheit genug. Ein zweiter wieder wollte lieber für gut gelten, denn für gescheit; auch ein Original. Ein dritter war bereit, alle Niederträchtigkeiten und Schurkereien zu vollführen, wenn er dadurch seine Schlauheit konstatieren konnte. Ein vierter stellte sich aus Klugheit einfältig und ein fünfter dachte: Wenn ich mich gebe, wie ich bin, so macht das mir am wenigsten Mühe und die anderen führe ich doch ad absurdum, weil kein Mensch glaubt, daß einer so ist, wie er sich stellt.

Mit diesem letzteren hätte nun ich schier die meiste Ähnlichkeit, nur daß ich bestrebt bin, mit den Leuten ins Klare zu kommen, anstatt sie ad absurdum zu führen.

Ohne Widersprüche geht's freilich selbst beim einfachsten Wesen nicht ab. Gröber ist selten einer gewesen, als ich und „liebenswürdiger“ haben sie selten einen genannt. Aber ich habe mir auf meine Grobheit niemals was zugute gethan und mich meiner Liebenswürdigkeit niemals geschämt. Das Gebot der Nächstenliebe habe ich nie höher geschraubt als: Du sollst deinem Mitmenschen nichts Böses thun. Traurig in einer Welt, in der man solch einen Gesellen schon liebenswürdig nennen muß!

Doch, du Verwegener, nun frage ich dich — das heißt mich: Du willst keinem was zu leiden geben? Dem einen ist es leid, daß du existierst; der andere haßt dich, weil du ihm keine Ursache giebst, dich zu hassen! — Über diese Erklärung bin ich sehr geschmeichelt, aber sie ist denn doch zu höflich. Jeder erzieht sich seine Feinde selber; mir sind manche mißraten. Manchem meiner Wegsgenossen habe ich Gutes mit Üblem vergolten, habe ihn unabsichtlich gekränkt und absichtlich gescholten — er hat mir verziehen und ist mein Freund geblieben. Manch

anderem habe ich Liebes gewollt, bin ihm treuherzig genaht und seines Glückes wegen glücklich gewesen — das ist zwar all nichts Gutes, aber auch nichts Böses — und er ist doch mein Feind geworden. Freunde verliert man durch Mißerfolge, Feinde gewinnt man durch Erfolge, das ist selbstverständlich; aber daß letztere sich selbst die gutmütigsten Menschen auf viel einfachere Weise machen können, wird seltener erwogen. Wer mit kleinlichen Leuten zu thun hat, der mag darauf gefaßt sein: ein unbeantworteter Brief, ein Verabsäumen der Namenstags- oder Neujahrsgratulation, das zufällige Übersehen in einer Gesellschaft, die harmlose Äußerung einer Meinungsverschiedenheit, die gedankenlose Unterlassung eines Grußes auf der Straße u. s. w. — das sind Dinge, von denen die Wohl- oder Übelgesinnung der Alltagsleute abhängt. Liegt dir was dran? Sie können dir dein Leben nicht verschönen, aber sie können dir deine Tage vergällen.

Ich muß mich einer heillosen Eigenschaft anklagen, durch die ich schon so viele gute Alltagsleutchen bitter verletzt habe. Was sagst du dazu? Da war ich eines Tages in einer distinguierten Gesellschaft, dort wurde Musik gemacht, man wurde sich einander vorgestellt und alles war recht artig. Heute begegnen mir auf der Promenade Damen aus jener Gesellschaft, sie blicken mich an, und selbstredend erwarten sie von mir gegrüßt zu werden. Ich glotze ihnen vorbeitrottend ins Gesicht und — grüße nicht. Ist das nicht eine wahre Flegelei? Ist das nicht der lächerlichste Hochmut und Größenwahnsinn? Weil er ein Dutzend Bände Bauernlümmeleien zusammengeschustert hat und ihn nachsichtige Journale einen beliebten Volksschriftsteller, satirische Blätter einen Dichter

von Gottes Gnaden genannt haben, so glaubt er sich jetzt ein Betragen anmaßen zu dürfen, das geradezu beleidigend, frech ist. Der Hausknecht grüßt; der Dienstmann, dem man einmal zehn Kreuzer zu verdienen gegeben hat, wird jahrelang grüßen, und so ein Bengel, mit dem man sich in Gesellschaft gutmütig abzugeben nicht verschmäht, hat die Unverfrorenheit ... In der That, was ein Bauer ist, das bleibt ein Bauer!

Dieses sagen die nicht gegrüßten Damen? Gott bewahre, dieses würde ich über jenen nicht grüßenden Herrn sagen, wenn mir die Ursache seines Verhaltens unbekannt wäre. Nun weiß ich aber zufällig, daß er den betreffenden Damen eine noch viel größere Beleidigung zugefügt hat, als sie geahnt, er hat die Frauen, mit denen er wenige Tage früher einen so vergnügten Abend verlebte, nicht gegrüßt, weil er sie — nicht mehr erkannt hat.

Ist das glaublich bei einem Manne, von dem man annehmen muß, daß er seine fünf Sinne hat, weil bisher das Gegenteil noch nicht genugsam erhärtet worden? — Doch, mit den armseligen fünf Sinnen ist nicht viel gethan. Was hilft mir das Gehör, wenn mir der Sinn für Musik fehlt? Wie verwerte ich die Fähigkeit, ein fremdes Antlitz zu sehen, wenn es mir nach kurzer Zeit wieder aus dem Gedächtnisse entschwindet?

Und das ist es, wobei ich mir am dümmsten, um nicht zu sagen, noch am dümmsten vorkomme. Mir fehlt das normale Physiognomiengedächtnis, ein Umstand, dem durch eine große Kurzsichtigkeit noch Vorschub geleistet wird. Mir muß jemand einen tieferen Eindruck machen, entweder durch große Vorzüge oder durch große Gebrechen, wenn mir seine Gestalt in Erinnerung bleiben soll. Ein

Gespräch mit jemandem, die Wärme seines Händedruckes oder die Kälte seines Grußes wird mir bleiben, seine Gesichtszüge werde ich vergessen haben. Vielleicht, daß mir bei einer weiteren Begegnung noch dämmert: Den oder Die muß ich schon irgendwo gesehen haben! — Ei freilich, du warst gestern abend mit ihnen im Gasthaus beisammen.

Nun wird mir einer sagen: Lieber Freund, man kann die regel de tri vergessen, man kann einen Regenschirm vergessen, man kann vergessen, seinen Schneider zu zahlen, man kann vergessen, ein Mädchen zu heiraten, dem man's versprochen hat, aber das Gesicht einer reizenden Dame kann man nicht vergessen, denn man darf nicht.

Um Gotteswillen, wie soll ich's anstellen?

Wozu ist der Knoten im Sacktuch erfunden?

Ach, ihr habt leicht scherzen. Ich möchte weinen, wenn ich daran denke, daß mich meine in Rede stehende Gedächtnisschwäche bei einem großen Teil meiner Mitmenschen schon um die unschätzbaren Prädikate „bescheiden" und „liebenswürdig" gebracht hat. Und wäre es auch darum! Denn der Mensch lebt nicht allein von Prädikaten. — Ich ergreife diese Gelegenheit, um allen Ernstes zu versichern, daß es nicht in meiner Natur liegt, irgend jemand absichtlich zu verletzen.

War jener Frau in der That herzlich dankbar, die ich auf der Ringstraße in Wien am Kleide streifte, um dann flüchtig: „Entschuldigung!" murmelnd, davonzuhasten; denn sie eilte mir nach, zupfte mich am Arm und rief: „Warum grüßen Sie mich nicht?"

Ich stotterte, sie jetzt anblickend, daß ich wohl schon das Vergnügen gehabt haben dürfte, nur wüßte ich im Augenblick nicht, wann und wo.

„Ist das Ihr Ernst?“ lachte die Dame. „Sie haben ja vor zwei Tagen bei mir gespeist!“ Es war eine der bekanntesten und liebenswürdigsten Frauen der Wiener Gesellschaft.

„Ihr Dichter schwebt stets in hohen Regionen, daher muß man sich's schon gefallen lassen, wenn Eure irdische Hülle einen einmal schier über den Haufen rennt.“

So sagte sie, worauf ich entgegnete, daß diese landläufige Meinung — als habe der Dichter auf der Gasse kein Auge für die Welt, weil er vom Idealen, von der Phantasie ganz erfüllt sei — in den meisten Fällen nicht richtig sein dürfte. Derlei Gesellen dächten auf der Gasse, auf dem Spaziergange gewöhnlich an gar nichts, was der Mühe wert ist, gedacht zu werden. Und sie wären dessen auch froh.

„Also, was muß man denn thun,“ sagte sie, „um sich in Ihrem Gedächtnisse zu befestigen?“

„Nur nichts Gutes, gnädige Frau! Denn das vergißt man am sichersten.“

VII.

Gescheite Leute sagen, daß dem Menschen seine eigene Gesellschaft besser anschlage als fremde, oder wenigstens nicht schlechter. Im ganzen mag's stimmen, einzelne Beispiele widersprechen, es kommt eben darauf an, wer es ist. Ein schlechter Kerl wird in seiner eigenen Gesellschaft noch schlechter.

Der Trieb nach Gesellschaft und Geselligkeit ist am meisten ausgebildet bei Durchschnittsmenschen. Es giebt Leute, die nicht einen Augenblick mit sich selbst allein sein

mögen, jeder Tropf ist ihnen lieber als ihre eigene, sonst so werte Persönlichkeit. Es giebt Leute, denen der Verstand still steht, wenn sie allein sind, die nur mit dem Munde oder mit den Ohren denken, nur sprechend oder hörend eine gewisse Gehirnthätigkeit entwickeln. Solche brauchen Gesellschaft, um sich als leidliche Vernunftwesen zu fühlen. Es giebt Leute, die einen solchen Überfluß an Weisheit in sich spüren, daß sie damit hausieren gehen müssen. Es giebt Leute, die sich ganz hohl vorkommen, wenn sie nicht alltäglich eine erkleckliche Tracht von Neuigkeiten und Tratsch in sich aufnehmen können. Solche brauchen Gesellschaft, suchen Gesellschaft, würden ohne Gesellschaft abmagern und trübsinnig werden. Ferner giebt es Leute, denen, so oft sie allein sind, lauter unangenehme Sachen einfallen. Um den Dämonen zu entkommen, fliehen sie zur Herde. Hetzhunde sind auch die heimlichen Qualen eines bösen Gewissens.

Derlei Flüchtlinge vor sich selber bevölkern zum großen Teil unsere Unterhaltungszirkel, Wirtshäuser und Geselligkeitsvereine. Es dürfte nicht sehr viele Theaterfreunde geben, die, wie weiland König Ludwig, ganz allein einem Theaterstücke beiwohnen könnten; man geht doch nicht gerade ins Theater, um Schauspiele, sondern um Leute zu sehen. Ja selbst in die Kirche gehen viele lieber, wenn sie mit Leuten gefüllt ist.

Am deutlichsten kann man die Leutelust auf öffentlichen Promenaden beobachten. Wie leuchten die Gesichter! Sehen und gesehen werden! Wo das Gewoge am lebhaftesten, das Gedränge am dichtesten ist, dorthin, dorthin! Der Mensch kommt in Herden vor. „Oaner is a Mensch, mehrer seins Leut und viel seins scha Vieher!"

Ausnahmemenschen pflegt man in der Gesellschaft Ausnahmestellungen einzuräumen. Aber gerade Geistesaristokraten hätten zu zeigen, daß sie gesellschaftlich nichts vorausbaben wollen, daß sie alle gesellschaftlichen Normen einhalten wollen, um nur ja nicht aufzufallen. Ich kannte einen berühmten Mann, der in Gesellschaft stets befangen war, weil er immer fürchtete, gegen die Form zu verstoßen, der deshalb im Verkehr mit Leuten sich überaus förmlich und banal gab. Welch ein Gegensatz zu jenen „Genies", die in übermäßigem Bewußtsein ihres Wertes ihren Launen freien Lauf lassen und daher mehr interessant als angenehm sein mögen.

Wenn ein Mensch unter Leuten sitzt, so gewinnen die Leute, der Mensch verliert gewöhnlich. Der Mensch, wenn er strenge ist, wird auf der Heimkehr von einer Gesellschaft selten mit sich zufrieden sein. Entweder er hat anderen Unrecht gethan oder sich selber. Er beging ein Unrecht an sich, weil er den erstbesten Gesellen offenen Einblick in sein innerstes Wesen gestattete. Jeder tiefe Mensch sollte auf seine Stirn schreiben: Fremden ist der Eintritt verboten!

Allerdings ist in dem Menschen ein Bedürfnis vorhanden, sein inneres Wesen manchmal nach außen zu kehren, einem andern Menschen zu. Auf diesem Zuge unseres Wesens beruht die Ohrenbeichte, die eine tiefere Bedeutung hat, als der weltliche Sinn eingestehen mag. Ein großer Menschenkenner war's, der die Ohrenbeichte aufgebracht hat; mancher arme Sünder, der nicht zu Grunde gegangen an der Sünde, ginge zu Grunde an dem Geheimnis. Freilich thut in diesem Sinne ein treuer Freund denselben Dienst wie der Priester; was aber sollen die Niederen und Verachteten anfangen?! Doch es ist ein

Unterschied, ob man sich einem Seelenfreunde mitteilt oder einem Fremdling, und es giebt Geheimnisse, die man weniger einem einzelnen anvertrauen mag, als der Allgemeinheit. So beichten manchmal die Dichter.

Als mich einst der jetzige Gelehrte Rudolf Falb zum ersten Mal in eine größere Gesellschaft führte, gab er mir unter anderen Verhaltungsmaßregeln schmunzelnd auch die: „Und dann merken Sie sich, junger Freund, daß man in guter Gesellschaft so wenig wie möglich von sich selber spricht, sondern immer nur von Dingen, die einen nichts angehen." Bei den Bauern aber heißt's: „Still sei, das geht dich nichts an." So ist halt ein Unterschied zwischen gebildeten und ungebildeten Leuten.

Nun haben einfältige Leute manchmal den Fehler, daß sie das, was sie nichts angeht, auch nicht interessiert, darüber also auch nicht mit jener Geistesmunterkeit zu plaudern vermögen, wie andere, die sich mit löblicher Selbstverleugnung in Verhältnisse und Angelegenheiten fremder, abwesender versenken und aus den bescheidensten Quellen der Alltäglichkeit ihre geistige Nahrung schöpfen. Salongespräche sind wie Feuilletons, sind die Kunst, mit vielen zierlichen Worten nichts zu sagen, oder noch besser, das Gegenteil von dem zu sagen, was man denkt. „Wie geht es Ihnen?" wirst du gleich beim Eintritt zuvorkommend befragt. Wehe dir, wenn du die Frage beantworten wolltest! Man wartet eine Antwort auch gar nicht ab, unter dem Scheine der Teilnahme ist es die frostigste Gleichgiltigkeit, die dich umgiebt. Hol's der Teufel, was man da für ein Flächling werden muß!

Wie ich mich dreinfinde? Mir fehlt das richtige Talent, das sonst so manches andere reichlich ersetzt, das Talent

der Geselligkeit. Mir graut vor dem Menschen, wo er in Herden vorkommt. Er macht mich krank. Ein mir gleichgiltiges Gespräch, bei dem ich mitthun muß, verstimmt mich, verursacht eine Abspannung, die oft tagelang anhält Will ich in Gesellschaft warm werden, so muß ich mich leben und sagen dürfen. Ich habe es versucht. In erstbester Gesellschaft packte ich aus, was mir am Herzen lag, bot meine Anschauungen über Leben, Kunst, Politik, Religion, ohne Rücksicht darauf, wer Zuhörer war. Aristokraten und hohen Staatsbeamten legte ich mein demokratisches Glaubensbekenntnis vor, machte mich lustig über Ordensjägerei. Offizieren gestand ich meine Abneigung vor dem Kriege. Priestern klagte ich den schlimmen Einfluß mancher konfessionellen Dogmen auf wahre Religiosität und Sittlichkeit. Professoren ergötzte ich mit Meinungsäußerungen über Dünkelhaftigkeit und Pharisäertum der Gelehrtenwelt. Finanzmänner unterhielt ich mit meiner Entrüstung über die Geldgier und Bestechlichkeit unserer Zeit und mit der Prophezeiung einer furchtbaren Revolution. Vor Frauen machte ich die Mode lächerlich und Künstlern bestritt ich den Wert des Ruhmes. Ist das nicht weltmännisch? Sprach ich nicht mit jedem über sein Fach? — O heiliger Simplicitus! —

Zumeist zog ich in Gesellschaften bei Meinungsverschiedenheiten den kürzeren, nicht als ob die Sache, die ich vertrat, zu schwach gewesen wäre, vielmehr, weil meine Stimme zu schwach war. Recht hat im Kampfe die stärkste Faust, im Gespräch die beste Lunge. Wer mit der Sache spielen kann, sie ins lustige zieht, der ist in der Gesellschaft der Löwe. Im Grunde ist er nur der Fuchs Wer ein Salongespräch zu vertiefen trachtet und nicht mit-

springen will, wenn die Gesellschaft vom Theater auf die Pferde, vom Pferd auf die Chokoladenbonbons, von diesen auf den Fastenprediger, von diesem auf Karlsbad, von da auf Kautschukmäntel, von diesen auf Finanzminister hüpft und vom Finanzminister auf den Hund kommt, — wer sich mit demselben sprudelnden Interesse, mit dem er eben erst Bismarcks Politik behandelt hat, nicht im nächsten Augenblick mit einem Serviettenband befassen kann, der gehe nicht in den Salon, er besitzt die nötige Bildung nicht. Wer in feine Gesellschaften geht, der muß die Hosen und Meinungen nach der neuesten Mode tragen.

Doch giebt es Menschen, die auch in Gesellschaft nicht Leute werden, sondern Menschen bleiben. Sonntagsmenschen, mit denen zu verkehren Sonnenschein ist. Auch bei solchen giebt es Meinungsverschiedenheiten, ja bei ihnen erst recht. Aber das sind fröhliche Geistesschlachten, herzerquickend und stets gegenseitig fördernd. Hier zu fallen ist ehrenvoller, als dort zu siegen.

In unseren gewöhnlichen Stadtgesellschaften war ich stets noch unbedeutender geworden. Ich durfte nicht sprechen, wie mir der Schnabel gewachsen ist, nicht sagen, wovon das Herz voll war, mußte eine Natur verleugnen und einer Unnatur huldigen. Der eine wollte witzig sein und wurde läppisch; der andere wollte temperamentvoll sein und wurde brutal; der dritte wollte artig sein und wurde langweilig. War dieser dritte nicht ich? War ich einfach langweilig, — gut. War ich unausstehlich, — um so besser.

Wie oft stößt man in Gesellschaft auf wohlwollende Menschen. Besonders Professoren hatten sich häufig meiner trostlosen Unwissenheit erbarmt und mich in Unterhaltungen

gezogen, bei denen sie Gelegenheit hatten, mir in der Eile etwas beizubringen. Aber ein bissel stark gleichgiltig war mir der Kursus; es ist ganz verzweifelt, wie wurstig mir z. B. die vergleichende Sprachkunde, die Theorie der Künste oder die altgermanische Götterlehre ist. Ein Schriftsteller, der seine Bücher nicht aus Büchern macht! Der nicht weiß, was vor ihm gedacht und geschrieben wurde! Und dann kommt so einer mit nagelneuen Ideen daher, die schon vor tausend Jahren aller Welt bekannt waren! Nun eben — mancher geberdet sich, als ob er der erste Mensch auf Erden wäre. Bei mir trifft's zu, ich bin für mich der erste und der letzte, der Adam und der Ahasver zugleich, — ein solches Ungetüm kann man im Salon nicht wohl brauchen.

Die meisten Leute stellen das Talent, zu amüsieren, so hoch, daß sie lieber schlecht erscheinen wollen als dumm. Weil die Schlechtigkeit amüsanter ist. Aber es giebt auch eine geistreiche Dummheit; gerade dort, wo sich einer anstrengt, sehr geistreich zu sein, ist gewöhnlich was Dummes zu verstecken.

Das armseligste war, wenn ein grausames Geschick so spielte, daß mir die Aufgabe zufiel, im Salon, im Theater, auf Spaziergängen eine Dame zu unterhalten. Einem jungen Menschen stünde die Tölpelhaftigkeit und Sprödigkeit nicht einmal übel an, — es könnte recht wohl Befangenheit eines Liebenden sein. Mir waren — nachdem ich die Meine einmal hatte — in diesem Sinne alle anderen Frauen und Mädchen höllisch gleichgiltig. Mein ungeschicktes Benehmen entstammte lediglich der Angst, die Etikette zu verletzen. Da konnte eine Salonpuppe noch so gespreizt und dumm sein, ich war immer noch um einen

Grad gespreizter und dümmer. Rückte eine mit den bekannten liebenswürdigen Redensarten vor, so suchte ich es im Schweiße meines Angesichts wett zu machen, was natürlich fast allemal kläglich mißlang. Am besten ging's noch bei den Blaustrümpfen und ihren Antipoden, den einfach erzogenen, schlichten, natürlichen Mädchen. Mit jenen schwatzt man eins über schöne Litteratur, über Theater und Malerei, bei längerer Robot auch über Gott und Unsterblichkeit. Und geht man ganz als Zuhörer auf, so ist man der allerbeste Gesellschafter. Wirklich angeregt hat mich immer nur das ungelehrte, stillkluge Mädchen und die verständige, sich ungeziert verhaltende Frau. Vor dem Hausverstand hatte ich überhaupt zu aller Zeit zehnmal mehr Respekt als vor aller Gelehrtheit und Geistreichigkeit, die ich in ihrem Bereiche zwar zu achten weiß, die mir aber bei sonst unbedeutenden Leuten unsäglich zuwider ist. Eins von den zweifelhaften Elementen ist in der Salongesellschaft fast immer vorhanden und so kommt man aus dem Unbehagen nicht heraus und in der Befangenheit begeht man Ungereimtheiten, wenn auch nicht allemal in dem Maße, wie jenes Landmädchen aus der Zeit des lachenden Philosophen eine beging, das in einer feinen Tischgesellschaft zur Tafel geladen war. „Wenn bei Tisch Fleisch kommt," hatte ihre Mutter sie belehrt, „so lege die Beine fein auf den Teller." Und das Naturkind legte richtig die Beine auf den Tisch.

In früheren Jahren hatte ich in unserem vereinsreichen Stadtleben allerhand Ausschuß- und Komitee-Sitzungen mitmachen müssen. In einigen Dingen waren meine Ansichten gerade nicht unpraktisch, aber sie kamen nicht zur Geltung. Ein anderer sagte vielleicht später

dasselbe mit dem richtigen Schwung der Stimme, — und siehe, die Sache war auf der Höhe. — Über das Bedenken, Blödsinn zu schwatzen, setzt sich der richtige Vereinsredner mit Leichtigkeit hinaus. So machte ich bei solchen Sitzungen endlich nur mehr den stummen Zuhörer, der an der Weisheit der Redner sich erbaute und — ergötzte.

War die Gesellschaft freier, dann wurde es auch in mir lebendig. Ich wurde bummelwitzig und machte Späße. Späße über mich selber. Das ist auch gefährlich. Die Selbstironie wird meist mißverstanden; lobt man sich ironisch, so nehmen sie's für Ernst; thut man seine Fehler und Schwächen dar, so halten sie's für Koketterie. Wie jemand auch einmal etwas sagen und thun kann, das nicht der Eigenliebe entspringt, — den Philistern ist es unfaßbar.

Von allen größeren Geselligkeiten zurückgezogen, lebe ich nur noch mit wenigen vertrauten Freunden, die wir uns wöchentlich einmal zusammenfinden zu fröhlichem Thun. Aber auch hier ist nicht jede Stunde glücklich. Dann geht man betrübt nach Hause. Weiß man sich selbst einer Rücksichtslosigkeit, einer Taktlosigkeit schuldig, dann sagt man sich noch in stiller Nacht: Das war eine abscheuliche Stunde. Verbanne dich zur Strafe in die Einsamkeit und lerne in den Fährlichkeiten wilder Elemente die Menschen besser achten. An Särgen lerne die Reue, an Gräbern gedenke der Härte, in der du mit ihnen umgingest, da sie noch Menschen waren, leidend, irrend wie du! — Erst in der Einsamkeit kommen solche Gedanken, in Gesellschaft kommen sie nie. Aber was ist das für eine Menschenliebe, die nur dann sich meldet, wenn man von Menschen fern ist? Die Ursache, daß es so ist, liegt nicht immer in anderen, manch-

mal auch in dir selbst, mein liebes ego! Meide die Leute, wenn du unter ihnen Gefahr läufst, zu entarten, aber liebe sie in Gedanken, thue ihnen Gutes aus der Ferne, dann werden sie wenigstens geistig deiner Seele eine gedeihliche Gesellschaft sein. In der Zurückgezogenheit wird man auch bedürfnisloser, sanfter, fröhlicher. Sobald man die Brutalität des großen gesellschaftlichen Lebens aus den Augen verliert, erscheint die Welt wieder in idealerem Lichte.

So hat sich im Laufe der Zeit und Erfahrungen ein leidenschaftlicher Hang nach Einsamkeit in mir ausgebildet, den man krankhaft nennen könnte, wenn er . . . nicht so heilsam wäre. In Einsamkeit habe ich meine geringen Fähigkeiten gepflegt, in Geselligkeit habe ich die größten Dummheiten gemacht. — — —

Das Buch ist am Ende. Der Leser hat gesehen, daß auch das einfachste Menschenleben seine Widerhaarigkeiten hat und daß ein liebes Ich durchaus keine so einheitliche Person ist, als es gut wäre. Der Mensch ist in seinem Dasein nur zweimal ein völlig Ganzes: im gedankenlosen Genusse der Jugend und in der bedingungslosen Ergebung des Alters.



Inhalt.

Abschied

und andere Novellen

von

Paul Robran.

Preis brosch. M. 3.—; eleg. geb. M. 4.—.

Das Erstlingswerk eines jungen hochbegabten Autors, das bereits wenige Wochen nach seinem Erscheinen in allen litterarischen Kreisen größtes Aufsehen und lebhaftes Interesse hervorgerufen hat. Von den zahlreichen günstigen Kritiken seien hervorgehoben:

Peter Rosegger (Heimgarten): Drei Liebesgeschichten von einem neuen jungen Verfasser, der uns überrascht hat. Es ist tragische Liebe in moderner Unmittelbarkeit dargestellt. . . . Von besonderer Frische und Feinheit sind die Zwiegespräche, von bewundernswerter Plastik die Naturschilderungen, die uns drei ganz verschiedene Welten zeigen. . . . . .

Karl Frenzel (Nationalzeitung): . . . . „Abschied" ist ein kleines Meisterstück in der vortrefflichen Durchführung der beiden Hauptgestalten, der knappen und lebendigen Vortragsweise, der ergreifenden Wahrheit seines Vorwurfs. Es vereinigen sich hier Wirklichkeitssinn, Fülle des Lebens, warme und wahre Empfindung und eine glänzende Darstellung.

E. Pötzl (Neues Wiener Tagblatt): . . . Reicher, neuartiger Inhalt, gut gezeichnete Figuren, Spannung und Verschlingung des Knotens mit unerwarteter, aber sympathisch berührender Lösung, gefällige, leichtflüssige Sprache, belebt von Humor, Dialog und Schilderungen, dies alles ist hier in reichem Maße vorhanden. Dazu kommt noch die den Feinschmecker so anmutende Herbe und Frische eines durch Vielschreiberei nicht trivial gewordenen Neulings. . . . .

M. Uhse (Leipziger Tageblatt): Den drei Novellen dieses Buches liegen sehr interessante erotische Probleme zu Grunde, deren Anziehungskraft noch durch die außerordentlich wirksame Einkleidung von seiten Robran's erhöht wird. Dem Buch kann auch eine vollendete Technik nachgerühmt und es demgemäß doppelt warm empfohlen werden. . . . .

Pester Lloyd: Das Buch enthält drei Novellen; man braucht indessen nur ein paar Seiten davon zu lesen, um zu erkennen, daß es eine feste, sichere und gewandte Hand ist, welche hier die Feder führt, daß der Autor viel gelesen, viel gelernt, viel gesehen und viel beobachtet hat und daß er die Eindrücke, die er empfangen, so ruhig, so klar und so schön wiederzugeben weiß, wie nur wenige von Denen, deren Name schon längst allen deutschen Lesern geläufig ist.

Allgem. litterar. Rundschau: . . . Robran ist ein Frauenschilderer par excellence. . . . Das Buch zeichnet sich durch geschickte Komposition, durch ein brillantes Lokalkolorit und einen vornehmen objektiven Stil aus.